

Württ.  
Landes-  
bibliothek  
Stuttgart

1. Ex. fade  
H. D. Subhan  
**SCHWÄBISCHE  
HEIMAT**

**1**

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / MÄRZ 1968

**EBERHARDVS BARBTVS  
DVX WIRTEMBERGENSIS  
ANNO 1892**



# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege  
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes  
herausgegeben von Ernst Müller

1968

19. Jahrgang

Erstes Heft — Januar / März

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETEK HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 14.–. – Einzelheft DM 4.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Eberhard im Bart. Aus der Inkunabel *Voragine Mariale* 1492 in der Württ. Landesbibliothek Stuttgart

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

## INHALT

Widmung an Dr. Adolf Schahl .....	1
„Denkmahl der Freundschaft“ Von Walter Kittel .....	3
Spätmittelalterliche und Renaissance- model aus Stein und Ton Von Albert Walzer .....	10
Die Ritterbrunnen im Gebiet des alten Herzogtums Württemberg – Fürst oder Wappner? Von Werner Fleischbauer .....	14
Schützenscheiben aus Nürtingen und Scharnhausen Von Georg Sigmund Graf Adelman n .....	22
Die Figuren der Göppinger Rebenstiege Von Manfred Akermann .....	28
Parkanlagen und Hofgärten in Hohenlohe Von Karl Schumm .....	32
Die Bedeutung der Natur- und Land- schaftsschutzgebiete in der Umgebung Stuttgarts Von Oswald Rathfelder .....	43
Unsere Naturschutzgebiete 2. Der Spitzberg bei Tübingen Von Helmut Schönamsgruber .....	53
Unsere Naturschutzgebiete 3. Die Anacamptisheide auf dem Oberen Leimberg Von Oswald Rathfelder .....	59
Das Zeughaus in Augsburg Von Richard Schmidt .....	63
Städterneuerung in Württemberg Von Richard Schmidt .....	66
Hoheneck und Neckarweihingen im Kriegsjahr 1519 Von Walter Grube .....	72
Zeittafel auf der Ruine Von Walter Kittel .....	74
Übernamen im alten Gablenberg Von Helmut Dölker .....	76
Verse von Christian Wagner (1835–1918)	84
Wimphelings Carmen Heroicum auf Her- zog Eberhard von Württemberg Von Gottlieb Merkle .....	85
Theologie im Wandel Von Ernst Müller .....	92
Heimat (-bund) morgen Von Peter Haag .....	96
Und die Silberburg? Von Walter Kittel .....	100
Buchbesprechungen .....	101
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	107

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

ZEITSCHRIFT ZUR PFLEGE VON LANDSCHAFT, VOLKSTUM, KULTUR

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes herausgegeben von Ernst Müller*

19. Jahrgang 1968



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

OTTO LINCK

WALTER KITTEL

ERNST MÜLLER

19. Jahrgang 1968



# INHALT

## GEDICHTE

- Karl Häfner*, Drescher ..... 284  
*Gertrud Höfer*, Pfingstmorgen am Krumbach in  
Ochsenhausen ..... 226  
*Hölderlin*, Die Teck ..... 170  
*Christian Wagner*, Verse ..... 84

## ERZÄHLENDES

- Max Eyth* in London ..... 117  
*Karl Götz*, Heimat – vierzig Jahre später ..... 177  
*Wilhelm Koblbaas*, Revolutionserinnerungen 1918 .. 233

## GESCHICHTE

- Wilhelm Böhringer*, Die Obere Mühle im Reichen-  
bachtal ..... 200  
*Martin Brecht*, Konrad von Urach – Generalabt  
der Zisterzienser ..... 249  
*Karl Greiner*, Die St. Nazariuskirche in Hirsau ... 215  
*Walter Grube*, Hoheneck und Neckarweihingen im  
Kriegsjahr 1519 ..... 72  
*Gottlieb Merkle*, Wimpfelings Carmen heroicum  
auf Herzog Eberhard von Württemberg ..... 85  
*Ernst Müller*, Herzogin Franziska in Kirchheim ... 164  
*Hans Petri*, Königin Katharina von Württemberg im  
Urteil einer Zeitgenossin ..... 285  
*P. Paulus Weißenberger*, Das älteste Matrikelbuch  
der Pfarrei Kössingen ..... 171  
*Hartwig Zürn*, Die Vor- und Frühgeschichte von  
Kirchheim u. T. .... 166

## KUNST

- Georg Sigmund Graf Adelman*, Schützenscheiben  
aus Nürtingen und Scharnhausen ..... 22  
*Manfred Akermann*, Die Figuren der Göppinger  
Rebenstiege ..... 28

- Werner Fleischbauer*, Die Befestigung der Stadt  
Kirchheim im 16. Jahrhundert ..... 139  
*Werner Fleischbauer*, Die Ritterbrunnen im Gebiet  
des alten Herzogtums Württemberg – Fürst oder  
Wappner? ..... 14  
*Ernst Hirsch*, Mozart und das welsche Tanzliedchen  
aus Schwaben ..... 217  
*Gerhart Kilpper*, Entwicklung der Stadt Kirchheim  
u. T. nach Plänen und Luftbildern ..... 149  
*Ernst Müller*, Die württembergische Landschaft  
(Felix Hollenberg zum 100. Geburtstag) ..... 243  
*Richard Schmidt*, Das Zeughaus in Augsburg ..... 63  
*Richard Schmidt*, Stadterneuerung in Württemberg 66  
*Marianne Schumm*, Die Kirche von Untermünkheim  
und ihre Meister ..... 187  
*Alois Seiler*, Eine unbekannte Ansicht der Reichsstadt  
Biberach aus dem Jahre 1540 ..... 180  
*Albert Walzer*, Spätmittelalterliche und Renaissance-  
model aus Stein und Ton ..... 10

## LITERATUR UND GEISTES- GESCHICHTE

- Adolf Beck*, Hölderlins Republikanertum in Tübingen 270  
*Siegfried Greiner*, Der schwäbische Inder (Hermann  
Gundert) ..... 204  
*Wolfgang Irtenkauf*, Die Namen des Schwarzwaldes 209  
*Walter Kittel*, Denkmahl der Freundschaft ..... 3  
*Werner Majer*, Ein bisher unbekannter Brief von  
Max Eyth aus England ..... 217  
*Hermann Mall*, Einblick in die vor 140 Jahren erst-  
mals erschienene Reutlinger Zeitung ..... 213  
*Carl Mayer*, Unterwegs zur Hauswirtschaftlichen  
Hochschule ..... 167  
*Ernst Müller*, Theologie im Wandel ..... 92  
*Gerhard Storz*, Die Schwäbische Dichterschule .... 157

## VOLKSKUNDE

- Helmut Dölker*, Übernamen im alten Gablenberg .. 76  
*Karl Häfner*, Vom Dreschen ..... 281

## NATUR UND LANDSCHAFT

<i>Hans Binder</i> , Höhlen- und Karstforschung im Umkreis der Teck .....	133
<i>Ottmar Engelhardt</i> , Das Orchideenjahr der Schwäbischen Alb .....	193
<i>Peter Haag</i> , Heimat(-bund) morgen .....	96
<i>Oswald Rathfelder</i> , Die Alb zwischen Randecker Maar und Jusi – Aufbau, Schutz und Pflege .....	120
<i>Oswald Rathfelder</i> , Die Anacamptisheide auf dem Oberen Leimberg .....	59
<i>Oswald Rathfelder</i> , Die Bedeutung der Natur- und Landschaftsschutzgebiete in der Umgebung Stuttgarts .....	43
<i>Oswald Rathfelder</i> , Die Landschaft im Landesentwicklungsplan .....	265
<i>Helmut Schönnamsgrubner</i> , Der Spitzberg bei Tübingen .....	53
<i>Karl Schumm</i> , Parkanlagen und Hofgärten in Hohenlohe .....	32

## HEIMATSCHUTZ

<i>Ottmar Engelhardt</i> , Helft Neresheim erhalten! .....	263
Jahreshauptversammlung 1968 in Kirchheim .....	227
<i>Walter Kittel</i> , Nein so geht es nicht! (Schwäb. Hall) .....	206
<i>Walter Kittel</i> , Und die Silberburg? .....	100
<i>Walter Kittel</i> , Das Westfälische Freilichtmuseum bäuerlicher Kultur .....	260
<i>Walter Kittel</i> , Zeittafel auf der Ruine .....	74
Pfingsttage 1968 in Ochsenhausen .....	223

## GEDENKTAGE

Karl Götz 65 Jahre .....	173
<i>Johannes Hermann</i> , Dr. Walter Supper zum 60. Geburtstag .....	279
<i>Oskar Rühle</i> , Dr. Adolf Schahl zum 60. Geburtstag .....	1

## BUCHBESPRECHUNGEN

Die Alplandschaft zwischen Rosenstein und Wasserberg .....	292
Bischoff-Luithlen, Gruorn .....	289
Boerlin, Die Stiftskirche St. Gallen .....	103
Deutsches Geschlechterbuch, Band 146 .....	221
Geurts, Das Mädchen von Orlach .....	294

Götz, Brüder über Land und Meer .....	175
Gradmann, Lebenserinnerungen .....	175
Grün, Sternsinger .....	293
Haldenwang, Morgenstrauß .....	289
Jahrbuch für Ostdeutsche Volkskunde .....	291
Jauch, Am frisch geschnittenen Wanderstab .....	106
Kalender .....	294
Kliffmann, Bestimmungsbuch für Wiesen- und Weidepflanzen .....	222
Konrad, Die Reichsabtei Elchingen .....	293
Der Kreis Mergentheim .....	222
Der Kreis Mosbach .....	222
Der Kreis Schwäb. Hall .....	222
Kuhn, Reisebilder aus Italien .....	220
Kunstführer des Anton H. Konrad Verlags .....	294
Kurz, 200 Jahre Schwenninger Uhren .....	176
Lahnstein, Ludwigsburg .....	288
Lahnstein, Württemberg anno dazumal .....	220
Lenz, Verlassene Zimmer .....	105
Lieb-Dieth, Die Vorarlberger Barockbaumeister .....	101
Lutz, Volksbrauch und Sprache .....	290
Maier, Sindelfinger Familien .....	106
Mayser, Die Mayser aus den Donaustädten Riedlingen und Ulm .....	292
Pflug, Aus der Räuber- und Franzosenzeit Schwabens .....	293
Renner, Wandel der Dorfkultur .....	290
Roessle, Von Bengel bis Blumhardt .....	292
Rombach, Italienische Reisen .....	104
Sandner, Die Kuen, Bregenger Baumeister des Barock .....	102
Scharfe-Schenda-Schwedt, Volksfrömmigkeit .....	104
Schefold, Ulm .....	218
Schloz, Geliebte Landschaft .....	289
Schloz, Wäre uns die Liebe nicht gegeben .....	105
Schulz, Geschichte der ehemaligen Saline Wilhelmshall bei Schwenningen .....	222
Schulz, Die Geschichte des Salzwerkes Stetten bei Haigerloch .....	222
Schumann, Der Segen bleibt .....	289
Schumm, Entwicklung des Medizinalwesens in der Grafschaft Hohenlohe .....	176
Storz, Eduard Mörike .....	174
Storz, Schwäbische Romantik .....	174
Verborgener Reichtum II .....	291
Wenk, Wanderungen in der Umgebung von Isny .....	291
Zondler, Unterwegs beobachtet und skizziert .....	290
Zürcher, Zwiefalten .....	287
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes ..	107, 223, 295

Dieses Heft ist dem verdienten Geschäftsführer unseres Schwäbischen Heimatbundes

## *Dr. Adolf Schahl*

zur Vollendung seines 60. Lebensjahres am 27. März 1968 gewidmet.

Es soll ein sichtbares Zeichen des Dankes und der Anerkennung sowohl für seine fundierte wissenschaftliche Arbeit wie auch für seine vielfältige praktische Tätigkeit zur Durchführung der Aufgaben des Bundes sein. Zugleich wollen die Mitarbeiter dieses Heftes zum Ausdruck bringen, wie eng sie dem Gefeierten persönlich verbunden sind.

Dank und Anerkennung gebühren zunächst dem Wissenschaftler Adolf Schahl. Er ist Kunsthistoriker nicht nur von Beruf, sondern aus Berufung. Seine Begeisterungsfähigkeit für alles Schöne und sein Gespür für die tieferen Gründe und Zusammenhänge alten und neuen Kunstschaffens kennt jeder, der ihn auf Kunstfahrten und Besichtigungen unmittelbar erlebt hat. Früchte seiner wissenschaftlichen Arbeit sind die vorbildlichen Inventarisierungen oberschwäbischer Kunstdenkmäler, die in den Bänden *Waldsee* (1943) und *Wangen* (1954) ihren Niederschlag gefunden haben, und neuerdings die vielbenutzten Kunstbreviere für das Bodenseegebiet (1959, 1962<sup>2</sup>), für Oberschwaben (1961) und für Neckarschwaben (1966), die durch die Breite ihres landeskundlichen Unterbaus einen beachtenswerten neuen Weg in der Kunst-

führung weisen. Daß er, wie so viele kluge Schwaben, ein heimlicher Lyriker ist, zeigt sein Wandeln auf den Spuren Eduard Mörikes in „Lauter Kleinigkeiten zwar“ (1962).

Dank und Anerkennung gebühren zum andern – und nicht minder – dem Mann der Tat, der seit der Wiederaufnahme der Arbeit im Schwäbischen Heimatbund nach dem Krieg die Geschäftsstelle mit Umsicht und Energie, mit nie erlahmendem Eifer und voll Geist und Menschlichkeit leitet. Beherrschung des alltäglichen Bürobetriebs mit seinen vielerlei Anforderungen sind bei Dr. Schahl selbstverständlich; darüber hinaus ist er ein liebevoller Betreuer und sachkundiger Berater der Mitglieder unseres Bundes. Mit dem sicheren Blick für das Wesentliche eines Anliegens verbindet Dr. Schahl das nüchterne Urteil über die Möglichkeit seiner Verwirklichung in der heutigen Zeit. Das ist besonders bedeutsam, wenn es um eine weitschichtige Sache wie die Heimat geht, bei der soviel Unwägbares mitschwingt. Heimatkunde und Heimatpflege im weitesten und tiefsten Sinn sind das Wirkungsfeld von Dr. Schahl. Natur und Landschaft, Kunst und Kultur, Volkstum und

Geschichte sind darunter gleichermaßen begriffen. Alles in einer höheren Einheit zusammenzufassen ist sein Bestreben, das sich neben der entscheidenden Mitwirkung an unseren Veranstaltungen auch in zahlreichen Veröffentlichungen und Vorträgen ringsum im Lande ausdrückt.

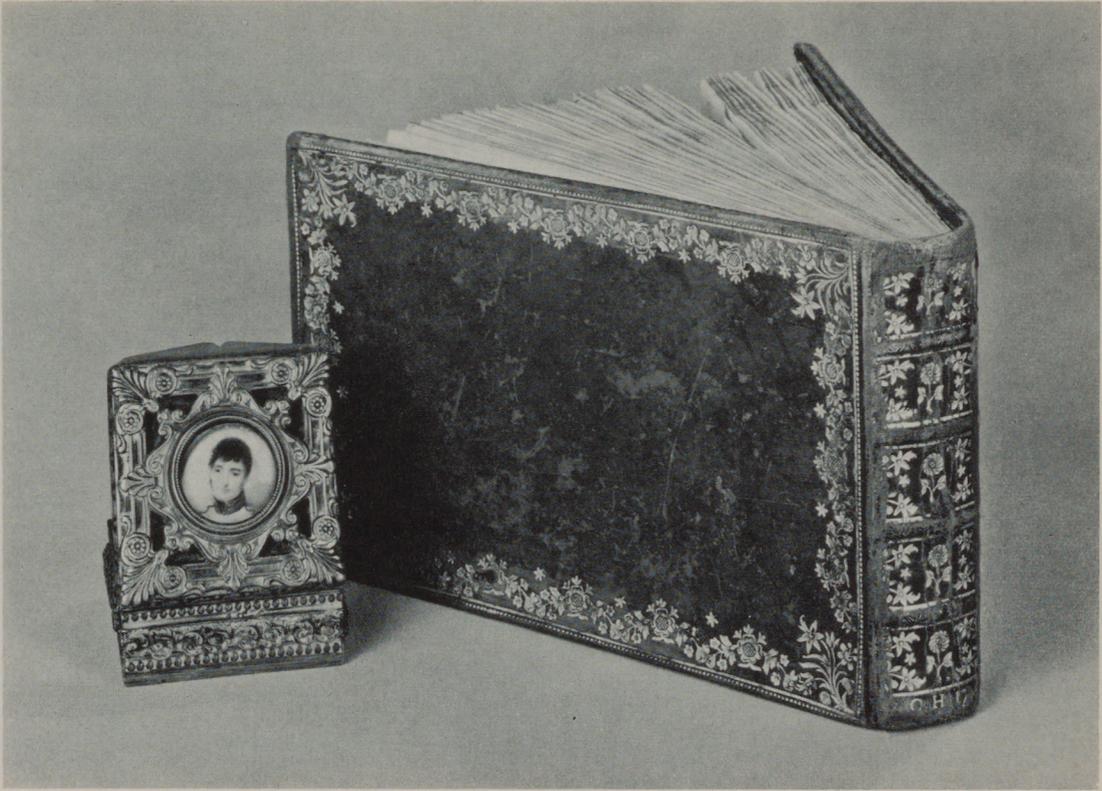
Der Vorstand des Heimatbundes vereinigt sich mit allen Mitgliedern und Heimatfreunden in dem aufrichtigen Wunsch, daß Adolf Schahl noch viele gute Jahre frohen und erfolgreichen Schaffens im Dienste und zum Segen unserer Heimat beschieden sein mögen.

O. R.



Aufnahme H. Schäfer

Gefesselt lauschen die Teilnehmer der Ferienwoche Weil der Stadt bei einer Studienfahrt am 29. Juli 1964 den Erläuterungen von Dr. Schahl im Hof der Wehrkirche zu Iptingen.



1. Das Stammbuch (12 × 19 cm) und eine etwa gleichzeitige Schmuckbüchse mit dem Bildnis Napoleons als erster Konsul

## Denckmahl der Freundschaft

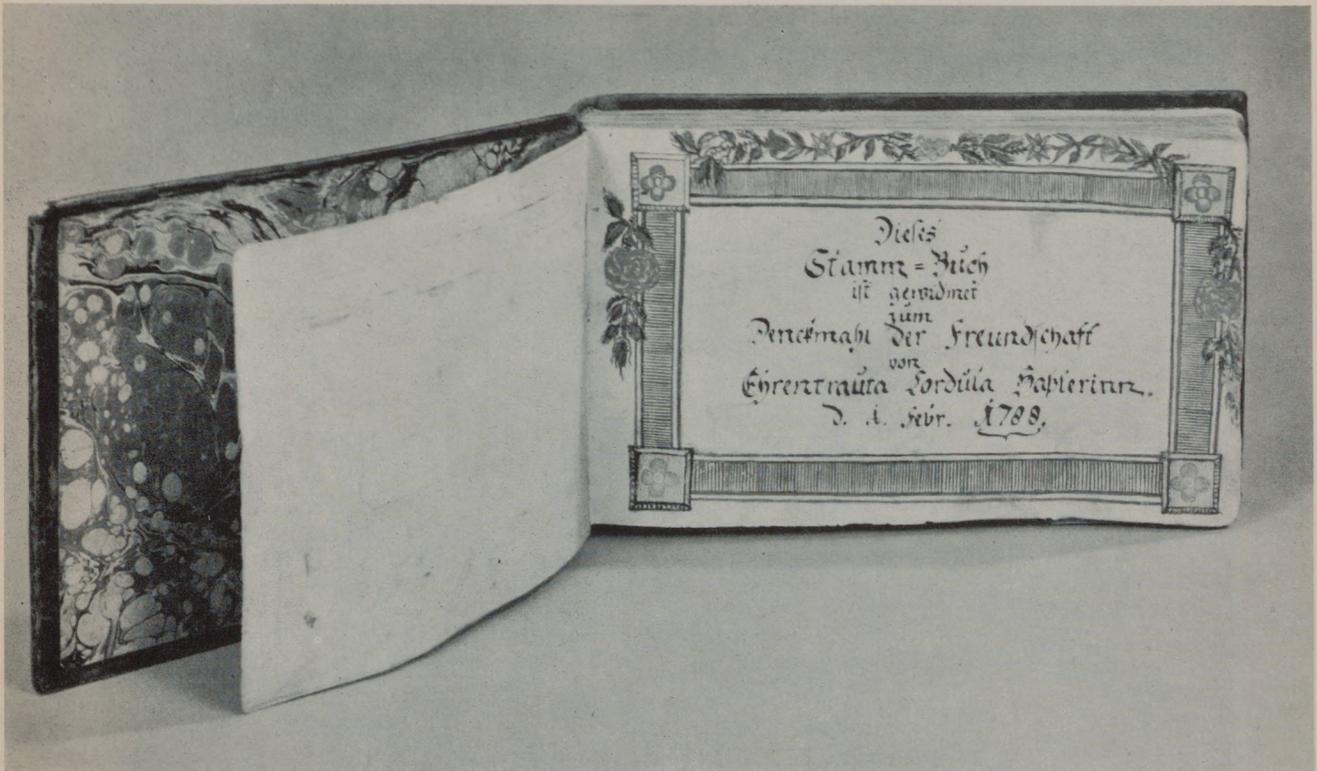
Spruchweisheit aus einem Stammbuch der napoleonischen Zeit

Von Walter Kittel

Unter den drei Vornamen meiner Mutter war einer, der mir sonst nie bei Lebenden begegnet ist: *Ehrentraute*. Sie machte keinen Gebrauch davon, sondern genierte sich eher etwas über dieses Anhängsel aus alter Zeit. Es war ihr über mindestens drei Generationen vererbt worden, nämlich von der Großmutter ihrer Mutter. Diese Ehrentrauta Cordula Haßlerin hat am 1. Februar 1788 das ledergebundene und mit feiner Goldpressung geschmückte „Stamm-Buch zum Denckmahl der Freundschaft gewidmet“, das durch einen liebenswerten Zufall nach dem Tod meiner Großmutter in meinen Besitz geraten ist (Abb. 1 und 2).

Als kleine Kinder haben wir gemeinsam mit anderer

Enkelschaft und Spielkameraden mit Schere und Messer daran herumgeschnipfelt. Aber es ist glücklicherweise von so guter Alt-Ulmer Handwerksarbeit, daß es seine einhundertachtzig Lebensjahre gut überstanden hat. Der jüngste Eintrag darin ist vom September 1815 vom damals 11jährigen Sohn der alten Haßlerin. Er hat in Ulm am nördlichen Münsterplatz ein Uhrmachergeschäft begründet, das heute noch besteht. Bis in den ersten Krieg hinein hat es sein Sohn Wilhelm Ludwig weitergeführt, den viele heute lebende Ulmer noch wohl gekannt haben. Die Neigung und Geschicklichkeit zu diesem Handwerk hat sich über vier Generationen auf einen meiner Söhne übertragen, ohne daß Eltern oder Großeltern irgend



2. Die Titelseite des Stammbuchs

etwas dazu beigetragen hätten. Wie viel Rinnsale aus der Vergangenheit fließen wohl noch in unserem Lebensstrom weiter, von denen wir nichts ahnen?

Wer hat der 23jährigen Ehrentrauta wohl das Büchlein geschenkt und auf seinem Rücken Jahr und Initialen „E. C. H. 1788“ einpressen lassen? Die Eltern anscheinend nicht, denn sie sind nirgends eingetragen, obwohl der Vater Marx Hasler, Professor und Schulrektor, noch bis 1792 in Ulm lebte. Die Mutter Anna Maria Wagner, Tochter eines Buchdruckers in Ulm, starb sogar erst 1801, aber weder sie noch ein anderes Mitglied der Wagner-Familie erscheint im Stammbuch. Vielleicht versteckt sich aber hinter dem ersten Eintrag vom 8. Februar 1788 und dem Namen des jüngsten Bruders, der Marx Konrad Hasler hieß, doch der Vater und Spender des Buches, denn Schriftbild und Text wären einem damals kaum 14jährigen niemals zuzutrauen. Auch wenn man die Begabung des späteren Almosenkassiers und Senators in keiner Weise bezweifeln will.

Der Eintrag lautet (Abb. 3):

Das Schicksaal kann am besten sorgen,  
Bekümmere dich nicht was morgen  
Sein ewiger Entschluß verhängt.

Den Tag, den dir dein Gott gegeben,  
Versuche fröhlich durchzuleben,  
Bis ihn ein neuer Tag verdrängt.

Auf der Nebenseite sieht man einen Mann vor einem Grab stehen, dessen urnenbekrönter Stein die Inschrift trägt:

Hier ists gut seyn.

Sollte dies ein kleiner Bub geschrieben haben? Auffallend sind außerdem gewisse Ähnlichkeiten zwischen diesem frühen Eintrag und der Titelseite, was den Schluß nahelegt, daß auch diese vom 59jährigen Vater Professor ist.

Der andere Bruder, Johann Peter, erfreut seine 4 Jahre ältere Schwester im Jahr 1789 mit etwas Moral:

Regel

Wenn Tugend und Verstand  
Vertraut dem Weltgeräusch entfliehen  
Und Hand in Hand  
An deinem Haus vorüberziehen  
Dann bitte sie hinein;  
Käm aber schlau das Laster hergekrochen  
So mach ihm fein  
Die Thüre zu, und laß' es pochen.

Dieser Eintrag zeichnet sich durch eine besonders saubere und „gestochen“ feine Schrift aus. Der Verfasser nennt sich „scrib.“, was andeutet, daß er damals schon auf seinen Beruf als Rechnungsrevisionsadjunkt und später Verwaltungsratsaktuar eingestellt und sehr akkurat war.

Aber dicht dabei zeigt sich auch eine scherzhafte Seite der Beziehung zwischen dem Schreiber und der Eigentümerin des Buches: auf dem oberen Rand steht ebenso zierlich aber in verkehrter Lage:

Willkommen lieber Junge! Laß mich deinem Herzen nur immer so nah wie meine Schrift bleiben.

Zärtliches Kompliment der 24jährigen Schwester an ihr jüngeres Bruderlein.

\* \* \*

Erstaunlicherweise sind von den 89 Einträgen die Mehrzahl, nämlich 48, von Männern. Wir kommen auf diese später noch zurück, doch zunächst zur Weiblichkeit. Die Freundinnen schreiben natürlich hauptsächlich Lehrhaft-gefühlvolles, wie z. B.:

Die, welche ihren Fleiß mit Frömmigkeit verbinden,  
Sind es die in der Welt, ihr Glücke reichlich finden.

Oder im „Jenner“ 1803 die „Nies“ Louise Wilhelmine Klemm:

Sich trennen müsen, ist dass Loos der Sterblichen,  
die süße Hoffnung wieder vereinigt zu werden,  
eine Folge unserer Bestimmung.

Unter dem „Simbolum“ „Ich liebe die Aufrichtigkeit“ empfiehlt sich Maria Crescentia Schultesin dem „ge-  
neigten Andenken“ mit dem zugleich phantasievollen und sachlichen Vierzeiler:

Lieulich spielt mit Zauberschwingen  
Um uns Göttin Phantasie,  
Doch der Zukunft Tagen bringen  
Die gehofen Freuden nie.

Kürzer und fast wie eine gezielte Mahnung klingen die „wenigen Zeilen“ einer Christina Ehemännin 1789:

Weißer zu werden und unsere Leidenschaften zu bezwingen, ist ein großer Zweck unsers Lebens.

Oder noch sachlicher:

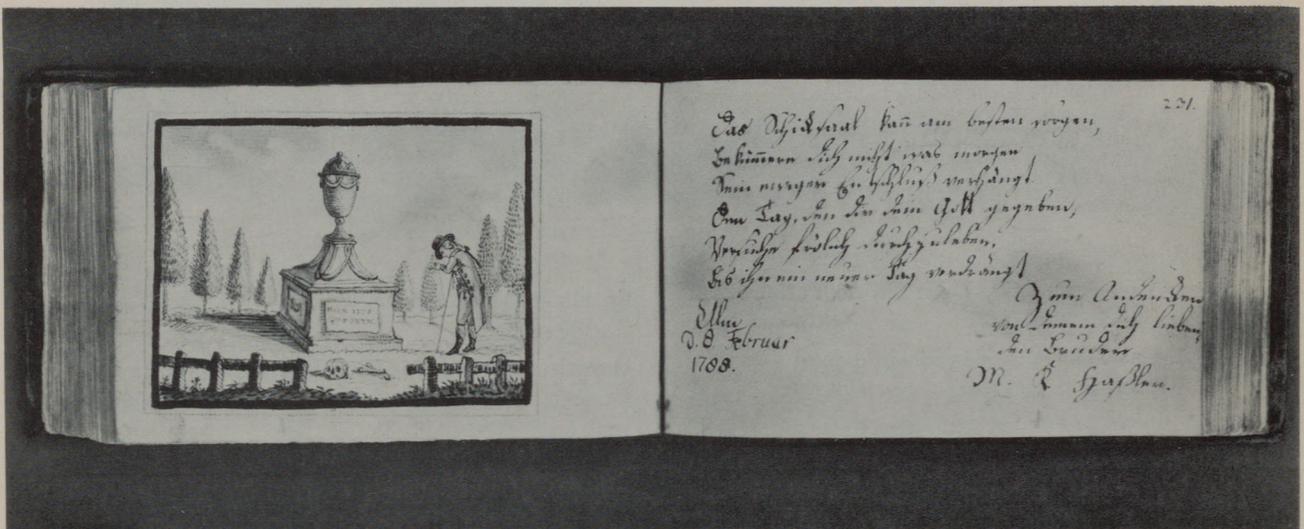
Die Freundschaft und die sanfte Liebe  
Versüßen unser Leben oft  
Doch der schöpft Wasser mit dem Siebe,  
Der stete Treu von beyden hofft.

So schreibt Frau Maria Ursula Mayerin 1789 und ihr Mann Lorenz Mayer „zum Schwarzen Adler“ bekennt ganz ernsthaft:

Wie oft thöricht, sah ich Züchtigungen  
vor schwere Strafen an,  
Wie oft hab ich nach dem gerungen,  
was Gott mir geben kann! :- :

\* \* \*

Mancher Blick tut sich auf in die Zeitverhältnisse; eine Zeit, in welcher eine Reise von Ulm nach Nördlingen ein so großes Unternehmen war, daß man es besonders erwähnen und schriftlich festhalten wollte. Am 15. Aug. 1790 schreiben zwei Frauen ein, die sich beide „Freundin und Baas“ nennen, „von Nördlingen dermahlyn in Ulm Nacht um 12 Uhr am Tag meiner Abreiß“. Das Reisefieber war bei der



einen offenbar so groß, daß die Feder nicht mehr richtig den Gedanken folgen konnte. Immerhin ist leserlich festgestellt, daß

Die Wahre Freundschaft ist der Tugend Meisterstück

Die Neigung wenn man soll Ruh Güter Ruh und Leben

Ohn Eigen Nutz und Zwang vor andren hinzugeben

Die Ächte Zährlichkeit . . .

Da verschwimmts ins Unklare und schließt dann mit der Feststellung:

Die Wahre Freundschaft kommt doch zu kein schlechtes Hertz.

Der anderen der beiden gelingt es kurz und gut:

Sey Deiner Tugend Treu, nur Sie kann Dich belohnen,

Sie zeigt Dir schon von fern die zgedachte Kronen.

Immer wieder klingt es aber auch skeptisch auf:

Es ist eine große Last um ein zu empfindsames Herz in diesem Leben, wo der Wünsche so wenige erfüllt werden.

Und auf der nächsten Seite:

Die flichtigen Tage streichen dahin.

Oder politisch – aber auch wieder von einer Frau:

Die teutsche Redlichkeit muß wohl am längsten gelten,

Sie wird nicht abgenutzt, warum? man braucht sie selten.

\* \* \*

Liebe und Freundschaft werden mehrmals verglichen oder gegeneinander ausgespielt. Das klingt bei einer Frau so:

Nie werd ich die Freundschaft von mir weisen  
Lieber leichte Liebe wandern sehn.

Freundschaft ist ein Knotenstock auf Reißen –  
Lieb' ein Stäbchen zum Spazieren gehn.

Ein Mann aus „Halle in Suaben“ meint dagegen (Abb. 4):

Freundschaft ist die Mutter der Liebe,  
und wer hält es nicht lieber mit der Tochter,  
als mit der Mutter.

Er setzt als Simbolum dazu die Erkenntnis:

Ach wieder eines Mädigen Reitz  
Hilft weder Fürsten Huth noch Kreutz.

Anderswo eine Frau elegisch:

Der Liebe Seeligkeit, der Freundschaft sanft Gefühl  
Ist bald der Bosheit Raub, bald der Geschicke Spiel.

Der Taumel weicht – Und Täuschung beschleicht

Das wonnetrunkene Herz.

Und tiefer als je die Lust

Gräbt sich ihr bitterer Schmerz.

\* \* \*

Unter den Männern, welche zum Stammbuch ja die Mehrzahl der Einträge beigesteuert haben, fallen zwei Berufsgruppen auf: die Handwerksgesellen und die Studenten.

Die Studenten sind teils frech und salopp, bemühen sich aber meist einer schönen schwungvollen Schrift und jeder setzt rechts unter den Sinnspruch Widmung und Namen und links unter das Datum ein Symbolum wie z. B. „Plûtôt mourir, que changer“. Sicher war es bewußte Anzüglichkeit, daß dieser französische Wahlspruch – übrigens in anderer Handschrift – einem betont steil und deutsch geschriebenen Vers beigesezt wurde, der also lautet:

Noch gibt es Männer deutscher Art,  
noch Weiber deutscher Sitte  
noch Mädchen herzig deutsch und zart  
in unserer Deutschlands Mitte.  
Noch ist aus unserem Vaterland  
nicht alle Deutschheit weggebannt  
Trotz – den Französeseien. ~

Der Schreiber, ein Elias Keller, schließt mit schwungvollem Schnörkel und war offenbar stolz, seine Meinung zu Papier gebracht zu haben: 1790! Ulm noch Freie Reichsstadt, aber sehr nahe bei einem europäischen Krisenherd.

Ein Lorenz Flaischlen, Phil. Studios, meditiert pessimistisch:

Der Spinne dünnster Faden ist ein Strik gegen  
das zarte Seil, welche die Menschen mit irrdischer  
Glükseligkeit verknüpft, es bricht vom geringsten  
Hauche der Luft.

Ein E. L. Miller schreibt 1793:

Sey ohne Freund!  
Wie viel verliehrt dein Leben  
Er wird dir Trost in Noth  
Und herzige Labsal geben. Gt.

Es klingt nach Wertherzeit und wird wohl von Goethe sein.

Unverfrozen, aber mit hübschdekorativer Schrift und Gesamtanordnung präsentiert sich Cornelius Klett, stud. juris, 1793 (Abb. 5):

Musik, und Wein, und Malerei,  
Und dann die schönen Kinder,  
Wer dis nicht liebt, der ist von Blei,  
Gott tröst den armen Sünder.

Sündpfaff, ist die Mutter der Luth,  
und so bald es nicht liebt mit der Tochter,  
ad mit der Mutter.

Symbolum

Auf Kinder und Mädeligen Luth  
gibt es der besten Hülf von Luth

Ulm

15. Juli  
1792.

Bei Durchsicht dieses kleinen  
Zitlen würd ich sich  
Ihres  
aufmerksam freundes

Georg Lomig Majors  
von

Halle in Suaben.

4.

Wozel, und Wein und Malzwei,  
Luth dann die zehnen Luthen,  
Was die nicht liebt, das ist von Luthi,  
Gott tröst der armer Sünder.

Ulm

am 28. Mart.  
1793.

Symbolum.

Der Mensch vom Weibe geboren,  
Wird oft entzücklich geboren,

4

Dies zum Andenken  
von  
Ihrem  
wahrem Freund  
Cornelius Klett.  
Stud. juris:

5.

Wenn die und besiedet  
Es wünsch die die abzufallen Luth  
Luth in die ganz die Manne bester Freunde  
Luth in die ganz die bester Mütter.

Luth mit 1. Maj.

J. Majors  
von Luth.

6.

Oder ähnlich:

Wer Gott und ein Schönes Mädchen Liebt  
Und beide wie er soll.  
Der lebt auf Erden recht vergnügt  
Und geht ihm Ewig wohl.

Das hat „zum steten Andenken beigesetzt“ ein  
„wahrer Freund“.

\* \* \*

Und nun die Gesellen, meistens Konditoren. Waren sie besonders süß in Freundschaft und Liebe? (Studenten lagen eigentlich näher, denn der Vater war ja Professor und Schulrektor und mit vielen wissenschaftlichen Schriften an die Öffentlichkeit getreten.) Bei den Gesellen fällt auf, daß sie aus den verschiedensten Städten sind! Aus Heilbronn, aus Weinsberg, aus Warmbronn, aus Tübingen, Geislingen, Karlsruhe, Memmingen, Urach und Oettingen-Wallerstein. Man spürt das „gut Gsell und du musst wandern“. Aber man spürt auch ein merkwürdiges Streben nach Ernst und Lebenserfahrung.

Nicht jeder hat Gelegenheit Groß,  
Aber jeder Gelegenheit Gerecht zu handeln.

Der dies schrieb, kam aus Urach und war Conditor. Einer aus dem Oetting-Wallersteinschen hat zwar ein etwas ledernes Symbolum: „Beständig mus man sich in sein Verhängnis schiken. Wenn man nicht Seide hat, mus man mit Faden fliken.“

Aber er schreibt weltweise:

Freude ist der letzte Wunsch aller empfindenden Wesen. Sie ist dem Menschen, was Luft und Sonnenschein den Pflanzen ist. Durch süßes Lächeln kündigt sie die erste Entwicklung der Menschheit im Säuglinge an, und ihr Abschied ist der Vorbote der Auflösung unsres Wesens.

Und immer wieder bewegt uns die ernst-resignierte Haltung solcher Freundschaftsworte:

Es kommen auch trübe Tage im Frühling  
Donnernde Wolken im Sommer, darum Freundin  
murre nicht, wann dir die Gottheit unter deiner  
handvoll Tage bisweilen auch trübe Tage mischet.

Schließlich wird die junge Ehentraute wohl gerne nach solchen Worten zu den tröstlich-gemütvollen geblättert haben, wie sie der „Goldarbeiter aus Bayreuth“ fand; er hat sie sicher selbst zurechtgefeilt und gehämmert nach dem „Symb. Toujours content“:

Beste Freundin! werden Sie einst an Ihre Freunde  
denken,  
so denken Sie auch an mich zurück.  
Werden Sie ihnen Ihre Freundschaft schenken,  
so schenken Sie auch mir das Glück.

Eine besondere Gruppe bilden im Mai und Juni 1800 (sie schreiben meist nur 800) einige Offiziere der österreichischen Truppen, welche in den Auseinandersetzungen zwischen Napoleon und dem Reich offenbar in Ulm im Quartier lagen und mit der nun 35-jährigen in munterem Ton verkehrten. Es sind Namen wie Ciniselli, Cavianovic, Szonragh, Santa, in welchen sich das Nationalitätengemisch der „Reichstruppen“ deutlich spiegelt, aber auch ein Leinerner von Negelsfürst. Alle schreiben ein flüssiges Deutsch, doch könnte ein Graphologe interessante Studien an höchst unterschiedlichen Schriftzügen machen. Die Truppenteile und Dienstgrade heißen z. B. „Grenadir Oblieutenant von Kaiser Inf.“, „Oberlieut. von E. H. Ferd. Inf.“ (Erzherzog Ferdinand Infanterie), „von Manfeld“ und „von Bender“. Mehrere Einträge sind ganz lakonisch:

Denke an mich, und . . . lache.

oder

Ohne F . . . und Wein was ist unser Leben?

oder

Ich hab den schön Gebrauch  
Die mich liebt, die lieb' ich auch.

Doch es kommt auch ausführlicher und kecker:

Bey hübschen Mädgen schlaffen  
Auf's schärfste zu bestraffen  
Ist des Richters Pflicht;  
Bey ihnen aber wachen  
und sich Vergnügen machen  
Verbitten die Gesetze nicht.

Oder mit einem Zitat aus Goethes Singspiel „Claudine von Villabella“:

Mit Mädchen sich vertragen,  
Mit Männern h'rumgeschlagen,  
Und mehr Kredit, als Geldt:  
So kommt man durch die Welt.

Dies steuerte „Zur freundschaftlichen Erinnerung“ Leinerner von Negelsfürst bei.

Immerhin beachtlich, daß der österreichische Offizier im Jahr 1800 den Weimarer Poeten und seine Verse von 1776 so gut kennt, daß er ihn zitieren kann, oder anders angesehen, daß der Dichter die Mentalität des Offiziers so traf, daß einer sich seine Worte 24 Jahre später zu eigen machen konnte.

Die ebenso markante wie schwer entzifferbare Seite, die als Abb. 6 abgedruckt ist, heißt:

Freundin edel und bescheiden

Ich wünsche dir die rosenvollste Bahn  
Und in dein Herz des Menschen beste Freu(n)den  
Und an dein Herz den besten Mann.

Der zeitlich letzte Eintrag aus dem Jahr 1815 hat es mir stets besonders angetan, weniger weil er von einem meiner direkten Vorfahren, eben jenem ersten Uhrmacher der Familie ist, sondern wegen seiner rührenden Harmlosigkeit. Der Sohn gibt als 11jähriger seiner Mutter folgenden guten Rat:

Gewöhne dich bei Zeiten an Ordnung und Fleiß,  
Das wird in deinem ganzen Leben dir große Vortheile bringen.

Zun Andenken von  
Wilhelm Heinrich Eduard Ludwig  
Schüler der ersten Klasse.

Nicht ganz fehlerfrei, aber sehr ordentlich und fleißig geschrieben, wird das Blättchen doch der Mutter die allergrößte Freude gemacht haben. Er heiratete später eine Frau, die auch Ehentraute hieß und so erbte sich der Name weiter auf seine Tochter und seine Enkelin, wobei wir wieder bei meiner Mutter und ihrem eigenartigen Vornamen angekommen sind.

\* \* \*

Nicht wenige der Freunde und Freundinnen ergänzen ihre Worte durch eine Vignette, durch Blumen, scherzhafte Zeichnungen oder auch eine Silhouette. Abb. 7 zeigt den „freundt S. E. Hofmann ex Nbg“ (Nürnberg) mit Spitzenjabot und Zopf scharf in Tusche gezeichnet und einprägsam wie seine großzügige Schrift:

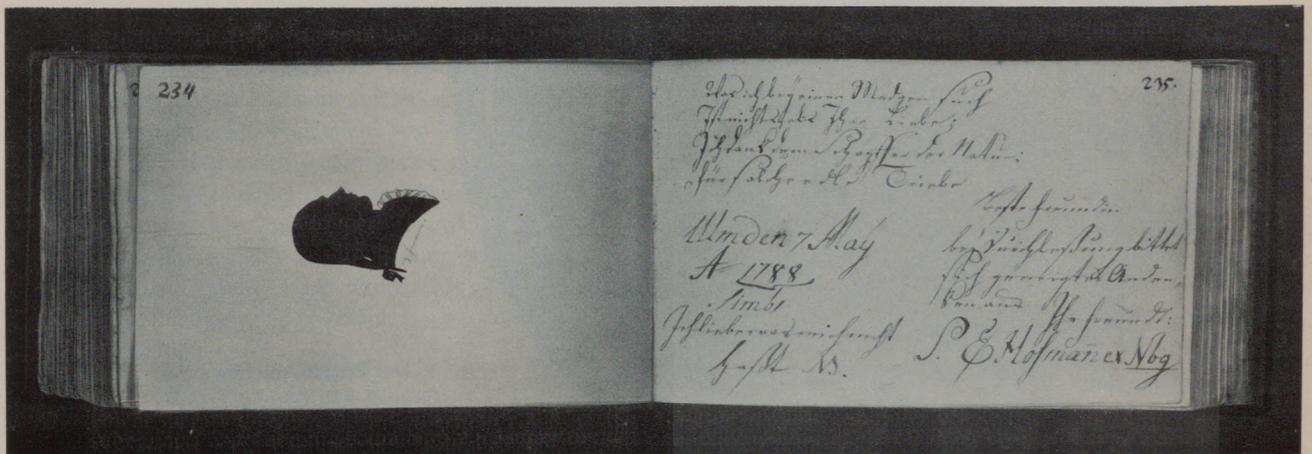
Was ich bey einen Mädgen such  
Ist nichts als Ihre Liebe;  
Ich dank dem Schöpfer der Natur  
Für solche edle Triebe.

Namen, Zahlen, Sprüche sind überliefert; einige Bildchen und Silhouetten sind dabei, aber die Schriften allein verraten schon viel von der innerlichen Haltung der Schreiber, der Freunde, denen das Büchlein ge-

widmet ist und die es der Besitzerin erst wirklich zum „Denkmahl“ gemacht haben. Es mischt sich auf diesen zwei-drei-hundert Seiten Besinnlichkeit und Scherz, Gemüt und Keckheit, Ernst, ja Lebensangst und Lebensmut. Der Lehrer und der Pfarrer, der Handwerker und der Wirt und die Frauen, Basen und Freundinnen all dieser Ulmer Bürger kommen zu Wort, und weltgeschichtliche Geschehnisse klingen leise an. Man kann es nicht ausschöpfen, was die Besitzerin des Büchleins dabei empfunden hat, wenn sie die Freunde der Jugend in ihren Schriftzügen lebendig werden sah und schließlich das Blättchen mit „Dein gehorsamster Sohn“ in ihren Blick kam. Daß sie alles zusammen im Herzen bewahrte und uns Späteren überlieferte, läßt vermuten, daß auch damals schon die jungen Ulmerinnen einerseits recht unverfroren zu schäkern verstanden und doch wußten, was sie im tiefsten Herzen wollten.

Ehentraute Cordula erlebte in ihren späten Jahren sicher noch mit Stolz, wie der Sohn ihres älteren Bruders, des Pfarrers Joh. Konrad Haßler, seinen Weg als Dr. theol., Professor und Abgeordneter machte. Dieser Konrad Dietrich Haßler (1803–1873) ist seiner Zeit besonders dadurch bekannt geworden, daß es ihm gelang, den Ausbau des Münsterturms nach alten Plänen zum „höchsten (?) Kirchturm der Welt“ durchzusetzen. Er war auch einer der Initiatoren des offiziellen Schutzes von „vaterländischen Altertümern“ und erster „Konservator“ in Württemberg.

Der Verfasser dankt für Hinweise familiengeschichtlicher Art und Feststellung von Daten aus Ulmer Kirchenbüchern und sonstigen Unterlagen ganz herzlich dem Mitarbeiter der stadgeschichtlichen Forschungsstelle und des Stadtarchivs in Ulm, Herrn Albrecht Rieber. Über Konr. Dietr. Haßler siehe Georg Schenk in Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Band 10. – Aufnahmen E. Schreiber, Graphische Kunstanstalten Stuttgart.



# Spätmittelalterliche und Renaissancemodel aus Stein und Ton

Von Albert Walzer

Das Ravensburger Stadtarchiv besitzt einen offenbar im zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts entstandenen runden Model aus Solnhofer Schiefer (Abb. 1) mit einem Gesamtdurchmesser von 12,5 cm. Das auf seiner Oberfläche eingeschnittene Bild stellt den Besuch des Eremiten Antonius beim greisen Einsiedler Paulus dar. Antonius ist als der Besucher mit einer hohen Mütze und mit dem für ihn typischen Stab abgebildet, während der Besuchte ohne Kopfbedeckung gezeigt ist. Die beiden haben sich vor der mit einem Holzzaun umhegten Zelle des heiligen Paulus um eine Quelle gesetzt, deren Wasser durch einen sechsseitigen Steintrog geleitet ist. Sie führen fromme Gespräche miteinander. Währenddessen kommt der Rabe vom Himmel geflogen, der Antonius sonst immer ein kleines Brot brachte. Dieses Mal ist es größer und durch eine Kerbe zum Teilen bestimmt. Die Brote, die ihnen zwei löwenköpfige Teufel anbieten, werden sie zurückweisen<sup>1</sup>. Um den Frieden anzudeuten, der von den beiden ausgeht, sind um sie herum Tiere dargestellt, die ruhig äsen. Oben sieht

man im Hintergrund zwischen Kirchen und Klöstern eine vieltürmige Burg auf hohem Felsen. Darüber ist noch ein schmales Stück Himmel sichtbar. Es ist mit Sternen besetzt. Aber offenbar nicht um damit anzudeuten, daß sich der Besuch bei Nacht abspielt, sondern einfach aus ornamentalen Gründen. Das ganze Rund ist überhaupt mit gleichmäßig kleinteiligen Formen ausgefüllt.

Auch das Württembergische Landesmuseum in Stuttgart ist im Besitz eines Steinmodels (Abb. 2)<sup>2</sup>. Während die Ravensburger Steinform nur eine dünne, 1,3 cm starke Platte ist, hat der Stuttgarter Model eine Höhe von 4,2 cm. Dafür ist sein Durchmesser mit 10,5 cm etwas geringer. Das Material ist in diesem Fall Speckstein. Statt einer religiösen Darstellung sieht man auf seiner Oberfläche einen sechsseitigen Brunnentrog mit einer gedrungenen Renaissance Säule in der Mitte und um ihn herum nackte, nur mit einem Halskettchen gezierte, spielende Kinder. Hat man hier einfach antikische Putten in einer reizvollen Landschaft darstellen wollen, oder soll das



1. Der Eremit Antonius beim  
Einsiedler Paulus. Steinmodel.  
2. Drittel 15. Jahrh.  
Ravensburg, Stadtarchiv



2. Kinder um den Lebensbrunnen.  
Steinmodell. 1517. Württembergisches  
Landesmuseum, Stuttgart

der Hain mit dem Brunnen sein, in dem die Kinder vor ihrer Geburt leben? Dann wäre das eine Version der Vorstellung vom Kinderbrunnen, nach der sie sich auch um ihn herum verlustieren<sup>3</sup>. Das über der Brunnensäule dargestellte Allianzwappen läßt darauf schließen, daß die Steinform im Zusammenhang mit der Hochzeit eines adligen Paares entstanden ist<sup>4</sup>. Und zwar 1517. Die Zahl ist in den Fuß der Brunnensäule – wie es für einen Formmodell nötig ist – in Spiegelschrift eingegraben. Bei einer Hochzeit könnte mit dem Kinderbrunnenmotiv dem jungen Paar reicher Kindersegen gewünscht worden sein. Dabei ist trotz der sonst so betonten Renaissanceaufmachung und damit der wesentlich späteren Entstehung das Modelrund immer noch mit dem gleichen gotisierenden dünnen, von langfingrigen Blattformen umzogenen Rutenbündel gerandet, wie das ältere Ravensburger Beispiel. Übrigens sieht man an der einen der beiden scharfkantig abgestochenen Seiten der kleinen Bodenerhebung, auf die sich das im Hintergrund rechts dargestellte Kind aufstützt, das Kennzeichen des Meisters, von dem der Stein geschnitten wurde:



Aus Ton gebrannte Model aus dem späten Mittelalter und aus der Renaissance sind bisher mehrere

Dutzend publiziert worden. Gleich alte Steinmodel sind äußerst selten. Wilhelm von Bode und W. F. Volbach<sup>5</sup> haben seinerzeit von den Ton- und Steinmodellen angenommen, daß sie schon wegen der darauf dargestellten religiösen aber auch derb erotischen Motive statt für Gebäck, in erster Linie zur Herstellung von Schmuckreliefs aus feingeschlammter Masse (Reis, Papier, Stuck usw.) bestimmt waren, und daß dann damit Spanschachteln, Hausaltärchen, kleine Kästchen, Hostienbüchsen und Devotionalien geschmückt wurden. Darüber hinaus hielten es die beiden Herrn aber auch für möglich, daß man daraus Schmuckreliefs für Steinzeugkrüge ausgedrückt hat und daß sogar Ornamente für Bronzemörser und Glocken daraus gegossen wurden.

Demgegenüber hat Friedrich Bothe<sup>6</sup> auf das Inventar hingewiesen, das der Frankfurter Patrizier Claus Stalburg, der Reiche, 1521 von seinem Küchengerät angelegt hat. Darin sind vierzig „Kuchelsteine“ angeführt, deren zweiundfünfzig Darstellungen genau angegeben wurden. Das waren allem nach die gleichen religiösen und derb anzüglichen Motive, wie die auf den von Bode und Volbach publizierten Modellen. Sie sind in einem Korb mit allerlei anderem Küchengerät in der Stalburgschen Küche aufbewahrt worden.

Zur Erklärung des Wortes „Kuchelstein“ hat Bothe

auf das Grimmsche Wörterbuch verwiesen. „Kuchel“ würde darnach in Süddeutschland soviel wie „kleine Kuchen“ bedeuten. Aber er hat sich geirrt. Die beiden Brüder Grimm erwähnen lediglich, daß man kleine Kuchen auch „Küchel“ heiße. „Kuchel“ bedeutet nach dem Grimmschen Wörterbuch soviel wie Küche. Bothe hat diese Deutungsmöglichkeit übrigens auch erwähnt und dabei darauf hingewiesen, daß „der Kuchelmeister“ der Küchenmeister ist und daß man in Tirol statt Küchengeschirr „Kuchelgeschirr“ sagt.

Aber wir dürfen uns nicht von dem Wortende Kuchel-„stein“ irritieren lassen. Stein kann in diesem Fall ähnlich gebraucht sein wie beim „Backstein“. Das heißt aus dem Gebrauch des Wortes „Kuchelstein“ können wir noch nicht entnehmen, daß es sich bei allen vierzig Kuchelsteinen in der Stalburgschen Küche auch um wirklich in Stein geschnittene Model wie bei unserem Ravensburger und bei dem 1517 datierten Beispiel im Württembergischen Landesmuseum handelt. Es können auch Model aus gebranntem Ton darunter gewesen sein. Der eine, der sich von den vierzig im Stalburginventar aufgeführten „Kuchelsteinen“ erhalten hat<sup>8</sup>, ist allerdings tatsächlich aus Stein, und zwar wurde Solnhofener Lithographenschiefer dafür verwendet.

Trotzdem hätte das Beweis genug dafür sein müssen, daß auch die wirklichen Steinmodel in den Küchen zum Ausdrücken von Teig benützt wurden. Aber Alfred Walcher-Moltheim<sup>9</sup> hat noch nach Bothe die These aufgestellt, die Steinmodel seien zur Ausformung von tönernen Kuchenformen gebraucht worden. In weichen, ungebrannten Ton hätten keine „feinen Einzelheiten“ eingeschnitten werden können. Zunächst seien deswegen steinerne oder metallene Urformen angefertigt worden. Und daraus habe man tönernerne Patritzen, also plastische Reliefformen, hergestellt, mit denen dann schließlich beliebig viel Matrizen und damit Negativmodel aus Ton auszudrücken gewesen seien. Daß der gezeigte spätgotische Model (Abb. 1) aus einer Ravensburger Konditorei des 19. Jahrhunderts ins dortige Stadtarchiv kam, spricht übrigens genauso gegen diese These wie die Steinform in der Frankfurter Patrizierküche. Selbst wenn das Ravensburger Beispiel erst sehr spät in die Konditorei gekommen wäre, nicht aus einer Abfolge von Zuckerbäckereien an sie weitervererbt worden sein sollte, würde das deutlich genug beweisen, daß man es auch verhältnismäßig spät noch ohne weiteres für einen Teigmodel gehalten hat.

Es bleibt dabei, die Steinmodel sind wie die Holzmodel und die tönernen Formen direkt zum Model-

lieren von Teig benützt worden. In der Hauptsache wird man damit Marzipan gemodelt haben, vielleicht auch stark mit Tragant versetzte Teige. Durch das beigemischte Tragant sind die aufgemodelten Bildmotive besonders prägnant zur Geltung gekommen. Tragantgebäck war immer mehr eine Angelegenheit fürs Auge als für den Gaumen.

Die Steinmodel waren allerdings wie die Holzmodel nicht zu vervielfältigen. Letzten Endes kamen sie also teurer als die aus Ton, die beliebig oft nachgeformt werden konnten.

Für die Wiederholung tönerner Formen zwei Hinweise. Das Ravensburger Stadtarchiv hat unter seinen übrigen Modeln eine runde Tonform aus dem späteren 16. Jahrhundert mit einer ungewöhnlichen Darstellung des heiligen Nikolaus (Abb. 3). Daß er ein vielverehrter heiliger Bischof war, spielt dabei keine Rolle. Seine ursprüngliche Bischofskleidung ist jedenfalls mißverstanden wiedergegeben. Die Mitra hat drei statt zwei Spitzen und unten einen Umschlag, der sie zu einer Art Pelzkappe macht. Man hat St. Nikolaus nur noch als das Wesen charakterisiert, das immer wieder aus dem Jenseits kommt und die braven Kinder beschenkt. Dargestellt ist, wie er auf Erden angekommen seinen Esel an einen Futtertrog angebunden hat und mit Hilfe einer gegen die Hauswand gestellten Leiter die vor das Fenster gestellten Körbe der Kinder mit Backwerk und Obst füllt und andere schöne Sachen, Taschen, Stiefel usw. unter das Fensterbrett hängt. Nun besitzt das Heimatmuseum Überlingen den gleichen Tonmodel in derselben Größe, außerdem aber auch einen in größerem Format. Was sich dabei geändert hat, ist unwesentlich<sup>11</sup>. Der Model in größerem Format findet sich aber auch noch im Rathausmuseum in Villingen, unter den riesigen Modelbeständen des Tirggeli-Fabrikanten Suter in Wädenswil ob Zürich und in einer Züricher Privatsammlung<sup>12</sup>. Man wird in Zukunft die Bestände an Tonmodeln genauer auf solche Wiederholungen ansehen müssen.

Dann möchten wir noch einmal an den Nürnberger Ratserlaß vom 28. August 1492 erinnern, auf den schon Walcher-Moltheim aufmerksam gemacht hat<sup>13</sup>. Es heißt dort: „Item einer frömden frauen, die viel schöner künstlicher irdeyner mödel hie verkauft hat, ist vergonnt, solch ir kunst hie ze machen vier wochen die nechsten, doch uff eines rats widerruffen.“ Der Vertrieb der Tonmodel geschah also durch ambulante Händler, die sich nach Bedarf am jeweiligen Ort, vermutlich in ortsansässigen Töpfereien, weitere Vorräte herstellten oder herstellen ließen. Daß es ausdrücklich heißt: „solch ir kunst hie ze machen“



3. St. Nikolaus als Gabenbringer.  
Tonmodell. Spätes 16. Jahrh.  
Ravensburg, Stadtarchiv

bedeutet dabei offensichtlich: sie haben keine von ortsansässigen Töpfern gefertigte Tonmodell zum Weiterverkauf übernommen, sondern aus mitgebrachten Originalformen ausgedrückt und dann gebrannt bzw. entsprechende Ausformungen machen lassen.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Dem Verfasser ist keine entsprechende Version der Legende bekannt geworden, das Motiv ist auch auf keiner anderen Darstellung des Besuchs von Antonius bei Paulus zu finden. Genannt seien: Die Szene auf einem aus dem 12. Jahrh. stammenden Säulenkapitel in Vézelay, das Bild des Basler Meisters von 1445 in Donaueschingen, das Fresko von Pinturicchio in den Apartamenti Borgia im Vatikan, zwei Darstellungen desselben Motivs vom Meister von Messkirch in Donaueschingen, das Flügelbild des Isenheimer Altars von Grünewald, ein Niederländisches Bild aus der Zeit um 1500 in der Alten Pinakothek in München, ein Bild von Lukas von Leyden in der Liechtensteingalerie in Wien. – <sup>2</sup> Jnv. Nr. 1 145 a. – <sup>3</sup> Über die Herkunft der Kinder aus den Kinderbrunnen siehe: Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens. Bd. IV. Sp. 1 349 ff. In der Hauptsache sind dort Nachrichten über örtliche Kinderbrunnen zusammengetragen. Wesentlich ist, daß sie letzten Endes alle auf die Vorstellung zurückgehen, die Kinder würden in der mit dem Lebensbaum verbundenen Lebensquelle entstehen. Lebensbaum und Lebensquelle bilden den Mittelpunkt des Jenseitsgartens, den wir auch unter dem Namen Paradies ken-

nen. Offenbar hat die Renaissance noch eine Version gekannt, nach der die Kinder sich um den Lebensquell herum aufhalten, bis sie geboren werden. – <sup>4</sup> Nachdem bei Modeln die Seiten verkehrt sind, ist das vom Beschauer aus gesehene rechte Wappen das des Bräutigams. Den darauf dargestellten drei Pilgermuscheln nach war es vermutlich ein Herr von Eyb, von Wochenheim oder ein Zwicker von Dachsberg. Vgl. Otto von Alberti, Württembergisches Adels- und Wappenbuch, 1889–98, Bd. 1, S. 180 und Bd. 2 S. 944, 1 111. Um die Erklärung der beiden Wappen und die Feststellung einer entsprechenden Allianz haben sich freundlicherweise die Herren Dr. Göner und Barboix beim Hauptstaatsarchiv Stuttgart bemüht. Ich darf ihnen dafür herzlich danken. Auch Prof. Dr. Fleischhauer hat nach einer entsprechenden Lösung gesucht. Ihm gleichfalls vielen Dank. – <sup>5</sup> Gotische Formmodell, Jahrbuch der Kgl. Preussischen Kunstsammlungen, 1918. Auch als Buch erschienen. – <sup>6</sup> Stein- und Tonmodell als Kuchenformen, Repertorium für Kunstwissenschaft, Bd. XLIII, 1922, S. 80 ff. – <sup>7</sup> Jakob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, 5. Bd., 1873, Sp. 2 493 f. – <sup>8</sup> Bothe, Repertorium, Bd. XLIII, vgl. Anm. 6, S. 88. – <sup>9</sup> Zur Geschichte der Formmodell für Feingebäck und Zuckerwerk, Belvedere, Bd. 5, Januar–Juli 1924, S. 207. – <sup>10</sup> Stadtarchivar, Oberstudienrat Dr. Alfons Dreher, Ravensburg, hat mich auf die beiden hier aufgeführten Ravensburger Model und ihre Herkunft aufmerksam gemacht. Dafür möchte ich ihm herzlich danken. – <sup>11</sup> Albert Walzer, Liebeskutsche, Reitersmann, Nikolaus und Kinderbringer, 1963, Abb. 183, S. 127. – <sup>12</sup> Gotthard Schuh, abgebildet in: Gotthard Schuh und Edwin Arnet, Tirggel, 1941, S. 97. – <sup>13</sup> Walcher-Moltheim, Belvedere, Bd. 5, vgl. Anm. 9, S. 208. – Aufnahmen: Werbeabteilung Städtische Girokasse Stuttgart.



1. Brunnen Wildbad

Aufnahme Himmelein

## Die Ritterbrunnen im Gebiet des alten Herzogtums Württemberg - Fürst oder Wappner? -

*Von Werner Fleischbauer*

In neun altwürttembergischen Städten steht auf dem Marktplatz noch ein Brunnen mit der Gestalt eines Geharnischten, der einen Schild mit dem Herzogswappen hält. Sie alle stammen aus der Mitte und der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; von vier anderen – nicht mehr erhaltenen – wissen wir; noch weitere mag es sicherlich gegeben haben. Diese Figuren von Geharnischten werden seit langem schon und sogar noch heute vielfach für Bildnisstatuen der zur Zeit ihrer Erstellung regierenden Herzöge gehalten. Sehr vorsichtig spricht auch Adolf Schahl in seinem

Neckarbrävium nur von „Herzogsbildern“, in einem Fall von einem „Wappner“.

Die älteste dieser Brunnenfiguren ist die von 1532 in Wildbad; ein Geharnischter in geriefelter Rüstung mit aufgeschlagenem Visierhelm und der Collane des Goldenen Vlieses (Abb. 1). Die Rechte des Herren ruht auf einem heute nicht mehr originalen Schilde. Der Geharnischte wird als König Ferdinand angesehen, der während seiner Regierung in Württemberg und Herzog Ulrichs Vertreibung Wildbad sehr begünstigt und dort auch das Bad neu gebaut hat

(G. Mehring, Badenfahrt, 1914, S. 165). Das Wildbader Lagerbuch (Hauptstaatsarchiv Stuttgart Nr. 1991; K. Greiner, Das Wildbad, 1952, S. 23, freundlicher Hinweis von Dr. V. Himmelein) bemerkt 1532 zudem, daß der König „ainen Kasten vnd bronnenstock alls von Stainwerckh usser genaden vff den plack alhie Im Willbad sezen vnd vffrichten lassen“. Doch irgendwelche individuelle Ähnlichkeit mit König Ferdinand, dessen Münzbild ja bestens bekannt gewesen sein mußte, ist nicht feststellbar, auch wurde der König auf Münzbildern im Harnisch stets mit der Krone, wie zuvor als Erzherzog mit dem Erzherzogshut, wiedergegeben.

Und endlich hätte Herzog Ulrich, der nach seiner Rückkehr alle Erinnerungen an die habsburgische Herrschaft mit Stumpf und Stiel beseitigt hat, niemals eine Bildnisstatue seines erbittertsten Gegners stehen lassen, wenn sie dessen Züge getragen hätte, auch wenn der Wappenschild, der 1532 nur das österreichische Wappen gezeigt haben konnte, entfernt oder geändert worden wäre. Freilich, auf dem Harnischrücken trägt die Rittergestalt originale, erhabene gearbeitete Reste einer Inschrift: „... FILIUS PH...“ (Hinweis von Dr. V. Himmelein), die, so merkwürdig und ungewöhnlich sie lautet, nur auf König Ferdinand, den Sohn Philipp des Schönen, bezogen werden kann. Doch bei einer Ehrenstatue für einen Landesherren wäre doch eine Namensinschrift an unsichtbarer Stelle und zudem noch auf dem Rücken sinnlos, wenn jener hätte dargestellt werden sollen. Man wird daher eher daran denken müssen, daß die nur in Resten erhaltene Schrift sich irgendwie auf die Stiftung Ferdinands bezog.

Die künstlerisch ebenso bemerkenswerte Figur eines Geharnischten von einem Brunnen in Balingen, der ehemals nördlich der Stadtkirche stand (freundliche Mitteilung von Herrn Rektor H. Scheerer), dürfte um 1540–1550 entstanden sein (Abb. 2). Das nur schlecht erhaltene Original im Balinger Heimatmuseum – ein moderner Bronzeabguß von 1950, heute vor dem Rathaus – ist in der äußeren Haltung und Aufmachung dem von Wildbad überaus ähnlich. Nur der Harnisch zeigt eine etwas modernere Form. Die sehr fein ausgeführten ornamentalen Einzelheiten, besonders das zarte Blattwerk auf den Harnischstreifen, sind sehr verwandt mit den Arbeiten des von 1542 bis 1552 nachweisbaren Bildhauers Joseph Schmidt von Urach.

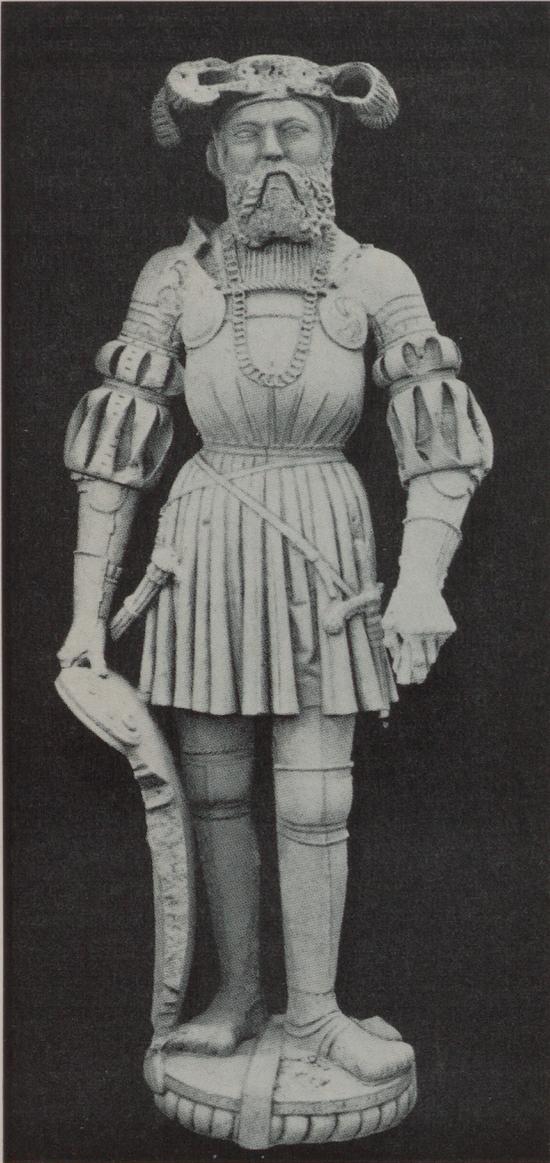
Ungefähr gleichzeitig wurde in Stuttgart „uff dem Brunnen bey Bastian Kaisers Haus“ in der Vorstadt – nach Auskunft von Herrn Ob.Arch.Rat Dr. Leipner in der Turnierackervorstadt – „... ein gewappneter“



2. Brunnen Balingen

Aufnahme Mauthe

von einem nicht genannten Bildhauer angefertigt (H. Rott, Quellen u. Forschungen z. südd. u. schweiz. Kunstgesch. II. Altschwaben u. Reichsstädte, 1934, S. 297). Wir wissen über diese Figur nichts Weiteres, ebensowenig über eine andere, die 1544 in Sindelfingen errichtet wurde, angeblich Herzog Ulrich dargestellt haben sollte, und schon 1583 durch eine neue ersetzt wurde (J. Hartmann, Württemb. Brunnenfiguren, in Lit.-Beilage z. Staatsanzeiger f. Wttbg. 1902, S. 370).



3. Brunnen Ebingen

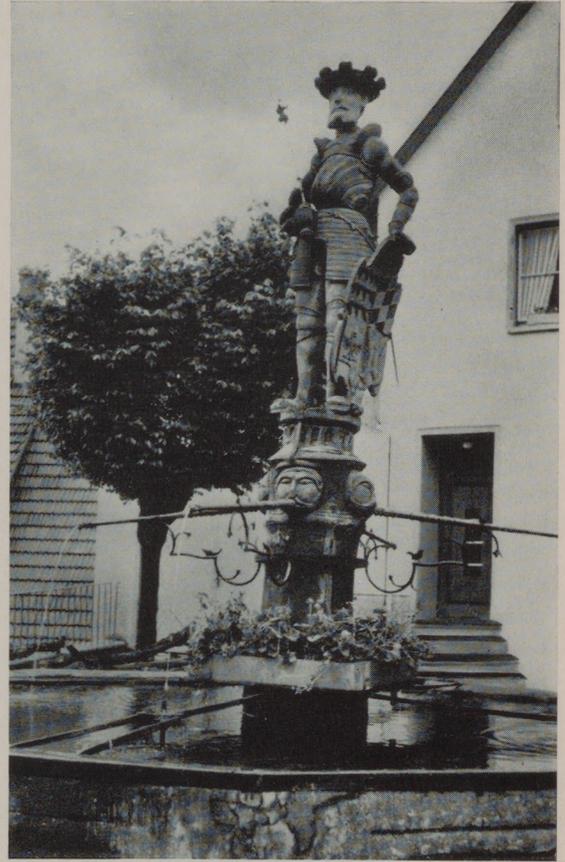
Aufnahme Hell

Die Figur auf dem Marktbrunnen in Ebingen (Abb. 3) soll auf der Brust die Jahreszahl 1545 getragen haben, was sehr glaubwürdig ist (A. Rieth, *Geschichte und Wiederherstellung des Ebinger Marktbrunnens*, in *Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 1965, S. 88 ff.). Sie vertritt nun einen ganz anderen Typus als die bisher betrachteten. Der Geharnischte hält zwar noch mit seiner Rechten den Kartuschenschild mit dem Herzogswappen, aber sein

linker Arm ist gesenkt. Er soll nach einer sehr zweifelhaften Angabe des 19. Jahrhunderts einen Karabiner gehalten haben. Dies ist sicherlich unrichtig, war es doch nach den Anschauungen der Mitte des 16. Jahrhunderts für einen Edelmann oder auch für einen Landsknechtsführer schlechthin unschicklich, in einem repräsentativen Bildnis oder Bildwerk mit einer Feuerwaffe dargestellt zu werden. Der gesenkte Arm wird einen Speiß- oder Fahnenstab, vielleicht auch einen Regimentsstab gehalten haben (das Eisenstück in der Hand mag zur Befestigung des Schaftes oder des Stabes gedient haben). Die vollbärtige Gestalt hat eine ganz andere Tracht und Rüstung als die bisher betrachteten, aus wenig zusammenpassenden Teilen. Das große Federbarett wie auch das faltige Schoßbröckchen, der „Umbschurz“ und die gepufften und „zerhauenen“ Ärmel wurden um 1545 höchstens noch von Landsknechten oder Landsknechtshauptleuten getragen, die aber keine ganzen Harnische, nur Halbharnische ohne Knie- und Unterbeinzeug trugen. Den Umbschurz trug der Edelmann nur noch beim Turnier, dann aber nie mit einem Barett zusammen. – Auf dem Rücken der Ebinger Figur sieht man noch ein Windband mit einem Jagdhörnchen, wie es die vornehmen Jäger dazumal gelegentlich, auch ohne auf der Jagd zu sein, trugen (es ist nicht das Zeichen des von den Herzögen von Jülich und Geldern gestifteten Hubertusordens, das viel kleiner war). Der Ebinger Wappenträger zeigt sich somit in einer fast willkürlichen Aufmachung, die auf keinen Fall die eines Fürsten oder Edelmanns gewesen sein kann, auch wenn Herzog Ulrich auf einem Holzschnitt und auf Münzbildern noch 1537 – dann aber nicht mehr – mit einem großen Federbarett dargestellt wurde. Es besteht auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Herzog, von dem wir zahlreiche zuverlässige Bildnisse aus der Zeit haben und dessen Aussehen wiederum durch die vielverbreiteten Münzbilder im ganzen Lande bestens bekannt gewesen ist.

Die Jahreszahl 1549 ist auf dem Marktbrunnen von Bietigheim zu lesen (Abb. 4). Er trägt einen Gewappneten mit langem, zweizipfeligem Barte in glattem Harnisch und mit einem großen Federbarett. Er hält mit seiner Rechten den Wappenschild, in seiner halb erhobenen Linken den Regimentsstab. Er ist, wie die Brunnenfigur in Ebingen eine künstlerisch bescheidene Arbeit, im Typus diesem näherstehend als den Gestalten von Wildbad oder Balingen.

Im Jahre 1553 wurde dem Leonberger Steinmetzen Silvester Berwart d. Ä. († 1554) eine Figur für den Marktbrunnen in Wildberg im Schwarzwald (Abb. 5)



5. Brunnen Wildberg

Aufnahme Erhard

4. Brunnen Bietigheim

Aufnahme Gormsen

in Auftrag gegeben, die sich im Typus der Bietigheimer Figur eng anschließt. Die Figur, im Verding stets kurzerhand nur der „Mann“ genannt, wurde nach dem Tode Silvesters von dessen Sohn, dem bekannten, auch am Stuttgarter Alten Schloß maßgebend tätigen Steinmetzen Blasius 1553/54 ausgeführt. Der Brunnentrog war die gemeinsame Arbeit von Blasius und seinem Bruder Martin, dem Erbauer des Schlosses in Brackenheim (J. Hartmann, a. a. O., S. 773; G. Bossert, Der Marktbrunnen zu Wildberg, in Schwäb. Chronik 3. 5. 1885). Es ist wiederum ein vollbärtiger Geharnischter mit Federbarett und ganzem Harnisch von einer etwas ungewöhnlichen Art und Form mit geriefeltem Bruststück. Der unge-

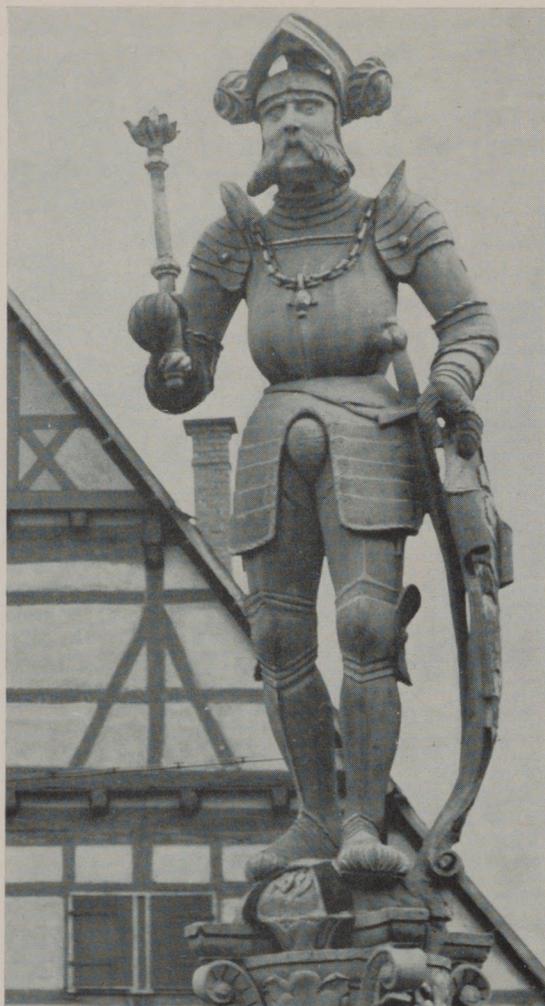
wandte Steinmetz – seine Ungeschicklichkeit ist erstaunlich bei seinem anerkannten Rang als Baumeister – hat die wirkliche Form eines Harnisches nicht richtig verstanden. Der mächtige Kartuschenschild mit dem Wappen wird erstmals von der linken Hand gehalten, auf der Schildseite.

Das früheste uns bekannte Stück eines weiteren Typus ist die Originalfigur auf dem Marktbrunnen von Rosenfeld Kr. Rottweil, die schon 1840 restauriert wurde und vor kurzem durch eine Kopie ersetzt werden mußte (Abb. 6). Sie hat ihr originales Aussehen wesentlich eingebüßt, besonders auch in dem bärtigen Gesicht. Der Wappenschild zeigt die Jahreszahl 1560. Ein Helm mit aufgeschlagenem Visier ist



6. Brunnen Rosenfeld

Aufnahme Hell



7. Brunnen Leonberg

Aufnahme Feddersen

nun an die Stelle des großen Federbarettes getreten, das Bruststück des Harnisches mit seinem vortretenden Tapul weist eine modernere Form auf.

In der Gestaltung und der äußeren Aufmachung dem Rosenfelder Geharnischten gleich, doch in der Bewegung und im Umriß viel lebendiger, ist der 1566 von dem Tübinger Bildhauer Leonhard Baumhauer im Auftrag des Rates von Leonberg gearbeitete „Wappner“ auf dem Brunnen von Leonberg (Abb. 7). Die Leonberger Bürgermeisterrechnung 1565/66 erwähnt „Meister Leonhard Baumhauern genannt Bildhauer zu Tüwing von dem wäpner zu hawen unnd zu machen . . . tut 35 fl. 49 Pf.“ Des weiteren wird in den Abrechnungen, so mit einem Basler Wappenmaler für die Fassung der Figur, stets nur von dem „Wappner“ geredet (F. Bühler, Der Wappnerbrunnen in

Leonberg, in „Leonberger Allgemeine“ Große Kreisstadt, 1963, S. 30).

Die 1580 datierte, 1865 restaurierte Brunnenfigur auf dem Marktplatz in Markgröningen (Abb. 8) trägt die Bezeichnung I. S., die auf den Leonberger Bildhauer Jeremias Schwarz zu beziehen ist. Die Figur hält sich völlig an den 14 Jahre älteren Vorgänger in Leonberg, ohne aber dessen frische Lebendigkeit zu haben. Der Markgröninger Geharnischte ist der letzte seiner Gattung im Altwürttembergischen. Zu erwähnen ist noch, daß 1852 ein Ritterbrunnen in Vaihingen/Enz vom Sturm zerstört worden ist (Hartmann, a. a. O. S. 368), und daß ein die Jahreszahl 1747 tragender Geharnischter auf dem Marktbrunnen in Dornstetten b. Freudenstadt einwandfrei eine barocke Kopie nach einem Werk des 16. Jahrhunderts ist.



8. Brunnen Markgröningen

Aufnahme Lenck



9. Brunnen Murrhardt

Aufnahme Schweizer

Drei weitere Brunnenfiguren sind noch zu nennen, die aber nie einen Marktbrunnen geschmückt haben. Das 1945 schwer beschädigte Original der Figur auf dem Brunnen in Murrhardt (jetzt im Carl-Schweizer-Museum in Murrhardt; Abb. 9) stand ursprünglich im dortigen Klosterhof (freundliche Mitteilung von Herrn Dr. R. Schweizer). Alte Aufnahmen, die Herr Dr. Schweizer in Murrhardt ermittelt und mir freundlichst zur Verfügung gestellt hat, lassen erkennen, daß die Gestalt eines Geharnischten den zylindrischen Hut getragen hat, den eine Medaille Herzog Christophs aus dem Jahre 1559 (Binder-Ebner, Württ. Münz- und Medaillenkunde I, 1910, V. 38) und noch deutlicher ein Miniaturbildnis aus den Jahren 1588/89 (Zs. f. Württ. Landesgesch. 1966, Abb. 9 nach S. 288) zeigt. Doch dürfte die Brunnenfigur nicht mehr zur Zeit Herzog Christophs, sondern

erst in den achtziger Jahren entstanden sein, wie gerade auch modische Einzelheiten, beispielsweise die auf der Miniatur erkennbare, zu Christophs Zeiten nie in dieser Art getragene Halskrause, erkennen lassen, und auch die Proportionen des Körpers und des Harnisches, die ebenfalls auf das späte Jahrhundert hinweisen.

Auf dem Hofe des Tübinger Collegium Illustre stand eine steinerne Figur Herzog Ludwigs von Württemberg (J. Frischlin Panegyricus et histor. lib. III –, Landesbibl. Stuttgart cod. hist. fol. 327 S. 161; ein Bild auf der Stammbuchminiatur von 1602 im Stammbuch des Andr. Chemnitius, abgeb. in E. Kelter, Das Stammbuch des A. Chemnitius in 8. Beih. z. Jahrb. d. Hamburg. wiss. Anstalten XXVII, 1909, Abb. 3; ferner Stich von Joh. Chph. Neyffer, Novi Collegii . . . Tubingensis . . . delineatio, Abb. in A. Willburger,

Das Collegium Illustre zu Tübingen, 1912, S. 9), wohl die schlecht erhaltene Figur, die jetzt an der Pforte Kloster Bebenhausen aufgestellt ist, die unterlebensgroße Statue eines bärtigen Mannes in einem in allen ornamentalen Teilen sorgfältig ausgeführten ganzen Harnisch, mit einem hohen, oben runden Hut. Diesen zeigen auch andere Bilder Herzog Ludwigs samt den drei Eichblättern, dem damals bekannten und oft erwähnten Hutschmuck des Fürsten. Die Figur stimmt weitgehend mit der Büste des Herzogs vom alten Lusthaus in Stuttgart in den Brustpartien überein.

Einen „Kirischer“, d. h. einen Kürisser, mit dem „Bildnuss“ Herzog Friedrichs I. als dem „fondator“ des Bades hat dessen Sohn Herzog Johann Friedrich 1609 durch den Stuttgarter Bildhauer Conrad Jaus (= Joos) auf den Brunnenstock im Bad Boll setzen lassen (Hauptstaatsarchiv Stuttgart. A 302/3, Kellerei Göppingen Beil. 1609/10). Er ist nicht mehr erhalten.

Die verschiedensten Gründe sprechen dagegen, die Ritter auf dem Marktbrunnen als Bildnisstatuen der jeweils regierenden Herzöge anzusehen – mit Ausnahme der drei zuletzt besprochenen von Murrhardt, Tübingen und Bad Boll. Wir wollen kein entscheidendes Gewicht darauf legen, daß in keinem einzigen Falle auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit einem der Herzöge gesehen werden kann, weil die künstlerischen Fähigkeiten der Bildhauer und Steinmetzen doch recht bescheiden waren. Aber wir haben festgestellt, daß derselbe Gestaltentypus des noch zu Herzog Ulrichs Regierungszeit errichteten Bietigheimer Brunnens auch noch für den zu Zeiten Christophs erstellten von Wildberg maßgebend sein konnte, und der andere Typus der Brunnenfiguren von Rosenfeld und Leonberg aus Herzog Christophs Zeiten für den Markgröninger Brunnen von 1580, zur Zeit der Regierung Herzog Ludwigs. Ferner stimmt der Leonberger Ritter fast wörtlich überein mit einer 1567 von Baumhauer für die markgräfliche Residenz in Durlach geschaffene Brunnenfigur, die nur eine Fahnenstange hält (Kunstdenkmale Badens IX, 5, Kreis Karlsruhe, S. 30, Abb. 58). Eine 1557 datierte, nur in einer angeblich genauen Kopie erhaltene Brunnenfigur in der ehem. badischen Stadt Besigheim hat sich ganz eng an das Vorbild des Bietigheimer Brunnens gehalten.

Der Typus war das Gemeinsame oder Trennende der Brunnenfiguren, nicht die ganz schematisch und grob behandelten, zudem gänzlich unpersönlichen Gesichtszüge. Wenn in den Akten die Brunnenfiguren erwähnt werden, wie in Stuttgart, Leonberg und

Wildberg, so werden diese stets nur mit „Mann“ oder „Wappner“ bezeichnet, nicht ein einziges Mal mit dem Namen eines Herzogs. Die Angabe, der Sindelfinger Brunnen hätte Herzog Ulrich darstellen sollen, stammt erst aus dem Jahr 1650. Die ganz ungewöhnliche Bekleidung und Bewaffnung der Ebinger Figur schließt es aus, in ihr ein fürstliches Bildnis zu sehen. Der Wappenschild in Markgröningen und jedenfalls auch der in Rosenfeld enthält neben dem Herzogswappen noch das der Stadt, undenkbar, daß der Landesherr mit einer solchen ungebührlichen Wappenkombination hätte dargestellt werden können. Das Goldene Vlies auf der Wildbader Brunnenfigur ist schon als Beweis herangezogen worden, daß der Geharnischte nur König Ferdinand darstellen könne. Doch, mit der Collane des vornehmsten Ordens, dessen Chef und Souverain der Kaiser selber war, wurde der Rang der Idealfigur des Wappenhalters herausgehoben, die den Schild des Erzhauses trug (auch eine Figur eines S. Georg des späten 15. Jahrhunderts trug das Goldene Vlies; Exposition la Toison d'Or, Brügge 1962, Katal. Nr. 70). Die Kette des Vliesordens umgibt auch gewöhnlich die Darstellungen des Wappens des Erzhauses.

Die Geharnischten auf den Marktbrunnen sollten nichts anderes darstellen als Wappner, als Schildhalter des Wappens der Landesherrschaft, nicht anders als die auch in unserem Lande viel verbreiteten schildhaltenden Brunnen-Löwen. Diese Wappner waren aber dabei im engeren Sinne keine Hoheitszeichen oder gar Rechtssymbole wie die niederdeutschen Rolande, wenn sie auch vielleicht gelegentlich an die Stelle älterer Zeichen der Marktgerechtigkeit getreten sein mögen (Hinweis von Prof. Dr. H. M. Decker-Hauff). Sie waren von den Städten, nicht vom Landesherrn erstellt – wie die Beispiele von Stuttgart, Wildberg und Leonberg erweisen, anfänglich sogar vermutlich in der ganz bestimmten Absicht, die Zugehörigkeit zum Haus Württemberg gegenüber den habsburgischen Ansprüchen zu betonen. Aus der Zeit nach Herzog Ulrichs Rückkehr stammen ja auch vier der uns bekannten Brunnenfiguren. Es dürfte auch kein Zufall sein, daß die Bietigheimer ihren Brunnenwappner gerade in der Zeit errichteten, in der die Stadt durch die spanische Besatzung auf dem Asperg auf das schwerste bedroht und heimgesucht wurde. Wir haben in den Reichsstädten das Entsprechende zu beobachten. In Weil der Stadt steht auf dem Markt ein Landsknechtshauptmann mit wildem Schnauzbart, mit einem Federbarett in knechtischer Tracht, ähnlich der der Ebinger Figur, doch mit dem Goldenen Vlies, dem hier dieselbe Bedeutung zu-

kommt wie auf der Wildbader Gestalt – der grobe Kerl soll Kaiser Karl V. darstellen! Er ist Schildhalter des Reichsschildes mit dem Doppeladler. Das Jahr seiner Erstellung 1537 läßt vermuten, daß die kleine, katholisch gebliebene Reichsstadt den kaiserlichen Wappner aufstellen ließ in den Jahren, in denen sie sich von dem schlimmsten Feinde der Reichsstädte, dem zurückgekehrten Herzog Ulrich, bedroht fühlen konnte. In Reutlingen steht auf dem Marktbrunnen ein bärtiger Gewappneter, 1570 von Leonhard Baumhauer gefertigt (jetzt im Heimatmuseum) mit breitrandigem Hut, mit einem Umschurz und wiederum mit der Kette des Goldenen Vlieses. Die Tracht, die er trägt, war längst veraltet, die Gestalt ist eine Idealfigur, die den Schild des Reiches trägt. Ganz entsprechend ist eine ähnliche Landsknechtsgestalt auf einem Brunnen in der vorderösterreichischen Stadt Rottenburg a. N., die nur ihren originalen Schild verloren hat.

Wenn die 1561 erstellte, schon 1726 im Stadtbrand zugrunde gegangene Brunnenfigur Kaiser Friedrichs II. in Reutlingen tatsächlich eine Idealfigur des Stauffers dargestellt haben soll, wie die örtliche Tradition annimmt, so war dies eine große Ausnahme.

Beispiele solcher Wappnerbrunnen ließen sich aus den neuwürttembergischen Gebieten wie aus anderen Ländern in großer Zahl anführen – besonders in der Schweiz waren die Brunnen mit dem „Eidgenossen“, dem „Venner“, seit dem frühen 16. Jahrhundert sehr verbreitet. Auch die schwäbische Reichsstadt Rottweil, die der Eidgenossenschaft „zugewandt“ war, stellte auf die Spitze ihres Marktbrunnens einen „Eidgenossen“.

Gerade der Typus des Schweizer „Venners“ ist für die Brunnenfiguren in Altwürttemberg als Vorbild gut zu erkennen, wie auch schon bei dem erwähnten Durlacher Brunnenritter, nur wurde die Fahne – vielleicht mit der Ausnahme bei dem Balinger Brunnen –

bei uns, in einem Fürstentum, stets durch den Regimentsstab ersetzt. Der Ulmer Fischbrunnen von 1482 mit drei Geharnischten, welche die Wappen der Reichsstadt und des Reiches tragen, kann als ein Vorläufer der Wappnerbrunnen gelten. Wie stark die politische Bedeutung von Brunnenfiguren sein konnte, dafür ist der politische Sinngehalt des Rottenburger Marktbrunnens, den die Pfalzgräfin Mechthild, die Mutter Graf Eberhards im Bart, hat errichten lassen, ein besonders interessantes und aufschlußreiches Beispiel (W. Fleischhauer, Der Rottenburger Marktbrunnen, in Heimatkundl. Blätter aus dem Kreis Tübingen II, Nov. 1951).

Die als Porträtfiguren nicht anzuzweifelnden Brunnenfiguren aus Tübingen, in Bad Boll und Murrhardt können nicht gegen unsere Meinung sprechen. Aber diese drei Brunnen, von denen die beiden erstaugeführten 13 oder 20 Jahre jünger sind als der nächstälteste in Markgröningen, sind nicht als Wahrzeichen der Landesherrschaft auf die Marktbrunnen, auf die wichtigsten und auffallendsten Plätze der Städte gestellt gewesen, sondern zum Andenken an die Stifter oder Gründer in den Hof einer wissenschaftlichen Anstalt oder eines abseits gelegenen Bades; auch der Murrhardter Brunnenmann stand in dem von der Stadt abgelegenen Hof der evangelischen Prälatur, zum Andenken an deren Begründer.

Diesen Brunnenfiguren kann nun im Gegensatz zu den „Wappnerfiguren“ auf den Märkten der Charakter eines Denkmals beigemessen werden, wie er nördlich der Alpen erst seit der Zeit Kaiser Maximilians I. und nur sehr langsam und sehr vereinzelt zur Gestaltung gekommen ist.

Der Verfasser dankt Herrn Oberbaurat Gormsen, Bietigheim, Frau Dr. Maria Lenck, Markgröningen, den Herren Dr. H. Hell, Tübingen, Dr. V. Himmelein, Stuttgart, Apotheker M. Otto, Bissingen, Rektor F. Scheerer, Baltingen, und Dr. R. Schweizer, Murrhardt, für die Beschaffung oder Überlassung von Aufnahmen.

# Schützenscheiben aus Nürtingen und Scharnhausen

Zur schwäbischen Glasmalerei des 17. Jahrhunderts

Von Georg Sigmund Graf Adelman

Bei einer herbstlichen Norditalienfahrt 1966 entdeckte ich in der schönen Ausstellung des Museo d'arte antica im Castello Sforzesco zu Mailand zwei Glasscheiben, die durch ihre Inschriften meine Aufmerksamkeit erweckten. Sind doch auf diesen bürgerlichen Kabinettscheiben (Höhe 33,5 cm, Breite 22 cm) jeweils zwei Schützen aus württembergischen Orten dargestellt. Bei der ersten handelt es sich um

„Hans Wilhelm Pfull vnd Jerg Fausel  
beide burger vnd schützenmaister von Nürttingen“.  
Die andere Scheibe, mit dem Datum 1633, bezeichnet die Dargestellten mit

„Michell Gnapper · vnd Jacob Herdtnagel  
Bayde Burger Allhie“,

ohne nähere Ortsbezeichnung. Beide Scheiben tragen eine Künstlersignatur aus einem ligierten MR mit einem Abkürzungsbogen über dem M. Nach Auskunft des Museums gelangten sie im Jahre 1948 als ein Legat der Contessa Lydia Morando in den Besitz der Stadt Mailand<sup>1</sup>.

Dargestellt sind je zwei bewaffnete bärtige Schützen in der Tracht ihrer Zeit mit pumpigen Kniehosen, kurzen Überröcken und breitrandigen, mit Federn geschmückten Hüten. Die meisten tragen spanische Halskrausen, kreuzweise über die Brust gelegte Schärpen und Bandeliers. An diesen hängen eine Reihe von Pulverbüchsen, in denen sich die genau für den Schuß abgemessene Menge Pulver befand. Die Bewaffnung der Schützen besteht weiter bei dreien in geschulterter Muskete und in Gewehrgabeln, auf die die Musketen wegen ihres hohen Gewichtes gelegt werden mußten. Jakob Herdtnagel hält in der Rechten eine Hellebarde, vielleicht als Abzeichen einer Schützencharge. Alle tragen sie an einem Gehänge spanische Degen. Hans Wilhelm Pfull führt noch ein leicht gebogenes Pulverhorn an der Seite mit sich<sup>2</sup>.

Die Schützen stehen mit gespreizten Beinen vor einer nicht sehr deutlichen, unverständlichen Architektur mit seitlichen Pfeilern auf einem schachbrettartigen Plattenboden, der von einer Balustrade im Hintergrund begrenzt wird.

Die Signatur des Glasmalers MR ist durch eine Reihe von Glasscheiben aus dem Beginn des 17. Jahrhun-

derts bekannt<sup>3</sup>. Es handelt sich um das Zeichen eines Mitglieds der Familie Maurer aus Reutlingen. Mehrere Generationen lang arbeiteten die Maurer als Glasmaler in Stuttgart, und dann vor allem in der Reichsstadt Reutlingen<sup>4</sup>. Christoph Maurer (\* Stuttgart 25.12.1570, † Reutlingen 2.7.1632), war in Stuttgart von 1590–1597 für den herzoglichen Hof tätig<sup>5</sup>, zieht aber nach Reutlingen und wird dort 1597 Bürger. Ihm wird die Wappenscheibe des Johannes Fützion, Bürger zu Reutlingen, von 1603 im Württ. Landesmuseum mit guten Gründen zugeschrieben<sup>6</sup>, obgleich sie nicht signiert ist. Leo Balet hat die Signatur MR dem jüngeren Sohn Christophs zugewiesen, der später als Christoph Alt Maurer bezeichnet wird (erscheint seit 1623 als Glasmaler in Reutlingen, heiratet 1639, noch 1645 genannt). Dem muß aber widersprochen werden. Christoph Alt hat 1627 eine Scheibe mit CAM bezeichnet. Seine Kennzeichnung als „Alt“ rührt wohl daher, daß er im Gegensatz zu seinem Neffen Christoph (\* 1624) der Ältere war, ein auch sonst häufiger Brauch.

Die Werkstatt Christophs († 1632) wurde sicherlich von seinem älteren Sohn Melchior Maurer (\* Stuttgart 14.5.1591, † Reutlingen 10.7.1661) fortgeführt. Er ist seit 1619 als Glasmaler in Reutlingen bezeugt und war auch in Nürtingen beschäftigt. Zeit seines Lebens gehörte er der in Reutlingen aufgestellten Miliz, der „Concordia“, an<sup>7</sup>.

Mit der ligierten Signatur MR versehene Scheiben sind aus den Jahren 1621, 1625, 1627, 1629, 1633 und 1654 bisher bekannt geworden. Sie passen alle in die Lebenszeit Melchiors hinein. – Eine weitere Signatur CM aus den Jahren 1647, 1652 und 1653 bezieht sich auf den Sohn Melchiors, Joh. Christoph Maurer (1642–1683), der der dritten Generation der Glasmalerfamilie angehört. Noch 1673 siegelt er mit diesen Initialen<sup>8</sup>. – Die Zuschreibungen Balets müssen daher korrigiert werden, und für die Scheiben mit MR wäre Melchior einzusetzen<sup>9</sup>. Die Zuschreibung der unsignierten Arbeiten ist fast nicht möglich, da die Hände einer Familie kaum auseinandergelalten werden können. Deutlich ist trotz aller Handwerksklichkeit Übereinstimmung der Typen und auch der Technik festzustellen.



Glascheibe Nürtinger Schützenmeister. Mailand, Castello Sforzesco

Aufnahme Perotti

Von großer künstlerischer Qualität der Maurer-Scheiben kann nicht gesprochen werden, wenn sie sich auch durch eine gewisse Frische und Natürlichkeit auszeichnen. Welcher Verfall der Glasmalerei seit dem späten Mittelalter, sowohl der kirchlichen monumentalen Glasmalerei, die im Verlaufe des 16. Jahrhunderts immer mehr aufhört, aber auch der bürgerlichen Kabinettscheiben. Diese hatten vor allem in der Schweiz im 15. und 16. Jahrhundert eine einzigartige Blüte erlebt<sup>10</sup>. Auch die schwäbischen Glas-

maler konnten sich dem starken Schweizer Einfluß nicht entziehen. Noch bei den späten Maurer klingen die in der Schweiz gefundenen Formen und Themen nach. Ausgangspunkt der Schweizer Kabinettscheiben war der im 15. Jahrhundert aufkommende Brauch, sich gegenseitig Fensterscheiben zu schenken. Die Anlässe waren die verschiedensten, aus Freundschaft, bei Besuchen, zu Hochzeiten, mit Wappen, Figuren oder religiösen Motiven. Nicht nur die Städte schenkten sich zum Schmuck der Rathäu-

ser die bunten Scheiben. Auch die Bürgerschaft in ihrem aufkommenden Selbstbewußtsein und zuletzt sogar das Landvolk ergriff der Brauch des Fenster-schenkens.

In der Blütezeit der Kabinettscheiben, noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, folgten die Glasmaler der hergebrachten Technik, bei der mit durchgefärbten Gläsern gearbeitet wurde, von den Glashütten bezogen und mit einer der Zeichnung folgenden Verbleiung. Für die Innenzeichnung verwendete man Schwarzlot. Im Verlaufe des 16. Jahrhunderts entdeckte man aber eine Reihe von Auftragsfarben, die die Glasmaler selber auf farbloses Glas aufschmelzten. Die Figuration wurde jetzt nicht mehr mit farbigem Glas erzielt, sondern auf helles Glas gezeichnet, gemalt, geschmolzt und radiert. Die Möglichkeit, die Tafelmalerei nachzuahmen, wurde hierdurch wesentlich größer.

Auch die Maurer haben fast ausschließlich, wie andere Glasmaler ihrer Zeit, die Farben aufgetragen<sup>11</sup>. Nur kleinere Randstücke bestehen noch aus farbigem Hüttenglas. Stückchen von Überfanggläsern schlifften sie zu Mustern aus. Die bisher so wichtige Verbleiung, die ein bewußtes Mittel künstlerischer Gestaltung gewesen war, wird zufällig und folgte nicht mehr der Darstellung. Hier wird der Verfall der Glasmalerei-kunst besonders deutlich. Ja, die willkürliche und unmotivierte Führung der im Glasfenster schwarz erscheinenden Bleikontur wird zu einem störenden, fast häßlichen Element im Gesamtbild, das die durch die neue Technik gebrachten Vorteile der verfeinerten Zeichnung und Malerei im Glasbild beeinträchtigt.

Wirft die Geschichte der Glasmalerfamilie Maurer und ihre Stellung im Ablauf einer künstlerischen und technischen Entwicklung ein Licht auf die kulturellen Veränderungen einer Epoche, so wird noch die Beschäftigung mit den dargestellten Personen und ihrer „Tracht“ interessante Aufschlüsse auf die Zeit vor und während des Dreißigjährigen Krieges geben, von der so wenig im allgemeinen Bewußtsein unserer heutigen Zeit lebt.

Die erste Scheibe hat durch die genaue Bezeichnung der beiden Männer als Bürger und Schützenmeister von Nürtingen keine Geheimnisse mehr. Hans Wilhelm Pfull (1587–1658) war Kupferschmied in dieser kleinen württembergischen Amtsstadt und Mitglied des dortigen Gerichts, also ein angesehenen Handwerker, dem auch eine öffentliche Verantwortung übertragen worden war<sup>12</sup>. Noch 1649 ist er einer der beiden Schützenmeister seiner Heimatstadt<sup>13</sup>.

Jerg Fausel ist Mitglied einer weitverzweigten Nür-

tinger Familie, geboren 1578, gestorben am 19. September 1634, „von den Kroaten aufs übelste zu-gerichtet“<sup>14</sup>. Vielleicht dürfte dieser für die damaligen Zeitläufte gar nicht so seltene Tod bei einer der Weinfuhren von Neckartailfingen her geschehen sein, die er für die Nürtinger Amtskellerei ausführte<sup>15</sup>.

Die zweite Scheibe ist nicht näher lokalisiert. Wo mochten Michel Gnapper und Jacob Herdtnagel gelebt haben? In Nürtinger Kirchenbüchern waren sie nicht zu finden. Eine Lösung ergab sich dann aber, da das Württ. Landesmuseum in Stuttgart mehrere Scheiben aus dem Jahre 1625 mit der gleichen Signatur Maurers besitzt, die den in Mailand aufgetauchten bis in die Details hinein gleichen und die vom Rathaus in Scharnhausen stammen<sup>16</sup>, einem Ort, der dem Amt des Oberamts Stuttgart angehörte. Bis in die Montur hinein und auch bis zu Wappen in den unteren Ecken der Scheiben waren sie der in Mailand verblüffend ähnlich.

Noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hingen in der altertümlichen Ratsstube und in einem Nebenzimmer des Rathauses zu Scharnhausen „13 Glasgemälde aus den Jahren 1625, 1628 und 1633; sie stellten meist Bauern und Wappen vor, unter denen außer württembergischen auch v. Neuhausen'sche vorkommen“<sup>17</sup>. Von dort sind sie seither verschwunden. Drei Scheiben gelangten 1865 und später in das Landesmuseum. Die anderen mag der Kunsthandel an sich gerissen haben. Die zweite Mailänder Scheibe gehörte zu dieser Sammlung. Die auf ihr dargestellten Michel Gnapper und Jacob Herdtnagel sind als Bürger zu Scharnhausen nachgewiesen<sup>18</sup>. Aber auch die Scheibe der Nürtinger Schützenmeister stammt hierher, sicherlich Geschenk bei einem gemeinsamen Schießen, wie es ja der Ausgangspunkt der bürgerlichen Kabinettscheiben vielfach gewesen ist. Es dürfte kein Zufall sein, daß beide Mailänder Scheiben gemeinsam einen noch ungeklärten Weg bis in das Castello Sforzesco genommen haben.

Sowohl die Darstellung der abgebildeten Bürger von Scharnhausen wie die Nennung zweier Nürtinger als Schützenmeister läßt keinen Zweifel auf, daß an beiden Orten Schützengesellschaften existierten, nicht nur, wie bereits bekannt, in Nürtingen, Vereinigungen wehrhafter Männer, die sowohl als gesellige Verbindung wie als ein Teil der Landesverteidigung seit dem 15. Jahrhundert bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts im ganzen Herzogtum bestanden haben. Heute noch, auch in Nürtingen, sind solche Schützengesellschaften Institutionen des gesellschaftlichen bzw. geselligen Lebens, die wie wenige andere auf eine so weitreichende Tradition zurückblicken kön-



Schützenscheibe aus Scharnhausen 1633. Mailand, Castello Sforzesco  
Aufnahme Perotti

nen. Trotz wechselhafter Schicksale haben sie sich vom Mittelalter bis in die Gegenwart erhalten<sup>19</sup>. Während die Schützengesellschaften der großen Städte, vor allem die der Reichsstädte, teilweise bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgt werden können, gehen die Gesellschaften der kleineren Städte und Ämter im Herzogtum Württemberg auf Graf Eberhard im Bart zurück, der im Jahre 1481 an seine Vögte Befehle über die Heeresordnung erließ<sup>20</sup>. Im-

mer mehr wurde nämlich am Ende des 15. Jahrhunderts der Wert des Fußvolk-Aufgebotes erkannt. Jeder wehrfähige Mann des Landes war zu seiner Verteidigung verpflichtet. An der Ausbildung vor allem der Schützen hatte das Land größtes Interesse. Der Bau von Schießhäusern und Zielstätten wurde daher von den Städten und Ämtern übernommen. Die Schützen erhielten zu je 16 ein Schießgeld von 1 fl.; Schießpreise in Gestalt von sogenannten Hosens-

geldern wurden ausgesetzt, aber auch Zehrgeld zum Besuch auswärtiger Schießen gezahlt, Gelder, die sich in den Landschadensrechnungen niedergeschlagen haben. Die Kirchheimer Chronik berichtet so: „Sonntag, den 22. August 1596. Als man die Herren Bürgermeister, Gerichtsverwandte von Nürtingen, und die ganze Gesellschaft mit der Büchsen zum Gesellschaftsschießen hieher berufen und geladen und man ihnen in der Kreuzer-Herberg zum Abendtrunk Gesellschaft geleistet, sie ausgehalten, ist an Zehrung aufgewendet, auch für Haber u. a. ausbezahlt worden 10 Gulden 5 Batzen.“ Die zufällig erhaltenen Akten der Wildberger Schießgesellschaft geben uns ein gutes Bild der Entwicklung dieser im ganzen Land gleichermaßen bestehenden Einrichtungen zur Landesverteidigung<sup>21</sup>.

Ende des 16. Jahrhunderts wird die Neuaktivierung der Schützengesellschaften wegen drohender Kriegsgefahren notwendig. Herzog Friedrich I. (1593–1608) befiehlt 1594, daß die Schießübungen „an mehr Orten und öfter als bisher auch in voller Ausrüstung vorgenommen werden sollen“<sup>22</sup>. Die Schützen werden gemustert und immer wieder aufgeboten. Sie ersetzen das stehende Heer und behalten daneben doch ihren privaten Charakter. Im 1618 beginnenden Dreißigjährigen Krieg, während dem ja auch unsere Scheiben entstanden sind, werden die herzoglichen Befehle dringender und schärfer. Welche Wichtigkeit den Gesellschaften und der Ausbildung und Bewaffnung der Schützen zugelegt wurde, zeigt die Ordonanz Herzog Johann Friedrichs vom 16. 4. 1627<sup>23</sup>. Da in etlichen Orten durch die „laidige Seuch“ die Mannschaft stark verringert sei, müsse sie ergänzt werden. Es solle darauf geachtet werden, „daß einem Jeden, der seine Manbare Jahr erreicht, seine Taugenliche gewehr vnd hiezue gehörige notige Klaidung vferlegt, vnd ehender zum Burgerrechten nit gelaßen, Auch keiner der sich in ehestand zuegeben

vorhabens vf der Cantzel verkündigt werden, er habe dan solche seine ihm vferlegte gewöhr vnd klaider vorgezeigt“. Die Amtsleute müssen die Waffen mustern und so verteilen, daß zwei Drittel Musketen haben, ein Drittel Piken, ebenso Übungen abhalten. Neben der Not des Krieges mit Armut und Pest waren diese Bestimmungen sicherlich sehr hart. Auch die Waffen mußten ja selber gestellt werden. Eine kleine Entschädigung mögen die verschiedenen Vorteile gewesen sein, aber auch das Bewußtsein, daß zumindest einzelne marodierende und streunende Soldaten durch die bewaffneten Mannschaften in Schach gehalten wurden.

Das uns in diesem Zusammenhang interessierende Nürtingen besaß wie andere Amtsorte bereits im 16. Jahrhundert ein Schießhaus auf der Wöhrth vor der Stadt, das nach einem Brande 1565 neu erbaut worden war. Die reinen Baukosten von 360 fl. hatte die Stadt übernommen, während die Schießgesellschaft den Innenbau und die Einrichtung übernehmen mußte. Im Schießhaus war auch eine Wirtschaft eingerichtet, wo viele Hochzeiten stattfanden<sup>24</sup>.

Auch damals waren die Schützen durstige Männer. Im Jahre 1587 lautet ein Bericht: „Die gesellschaft Büchenschieser pitt, weil am gesellschießen vil wein uffgangen, uff 4 Jmi aus dem Spittal geholt worden, sie die gesellschaft zu verrechnen.“ Der Magistrat nimmt den Wein auf Rechnung des Spitals, weil er bei Besuch der Nachbarschaft getrunken worden sei<sup>25</sup>. Auf der Glasscheibe der Scharnhausener Schützen Georg Zinck und Martin Mayer von 1625 im Württ. Landesmuseum (Balet Nr. 96) ist eine Tafelrunde der Schützen dargestellt, der eben Wein eingeschenkt wird. Die Schießhäuser waren ihres auch geselligen Zweckes entsprechend eingerichtet. Die geschenkten Glasscheiben hingen zur Erinnerung an festliche Schießen in den Fenstern. Auch in Nürtingen haben sich zwei solcher Scheiben von 1565



Zielstatt in Nürtingen. Nach Wappenscheibe in Nürtingen 1565

und 1568 erhalten, die aus dem ehemaligen Schützenhaus stammen<sup>26</sup>. Auf ersterer ist im Kopfteil die Nürtinger Zielstatt abgebildet. Aus einer kleinen offenen Hütte zielt ein Schütze mit seiner auf eine Gabel gelegten Muskete auf eine der zwei Zieltafeln. Zwei andere Schützen stellen sich bereits an. Im Hintergrund ist die Stadt zu erkennen.

Zeugen auch die hier veröffentlichten und anderwärts bekannten Schützenscheiben von dem gesellschaftlichen Ansehen der Schießgesellschaften, so können wir doch nicht die schrecklichen Plagen vergessen, die um 1633 herum im Gefolge des Krieges württembergisches Land verwüsteten. Die Besatzung der Kriegsvölker, 1631 noch durch Kaiserliche, 1632 dann durch die Schweden, nach der Schlacht bei Nördlingen am 26. August 1634 durch die fliehenden Völker Bernhards von Weimar und die nachdrängenden Kaiserlichen, lassen das Ausmaß der Leiden an Gewalt, Hunger und folgenden Seuchen ermesen. Freund und Feind beteiligte sich mit gleicher Roheit an ihnen. Den 6. September bereits wurde Nürtingen „von kayserlicher Merode überstiegen, darinnen selbige mit niederhauen, brennen, plündern und andern Insolenzien erschrecklich gehauset“<sup>26</sup>. Im Wittumsschloß wurde die alte Witwe Herzog Ludwigs, Pfalzgräfin Ursula, an den Haaren über Leichen geschleift und fast zu Tode mißhandelt. 115 Personen verloren ihr Leben.

Damals dürfte die Schützengesellschaft von Nürtingen erloschen sein. Erst nach dem Frieden von 1648 hören wir wieder von ihr. Im Nürtinger Gerichtsprotokoll vom 9. 11. 1649 wird berichtet:

„Auf der Schützenmeister Hans Ludwig Dietrich und Hans Wilhelm Pfullen Ansuchen wird beschlossen, Ihnen, weil gnädige Herrschaft wie von Alters den Schützen-Vorthel<sup>28</sup> wieder hier reichen läßt, von Stadt- und Amtswegen auch wieder denselben reichen zu lassen; thut für 168 Schützen 31 1/2 fl. Für Scheiben u. a. nochmals 8 fl. 58 Kr., zus. also 40 fl. 28 Kr.“

In Zukunft haben die Schützengesellschaften aber keine große militärische Bedeutung mehr. Doch war die Beteiligung immer noch rege. Im Jahre 1711 waren es in Nürtingen 667 Schützen aus Stadt und Land, 1716 sogar 711 Schützen. Nach dem völligen Erlöschen in der Zeit um 1800 wurde 1802 das Schützenhaus an Private verkauft. Erst 1829 gründete der Nürtinger Stadtrat eine Stadt- oder Bürgergarde, um sie bei Festlichkeiten als stattliche repräsentative Abteilung zur Verfügung zu haben.

Die beiden Mailänder Schützenscheiben haben zu manchen weiteren Überlegungen geführt. Selbst so

kleine, unbedeutende Kunstwerke sprechen ihre Sprache. Mit ihrer Anregung wurde wieder einmal ein Stück unserer Geschichte und Kultur verdeutlicht.

<sup>1</sup> Für die Zurverfügungstellung der Fotos und nähere Angaben muß ich Prof. Dr. G. G. Belloni, den leit. Direktor der Städt. Kunstsammlungen Mailand, danken. –

<sup>2</sup> Zur Bewaffnung der Musketiere vgl. B. Poten, Handwörterbuch der gesamten Militärwissenschaften 7, 1879, S. 89 f.; W. Boheim, Hdb. der Waffenkunde, 1890/1966, S. 455 ff. u. ö. – <sup>3</sup> Hierzu L. Balet, Schwäbische Glasmalerei (Kataloge der Kgl. Altertümersammlung in Stuttgart II), Stuttgart – Leipzig 1912, S. 42–46 u. Nr. 85 ff. –

<sup>4</sup> Vgl. Th. Schön, Glasmaler in der Reichsstadt Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter XIX, 1908, S. 82 bis 91. Die Maurers erscheinen in der Ahnentafel Schwenk u. Rieber Ulm, Maier usw. – <sup>5</sup> H. Rott, Quellen u. Forschungen z. südwestdtsch. u. schweiz. Kunstgesch. im XV. u. XVI. Jahrh., II, Stuttgart 1934, S. 293. – <sup>6</sup> Balet S. 42. Nr. 85. –

<sup>7</sup> Hoffstetter, Reutlinger Chronik S. 250, Msc. Landesbibl. Stuttgart. – <sup>8</sup> Balet S. 43, Nr. 112, 115, 116. –

<sup>9</sup> Betrifft Balet Nr. 92, 93, 95, 96–106, 108, 109. Nr. 107 bleibt für Christoph Alt Maurer. – <sup>10</sup> Vgl. etwa P. Boesch, Die Schweizer Glasmalerei, Basel 1955. – <sup>11</sup> 1591/92 wird Christoph Maurer, Glasmaler zu Stuttgart, ausdrücklich für geschmelzte Wappen bezahlt; vgl. Rott a. a. O. II 293. – <sup>12</sup> Sein Vater, der Kupferschmied Wilhelm Phuoll wanderte 1586 von Pforzheim in Nürtingen ein und fällt 1594 im Türkenkrieg in Ungarn. Er selber blieb trotz zweifacher Ehe kinderlos. Sein Stiefsohn Joh. Ludwig Schüssler wird Geistl. Verwalter in Balingen, vgl. Pfeilsticker, NWDB § 2173. – <sup>13</sup> J. Kocher, Gesch. d. Stadt Nürtingen III, 1928, S. 195. – <sup>14</sup> Verm. 1608 mit einer Hellwag. Diese wie alle anderen genealogischen Daten aus Nürtingen verdanke ich Landrat i. R. Helmuth Mayer. – <sup>15</sup> StArchiv Ludwigsburg A 302 Nr. 9971, Amts- u. Kellerei-Rechn. Nürtingen 1633/34. Herbstkosten zu Thailfingen: Jerg Faußeln von 3 Aymer Weins alhero zu fuehren 1 fl. – <sup>16</sup> Siehe Balet a. a. O. Nr. 96 u. 97. –

<sup>17</sup> Beschr. d. Oberamts Stuttgart, Amt, 1851, S. 244. –

<sup>18</sup> Nach den Kirchenbüchern des Ev. Pfarramtes Scharnhausen stirbt 1626 Agnes, Jacob Hårdtnagels Hausfrau, Tochter des Hanß Hermann Schultheiß (desselben, der auf einer der Schützenscheiben von 1625 im Württ. Landesmuseum dargestellt ist); 1635 sterben mehrere Kinder von ihm an der Pest, „seindt in den beeden Durchzüngen Königlicher Mayestedt in Vngarn alhie gestorben vnd begraben worden“. – Michel Gnapper † ledigen Standes an 28. 8. 1633 ungefähr etlich 60 Jahre alt. – <sup>19</sup> Vgl. Th. Reintges, Ursprung u. Wesen der späten mittelalterl. Schützengilden, Bonn 1963. – <sup>20</sup> Hierzu Fr. Ernst, Eberhard im Bart, Stuttgart 1933, S. 77 ff. – <sup>21</sup> E. Gerber in WVjh 24, 1928, S. 57 ff.; für Heidenheim P. Weizsäcker, Beiträge zum Schützenwesen unter den württ. Herzogen, in: WVjh 4, 1881; für Leonberg V. Ernst in: Beschr. d. Oberamts Leonberg 1, 1930, 403 f. – <sup>22</sup> Gerber a. a. O. S. 59. – <sup>23</sup> Reyscher, Slg. der württ. Gesetze, 19 (Kriegsgesetze I) Nr. 98. – <sup>24</sup> Kocher a. a. O. II 232, III 195 f., sowie: Nürtingens Schießwesen einst und heute, in: Der Deutsche Schütze I Heft Nr. 18 v. 25. 9. 1937. – <sup>25</sup> Stadtarch. Nürtingen. Gerichts-Protokoll v. 15. 10. 1587. –

<sup>26</sup> Abgeb. bei Kocher a. a. O. III 240 u. 241. Zu erinnern ist an eine ähnliche Darstellung eines Schießens auf der Konstanzer Wappenscheibe von 1526 im Rosgartenmuseum zu Konstanz, abgeb. in: Der Museumsfreund Heft 1, 1962, T. VIII. – <sup>27</sup> J. U. Steinhof, Neue wirt. Chronik, I, Tübingen 1744, S. 537. – <sup>28</sup> = Vorteil, Zehrgeld für Schützen, auch herrschaftliches Gnadengeld für jedes Schießen. (H. Fischer, Schwäb. Wörterbuch, 2, 1908, Sp. 1282/84.)

# Die Figuren der Göppinger Rebenstiege

Das kaum bekannte Meisterwerk des Steinmetzen Hans Neu

Von Manfred Akermann

Zu den besonderen Kostbarkeiten des Stadtarchivs Göppingen gehört eine Reihe handgeschriebener Chroniken, in denen wichtige Fakten zur Stadtgeschichte aufgezeichnet sind. Die bekannteste dieser bisher leider nicht veröffentlichten Niederschriften ist die Chronik des Bürgermeisters Elias Laichinger, der aus den Jahren zwischen 1623 und 1676 tagebuchähnliche Notizen hinterließ, die besonders für die Zeit des Dreißigjährigen Krieges unschätzbaren historischen Quellenwert besitzen. Diese Chronik enthält den einzigen Hinweis auf das Lob- und Dankfest des Jahres 1650, aus dem sich der heutige Göppinger Maientag entwickelt hat. Aus dem 17. Jahrhundert stammen auch die chronikalischen Aufzeichnungen, die der Stuttgarter Archivar und Historiker Johann Jakob Gabelkover (1578–1635) hinterließ und die den Titel tragen: „Chronologische Beschreibung der weitberühmten Stadt Göppingen in Württemberg“. Auf 20 engbeschriebenen Seiten führt Gabelkover die wichtigsten Ereignisse der Göppinger Stadtgeschichte auf und gibt von einzelnen markanten Bauwerken detaillierte Beschreibungen. Die Aufzeichnungen enden 1631, vier Jahre vor Gabelkovers Tod. Der Chronist fühlte sich mit Göppingen zeit- und lebens eng verbunden, war er doch in der Stadt als Sohn Oswald Gabelkovers, der von 1563–1580 als einer der vier württembergischen Landärzte hier seinen Sitz hatte, zur Welt gekommen. Sein Vater weckte in ihm auch die Liebe zur Historie, da er sich selbst als eifriger Erforscher der württembergischen Geschichte betätigte. Seine zahllosen Aufzeichnungen zählen bis heute zu den wichtigsten historischen Quellen des Landes.

Johann Jakob Gabelkovers „Chronologische Beschreibung der weitberühmten Stadt Göppingen“ bringt auf den Seiten 10 und 11 ein ausführliches Kapitel über die Erbauung des Göppinger Schlosses durch Herzog Christoph von Württemberg in den Jahren zwischen 1552 und 1569. Karl Kirschmer hat Auszüge daraus in dem 1938 erschienenen 1. Teil seiner „Geschichte der Stadt Göppingen“ veröffentlicht. Nachstehend ist der volle Wortlaut dieses Abschnit-

tes aus der Gabelkoverschen Chronik in der heutigen Schreibweise wiedergegeben, ist darin doch eine ganze Reihe bemerkenswerter Einzelheiten zur Baugeschichte des bedeutendsten profanen Bauwerks der Stadt Göppingen enthalten:

„Nachdem Christoph Herzog zu Württemberg, sich eine ziemliche Zeit an dem königlichen Hof in Frankreich aufgehalten und sich bei dem König hochmeritiert gemacht, ist ihm von seinen Mißgönnern ein tödliches Gift beigebracht worden, welches den Leib und endlich das Leben gemächlich verzehren und töten sollte. Obwohl solchem abzuhelpen allerlei gute Mittel gebraucht worden, hat man doch des Gifts Operation nicht gänzlich abtreiben mögen, daher Ihre Fürstliche Gnaden sich wieder in das Land begaben und mit Rat der verständigen Medicorum den Sauerbrunnen zu Göppingen gebraucht, durch dessen heilsame Kraft und Wirkung Ihrer Fürstlichen Gnaden das Gift gänzlich aus dem Leib getrieben und zur erwünschten Gesundheit gebracht worden.

Als nun Ihre Fürstliche Gnaden diese vortreffliche Wirkung des edlen Sauerbrunnens zu Göppingen verspürt und an seinem eigenen Leib experimentiert, haben sich dieselbigen gnädig dahin resolviert, in die Stadt Göppingen ein fürstliches Schloß und Lusthaus zu bauen, damit nicht allein Ihre Fürstliche Gnaden auf begebende Leibsgebrechlichkeit selbst, sondern auch die fürstliche Posterität auf erheischende Notdurft mit fürstlicher Accomodation und erwünschter Bequemlichkeit diesen edlen Wunderbrunnen zu genießen hätte.

Anno Christi 1562 ist an diesem Bau der Grund gelegt, wie die Jahreszahl an dem Schnecken [Wendeltreppe] zur linken Hand ausweist, und in der Folge mit lauter gehauenen Stücken von Stein sehr künstlich aufgeführt, mit schönen und fürstlichen Zimmern, kostbaren Tafeln und eingelegtem Schreinerwerk, allerhand Inventionen von Ofen, Küchen und Kellern, Kanzleistuben und Badstüblein auf das Prächtigeste und Herrlichste geziert, daß zu einer fürstlichen Residenz gar nichts vergessen.

Anno 1563 ist das äußere Portal gegen die Stadt



Die Rebenstiege im Schloß zu Göppingen

Aufnahme Pabst

gebaut worden, in dessen Schwibbogen 46 Städtewappen des Herzogtums Württemberg eingehauen und illuminiert (sind). Das Merkzeichen in diesem fürstlichen Schloß ist ein Schwein, welches in dem kunstreich gebauten Schnecken zur linken Hand in dem Eingang zu finden, welcher mit schönen Traubenstöcken in Stein gehauen und mit lebendigen Farben durch hinauf angestrichen, als ein wunderbares

Kunststück anzusehen. Als der Steinmetz daran gearbeitet, soll Ihre Fürstliche Gnaden, Herzog Christoph, ihm zugesehen und zugesprochen haben, er solle Fleiß anwenden, daß er im Reißen und Steinhauen keine Sau mache. Es habe gedachter Steinmetz, welcher den Schloßbau in Steinwerk ausgeführt (so H. Neu geheißen und von Göppingen gebürtig gewesen), alsbald eine Sau abgerissen und in den ge-



Von oben nach unten: Rabe, Sau, Affe  
Aufnahmen Akermann

dachten künstlichen Schnecken eingehauen, ehe und dann Ihre Fürstliche Gnaden von dem Mittagessen aufgestanden.

Es ist auch dieses fürstliche Schloß mit einem tiefen Wassergraben auf allen Seiten umgeben, darüber eine schöne Brücke gegen die Stadt, eine hinter dem Schloß in den fürstlichen Lustgarten gebaut, desgleichen ein verdeckter Gang ganz oben über (den) Graben in die Kirche gehend gemacht worden. In dem Lustgarten ist abermals nichts vergessen, was zur fürstlichen Recreation dienet und von allerhand Blumenwerk, nützlichen Kräutern, schönen Bäumen, lebendigen Hägern, Irrgängen, Wasserbrunnen, Lusthäusern, Kämmerlein von Traubenstöcken, allerlei springenden Brunnen mit allerhand Tieren und Waffen und anderem auf das Trefflichste gezieret. Dieser Garten ist von den Gärten der Bürger gekauft und bezahlt worden.“

Soweit der Auszug aus der Chronik Johann Jakob Gabelkovers. Am interessantesten ist darin, neben der Bemerkung über die ursprünglich am äußeren Hauptportal angebrachten 46 Städtewappen, der Hinweis auf den Schöpfer der köstlichen Rebenstiege im südwestlichen Treppenturm des Göppinger Schlosses, Hans Neu. Schon Karl Kirschmer hat im ersten Band seiner Göppinger Stadtgeschichte darauf aufmerksam gemacht, daß mit der Entdeckung dieses Namens die bisher von der kunstgeschichtlichen Forschung vertretene Meinung revidiert werden müsse, der berühmte Martin Berwart sei als Bildhauer an der Rebenstiege tätig gewesen. In den Göppinger Kirchenbüchern ist Hans Neu zwischen 1565 und 1570 nachweisbar. Um so eigentümlicher ist es, daß er bisher weder durch urkundliche Belege noch durch stilkritische Zuschreibungen mit einem anderen bildhauerischen Werk in Verbindung gebracht werden konnte.

Daß es nicht nur einen schriftlichen Hinweis auf Hans Neu, sondern auch eine plastische Darstellung des hervorragend begabten Schöpfers der Göppinger Rebenstiege gibt, scheint bisher unbekannt geblieben zu sein, jedenfalls findet sich in keiner der zahlreichen Beschreibungen des liebenswürdigen Kunstwerks ein Hinweis auf jenen kleinen Menschenkopf, der kaum erkennbar zwischen nahezu vollplastisch aus der Unterseite einer Treppenstufe herausgearbeiteten Rebenranken hervorlugt. Ohne Zweifel hat sich der Bildhauer hier selbst dargestellt, wie es zu jener Zeit nicht selten üblich war. Dafür spricht auch die Tatsache, daß die übrige figürliche Plastik, mit der die Rebenstiege ausgestattet ist, ausschließlich dem Tierreich entstammt. Insgesamt sind nicht weniger

als 13 Tiere im Rankenwerk des insgesamt 71 der 79 Stufen der Wendeltreppe überwuchernden steinernen Weinstocks mehr oder weniger versteckt dargestellt. Sie tummeln sich allerdings nur in dem Teil der Treppe, der beim Gang vom Erdgeschoß in den ersten Stock, wo sich der Zugang zu den fürstlichen Wohn- und Repräsentationsräumen befand, eingesehen werden konnte. Die Tiergestalten waren also wohl zur „Belustigung“ des Hausherrn und seiner hohen Gäste gedacht. Daß Herzog Christoph an ihrer Entstehung persönlich Anteil nahm, geht aus der von Gabelkover wiedergegebenen Geschichte mit der „Sau“ hervor. Diese, ein kapitaler Eber mit mächtigen Hauern und stolzem Borstenkamm, fällt dem Beschauer der Treppe über dem Zugang zum Erdgeschoßflur des Westflügels des Schlosses sofort ins Auge. Auf weiter unterhalb gelegenen Stufen sitzen ein nach links blickender Singvogel, ein selbstbewußter Rabe, ein krummschnäbeliger Papagei, ein großmäuliger Frosch, eine etwas verwitterte Eule, ein ebenfalls nicht mehr ganz gut erhaltener Vogel und nochmals ein griesgrämiger Waldkauz im Gerank der Reben.

In Verlängerung der von dem gewaltigen Keiler besetzten Stufe hat sich ein im Vergleich zu den übrigen Tieren viel zu geratenes Eichhörnchen auf

den gotisch kannelierten Handlauf der Treppenspindele geflüchtet, um dort in Ruhe seine Beute, eine üppige Traubendolde, verspeisen zu können.

Die Treppe weiter emporsteigend erblickt man noch einen eifrig pickenden Vogel, einen gemütlich an den Stufenrand gekauerten und die Trauben genießerisch verzehrenden Affen, oberhalb dem der winzige Kopf des Steinmetzen Hans Neu sichtbar wird. Es folgen schließlich noch ein tapsiger, freundlich dreinschauender Bär und, unmittelbar über der Eingangstür zum 1. Obergeschoß, ein kleines, dafür um so behender zugängliches Äffchen.

Man sieht, es lohnt sich, die Unterseite der Göppinger Rebenstiege genau ins Auge zu fassen und länger in diesem einzigartigen, allerdings sehr renovierungsbedürftigen Treppenhaus zu verweilen – auch wenn es heute nicht mehr den Zugang zu fürstlichen Gemächern, sondern zum Finanzamt bildet. Bei genauem Hinsehen entdeckt man am Handlauf der Stiege eine ganze Reihe von Steinmetzzeichen, aus denen sich drei verschiedene Typen herauschälen lassen; zwei davon erscheinen spiegelbildlich zueinander. Ob es die Marken des Hans Neu und seiner Gesellen sind, ließ sich auf Grund fehlender Vergleichsmöglichkeiten bisher nicht feststellen.



Mutmaßliches Selbstbildnis von Hans Neu  
Aufnahme Akermann

# Parkanlagen und Hofgärten in Hohenlohe

Von Karl Schumm

Die Besonderheit der historischen Entwicklung Hohenlohes zeigt sich, neben anderen Eigentümlichkeiten, auch in der Vielzahl der Residenzen, deren Entstehung den häufigen Landesteilungen der ehemaligen Grafen Hohenlohe zuzuschreiben ist. In jeder Residenz stand das Schloß des Landesherrn und zu jedem Schloß gehörte ein Garten bzw. eine Parkanlage. Häufiger als die Schloßbauten sind letztere zeitgeschichtlich bedingten Veränderungen unterworfen gewesen. Der Umbau eines Schlosses war kostspieliger als die Neuanlage oder die Umgestaltung eines Parkes. Auch wandelten sich Bäume und Sträucher, ursprünglich vom Gestalter als Blickpunkte gesetzt, natürlicherweise durch ihr Wachstum, und so wurde, was zunächst geplante Ordnung war, bald reizvolle Regellosigkeit, aus der wieder eine neue Ordnung gestaltet werden mußte, in der aber die vorhergehende meist noch sichtbar blieb; so ist es besonders aufschlußreich, den Ideen der Gartenarchitekten in den noch vorhandenen Resten unserer Parkanlagen nachzugehen. Verändert wurden sie alle, und oft findet man nur noch geringe Reste der ursprünglichen Gestaltung, einen Torbogen, eine Skulptur, die Ruinen eines Springbrunnens, eine steinerne Treppe oder eine Urne.

Georg Dehios Eindruck vom Park vor dem Schlosse Weikersheim, den er noch in unrestauriertem Zustand sehen durfte, faßte er in die Worte zusammen, die wir heute auf alle Parkanlagen in Hohenlohe anwenden können: „Schloß und Garten . . . bieten in ihrem leisen Zerfall Stimmungspoesie, wie sie nur noch selten angetroffen wird.“ Weikersheim war noch erfüllt von einer „historischen Echtheit der Erscheinung“ wie keine andere Parkanlage Hohenlohes. Viele sind nur noch Rudimente, oft überbaut oder einer nützlichen Verwendung zugeführt; in einigen stehen inmitten der Krautbeete Reste der Brunnen, Obelisken oder gestürzte Säulen, in anderen sind die Orangerien, die Teehäuschen in Abstell- und Stallräume umgewandelt. Man kann ihren ursprünglichen Zweck nur noch stimmungsmäßig erleben und gedanklich erfassen. Die Großartigkeit der Anlagen vermitteln uns die noch erhaltenen Pläne der Gestalter. Sie sollen in dem A. Schahl gewidmeten Aufsatz hinweisen auf das Wollen der Menschen in der Zeit ihrer Entstehung, so wie Pfarrer Mayer aus Kupfer-

zell 1750 spricht: er möge das Land sehen „auf einer Ebene, schön wie ein Garten ausgebreitet“. Gerade in unserem Raum, der noch heute größtenteils bäuerlich genützt ist, wird es besonders deutlich, wie nach einer langen Entwicklung, in der die Bauern die Kulturlandschaft schufen, schließlich der Künstler im Park die Einheit von Natur und Kultur gestaltete, mit dem Ziel eines in das andere fast unmerklich übergehen zu lassen. Es ist uns in der Gegenwart die Aufgabe gegeben, die allzuwenig erkannt wird, die Reste der Schöpfungen, die aus diesem Kulturwillen entstanden sind, zu erhalten, bevor sie ganz verschwunden sind. Zum Schutze der Parkanlagen verbinden sich Naturschutz und Denkmalpflege, deren Bestrebungen gerade im Schwäb. Heimatbund vereinigt sind.

Gärten und Parkanlagen sind begrifflich nicht gleichzusetzen. Heute werden die Unterschiede nicht mehr beachtet, doch in den Hohenlohischen Residenzen unterscheidet man teilweise noch jetzt den Hofgarten vom Park. In den Plänen sind die Unterschiede klar zu sehen. Der Garten ist zwar räumlich beschränkter, doch ist auch er geplant angelegt und mit Blickpunkten versehen; die nutzbaren Beete sind symmetrisch aufgeteilt und durch korrespondierende Wege verbunden. Dagegen sind im Park keine Beete angelegt; die Wege haben den Bezug auf die Architektur und vermitteln in der späteren Epoche die Blickpunkte in die Ferne, dadurch die gesamte Landschaft in den Garten einbeziehend. Die Gebäude sollen den Raum nicht begrenzen: sie sollen die Punkte sein, von denen aus sich dem Beschauer die Schönheit der Landschaft offenbart.

Der Garten ist älter als der Park, er gehörte schon zur Anlage einer Burg. 1515 „unfugten“ die Belagerer der Burg Leofels sehr im Garten der Burg, der unter den Fenstern der Kemenate, der Wohnung der Frauen, lag. Er war klein, denn die fortifikatorischen Gesichtspunkte einer Burg ließen keine größeren Anlagen vor der Befestigung zu. Erst als das Schloß die befestigten Burganlagen ablöste, war die Zeit gekommen, daß man die Architektur der Schloßbauten durch die im sogenannten französischen Stil vorgelegerten Gartenanlagen erweiterte. So war es auch in Öhringen. 1611–1616 erbaute man hier für die Witwe des Grafen Wolfgang, der in Weikersheim

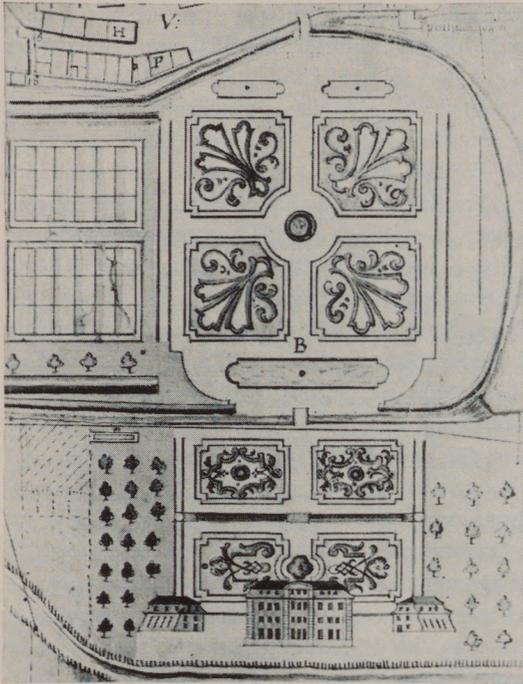
residiert hatte, als Alterssitz das Schloß. Magdalena, geborene Gräfin von Nassau-Dillenburg, wünschte sich „ein lustiges Würzgärtlein“. Der gräfliche Baumeister Georg Kern fertigte den Reiß für das Schloß und den gewünschten Garten. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde Öhringen Residenz, aber erst 1717 konnte man soviel Land erwerben, daß man an die Anlage eines Parkes gehen konnte. Es ist der Zeitpunkt, in dem jener zum Ausdruck einer Weltanschauung wird, Musik und Dichtung und die Malerei brauchten ihn als Schauplatz ihrer Gestaltungen, und kein Geringerer als Goethe verherrlicht ihn in zahlreichen seiner Dichtungen.

Auch räumlich unterscheidet sich der Garten vom Park. Die Erweiterung des Burggärtleins zum Garten geschieht in der unmittelbaren Umgebung der Burg. So liegt in Künzelsau heute noch an der Westseite des Schlosses im aufgefüllten Burggraben und von einer Mauer abgeschlossen der Garten, während später im Osten der Park angelegt wurde. In Kirchberg liegt der Hofgarten ebenfalls im Westen, allerdings jenseits des nicht auffüllbaren Stadtgrabens; die späteren Parkanlagen wurden an ganz anderen Stellen errichtet. In Öhringen entwickelte sich der Park auf dem erweiterten Gelände des ehemaligen „Würzgärtleins“. Um 1700 war der landschaftlich schöne Raum noch kein entscheidender Faktor für die Anlagen eines Parks. Erst das erwachende Naturgefühl der Menschen in der Mitte des 18. Jahrhunderts, das sich in der Vorliebe für romantische Anlagen und in einem Schwelgen in Empfindsamkeit zeigt, die die Einsamkeit sucht, konnte die Gestaltung des Parkes auf ihren künstlerischen Höhepunkt bringen. Er muß sich nun von den menschlichen Siedlungen entfernen, sucht die natürliche Schönheit einer Landschaft in die Anlagen hereinzuziehen und weist in seinen Gebäuden und Statuen auf ein fernes Arkadien hin oder schafft Illusionen, die ein verherrlichtes Mittelalter feiern, indem man Ruinen, Türme und Tore als Blickpunkte auf den verschlungenen Wegen errichtet. In Hohenlohe findet man alle diese Planungen in oft einfachen aber doch bewußten und klaren Formen. Wird die Ebene zur Anlage des Parkes bevorzugt, so wurden Seen und Wiesen, Bachläufe und Bodenerhebungen geschaffen. Die natürlichen Landschaftsformen, die Bodensenkungen, die Höhen, Wald und Flüsse wurden in die Planungen einbezogen. Die Burgen, die ehemaligen Sitze der staufischen Ritter und der Vögte, die die kaiserlichen Rechte in unserem Raume wahrnahmen und zu denen die Hohenlohe gehörten, wurden in der Regel auf steil in die Flußtäler vorstoßenden Landzungen er-

richtet und aus ihnen entwickelten sich die grundherrschaftlichen Schlösser. Die Planung eines Parkes mußte einer solchen Landschaft Rechnung tragen. Man mußte also entweder die steilen Talhänge parkartig anlegen oder aber sich in die Ebene absetzen. Beide Formen gehen in Hohenlohe nebeneinander her. Die Städte und Schlösser in Weikersheim, Öhringen, Ingelfingen und Neuenstein entstanden in der Ebene; hier gab es für die Planung andere Möglichkeiten als bei den Bergschlössern Kirchberg, Langenburg, Bartenstein und Waldenburg. Doch mußten auch die Schlösser der Ebene sich nach Gegebenheiten richten, wenn sie größere Bauvorhaben hatten. In Weikersheim war die Talaue hochwassergefährdet, und in der alten Stadt Öhringen war der Besitz der Stadt und der Bürger so gefestigt, daß eine Ausbreitung und Erweiterung der alten Gärten sehr erschwert war. Hier entschloß man sich, die geplanten Anlagen auf zwar entferntem, aber eigenem, Boden zu erbauen und dort, wo die Berglage hemmend war, setzte man sich von dem befestigten Schloß in die entfernte Ebene ab, wo man außerhalb der Siedlungen war und in der Einsamkeit romantischen Neigungen nachgehen konnte. Beinahe alle wichtigen Linien der hohenlohischen Grafen beschränkten diesen Weg. Von Öhringen aus entstand Friedrichsruhe nach dem Fürsten Johann Friedrich (1683–1765) genannt, von Langenburg aus Ludwigsruhe, das an den Fürsten Ludwig (1696–1765) erinnert, von Weikersheim aus der Carlsberg, der den Namen des Grafen Carl Ludwig (1674–1756) trägt.

Die Parkanlagen veränderten sich immer wieder. Die die Architekturformen des Schlosses unterstreichenden Schöpfungen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts wurden gegen Ende desselben vom „Englischen Garten“ abgelöst. Die Naturnähe lehnte die architektonisch bedingten Formen ab. Die Anlagen wurden großräumiger, eine weite Umgebung wurde in den künstlerischen Willen einbezogen. Waldstücke und Baumgruppen, Flußtäler und herrschaftliche Gebäude wurden Blickpunkte, die dem lustwandelnden Naturverehrer die schöne Ferne verheißungsvoll im geplanten Garten nahebrachte. Aus fernsten Ländern bezog man seltene Bäume und Sträucher, teils durch Reisende gebracht, teils aus königlichen Gärten bezogen. Der von Goethe besungene Gingo-Baum ist heute noch in den hohenlohischen Parkanlagen anzutreffen:

Dieses Baumes Blatt, der von Osten  
meinem Garten anvertraut,  
gibt geheimen Sinn zu kosten,  
wie's den Wissenden erbaut.



1. Der Öhringer Hofgarten um die Mitte des 18. Jahrhunderts

Der Herr des Parkes hatte das Bedürfnis, seinen Freunden und Besuchern seine seltenen Bäume und Pflanzen zu zeigen, genauso, wie sein Vater und Großvater ihr Raritätenkabinett vorgeführt hatten. In den schriftlichen Überlieferungen findet man einen Architekten der Anlagen nur selten genannt. Auch hier ist die Ursache in der besonderen historischen Entwicklung Hohenlohes zu suchen. Die vielen Landesteilungen schwächten die Finanzkraft der einzelnen Landesherren. Parkanlagen waren keine Sache des Landes, so konnten sie nur aus der Privatschatulle des Grafen oder Fürsten bezahlt werden. Diese wurde nicht aus Einnahmen aus dem Lande gefüllt, sondern aus Vergütungen, die die Landesherren aus ihren Diensten bei den Großmächten des Reiches, ja der ausländischen Staaten zurücklegen konnten. An den königlichen und fürstlichen Höfen sahen sie Parkanlagen, die ihnen gefielen. Hier lernten sie Gartenarchitekten kennen, die europäischen Ruf hatten. Aus der Kenntnis ihrer Schöpfungen wurden die heimatlichen Anlagen beeinflusst. Der Fürst brachte die Anregungen von den großen Höfen mit und gab sie an seine Beamten und Handwerker weiter, wie

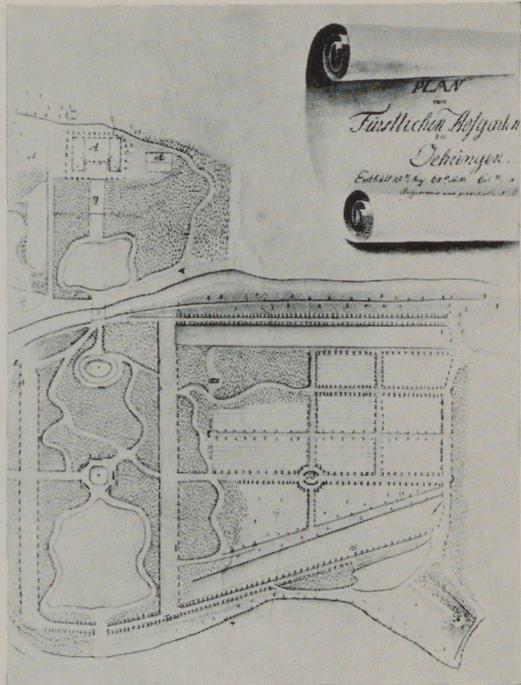
dies schon bei den Schloßbauten geschehen war. Die technischen Aufgaben und ihre Überwachung übernahmen bei den gärtnerischen Anlagen die Hofgärtner. Diese waren bevorzugte Handwerker, die den Beamten gleichkamen. Ihre Namen wurden noch zu Anfang dieses Jahrhunderts respektvoll in den Residenzen genannt. Bei besonderen Aufträgen, vor allem bei der Ausarbeitung von architektonischen Blickpunkten wurden die bekannten Familien der aus dem Handwerkerstande stammenden Künstler zu Rate gezogen, so die Sommer aus Künzelsau, die Kern aus Forchtenberg, die Schillinger aus Öhringen; in Kirchberg machte der Hofmaler Johann Valentin Tischbein Entwürfe.

Wie schon bemerkt, steht zeitlich der Burggarten vor der Parkanlage. Auf den Karten des Kartographen Hospin aus dem Jahre 1607 sind nur an den Herrnsitzen Gärten angedeutet. In der befestigten Burg und im Schloß war kein Platz für eine größere Anlage. Erst nachdem es sich in den Kampfhandlungen des Dreißigjährigen Krieges gezeigt hatte, daß die einengenden Mauern keinen Schutz mehr boten, begann die Erweiterung der Gärten. Auch Tiergärten wurden in diesen Jahrzehnten angelegt und mit architektonischen Mittelpunkten versehen. So war es in Friedrichsruhe, auf dem Carlsberg und in Ludwigsruhe. Entscheidend wurde die geistige Haltung der Menschen des 18. Jahrhunderts, die die Naturnähe als einen wesentlichen Bestandteil ihrer Lebensauffassung bejahten. Der Adel war führend, der Bürger folgte nach, und selbst der Handwerker schuf sich in seinem Garten eine Ecke mit einem Gartenhaus, einer steinernen Bank, einen „kleinen“ Park, in dem er die sonntäglichen Nachmittage verbrachte. In allen Residenzstädten findet man noch solche Gartenhäuser, die aus dem gleichen Lebensgefühl entstanden, aus dem auch die großen Gartengestalter ihre Parkanlagen schufen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte man keine Beziehung mehr zu diesem Lebensgefühl. Der Niedergang begann, als man die Anlagen, die bisher der Freude und der Erholung gedient hatten, nach Nützlichkeitsgesichtspunkten umänderte und damit gründlich verdarb. Man verpachtete die Einzelteile, die nicht nutzbaren Bauten wurden abgerissen, die Wege umgelegt und die Blickpunkte zugespflanzt. Bis heute vollziehen sich diese Vorgänge. Weil dabei Kunstwerke zerstört werden, bedarf es der gemeinsamen Anstrengung aller Kunstfreunde, des verantwortungsvollen Bürgers und auch des Staates, dieser Zerstörung Einhalt zu tun. Eine Haltung, die, wie schon gesagt, auch zur Aufgabe des Schwäbischen Heimatbundes gehört.

## Die Einzelanlagen in Hohenlohe

Ohringen (Abb. 1, Anm. 3). – Die für den Aufstieg zur Landeshoheit von den Hohenlohe genützte Vogtei über das Stift Ohringen wurde bis in das 17. Jahrhundert von den Grundlinien Hohenlohe-Neuenstein und Hohenlohe-Waldenburg gemeinsam ausgeübt, so daß sich hier zunächst keine Residenz entwickeln konnte. Unmittelbar vor dem Dreißigjährigen Krieg genehmigte man der Witwe des Grafen Wolfgang (gest. 1610) einen Witwensitz in Ohringen einzurichten. Sie war eine Gartenfreundin und vermißte in dem neuen Wohnort einen Garten, wie sie ihn von Weikersheim her gewohnt war. Sie legte zunächst an der Ostseite des Schlosses „ein lustiges Würzgärtlein“ an, dessen Plan dem Neuensteiner Baumeister Georg Kern zuzuschreiben ist. Dieses Gärtchen war eine ausgesprochene, in gebundener Form gehaltene Renaissance-Anlage. Da es ihr nicht genügte, gestaltete sie auch die Herrengärten, und bei ihrem Tode heißt es: es sei „das Widum in Ohringen besser mit Gärten versehen als Langenburg und Weikersheim“. Ende des 17. Jahrhunderts wurde Ohringen Residenz einer Linie Hohenlohe-Neuenstein. Nun errichtete man einen Garten jenseits der Ohrn, zunächst im gebundenen französischen Stil (siehe Plan), zu dem dann der Abschluß mit dem „Theatersaal“ und den diesen flankierenden Pavillonbauten kam. Im 19. Jahrhundert wurde der Park im englischen Stil verändert (Abb. 2); und in dieser Form ist er auch auf uns gekommen. Heute sind Schloß und Gärten im Besitz der Stadt Ohringen. Den Bürgern Ohringens ist der Hofgarten an das Herz gewachsen. Er wird sorgsam gepflegt und gehört zu den wirklichen Kulturdenkmälern, an denen Ohringen nicht arm ist.

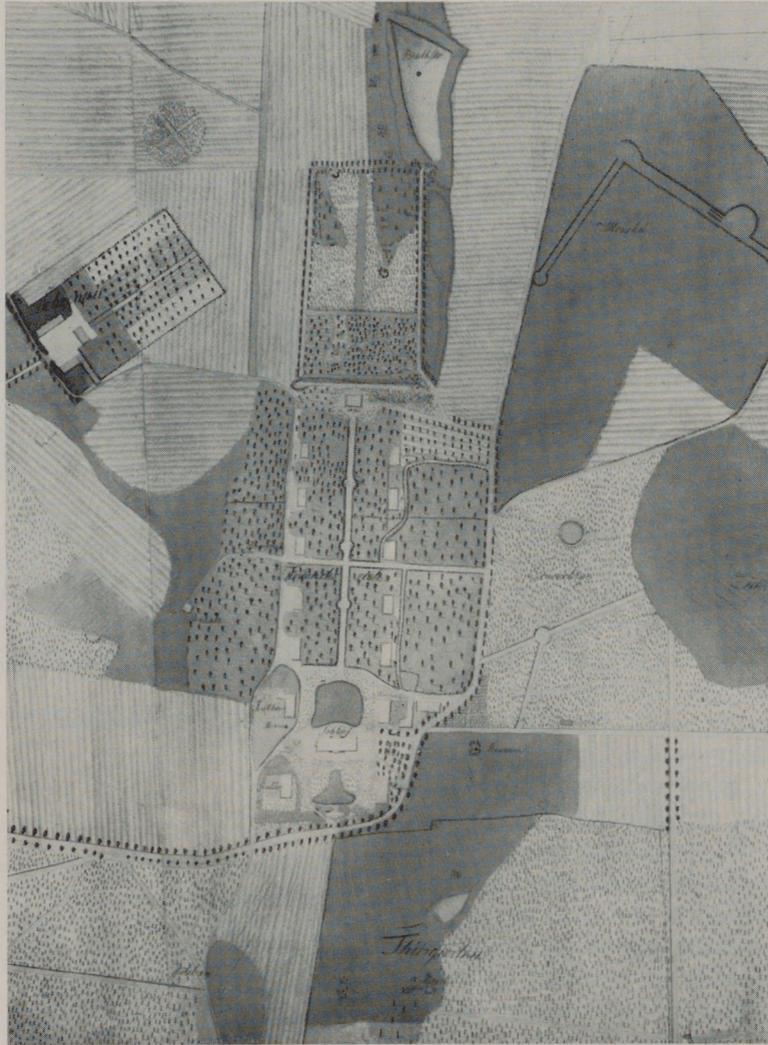
Das Schloß *Friedrichsrube* (Abb. 3) ist ein Teil der ehemaligen Residenz des Fürsten in Ohringen. Es ging aus einem Jagdhaus hervor, das von einem 1612 errichteten Tiergarten umgeben war. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde dieser zum Park erweitert. 1712–1717 wurde das Schloß gebaut, und von ihm aus gestaltete man die Anlagen. Die Mittelachse führt durch das Treppenhaus des Schlosses, und von hier aus überschaut man das fruchtbare Land samt den Laubwäldern, die den ehemaligen Wildpark ausmachten. Die Gerade, das Rückgrat des Parks, war begrenzt durch Zweckbauten, und im Westen fand der Blick über Springbrunnen hinweg einen Ruhepunkt in der Carolinenlust, einem schloßähnlichen Pavillon, den der letzte Fürst der Linie Hohenlohe-Ohringen, Friedrich Ludwig Carl (gest. 1806),



2. Park Ohringen, 19. Jahrhundert

zu Ehren seiner Gemahlin Caroline, Herzogin von Sachsen-Hildburghausen (gest. 1798), von seinem Hofzimmermann Schillinger erbauen ließ. Der Bau wurde 1852 abgebrochen. Auch sonst sind die schönen Anlagen durch Bebauungen gestört. Vom Jahre 1714 ist ein Grundriß des Tiergartens vorhanden, 1806 wurde der Englische Garten angelegt.

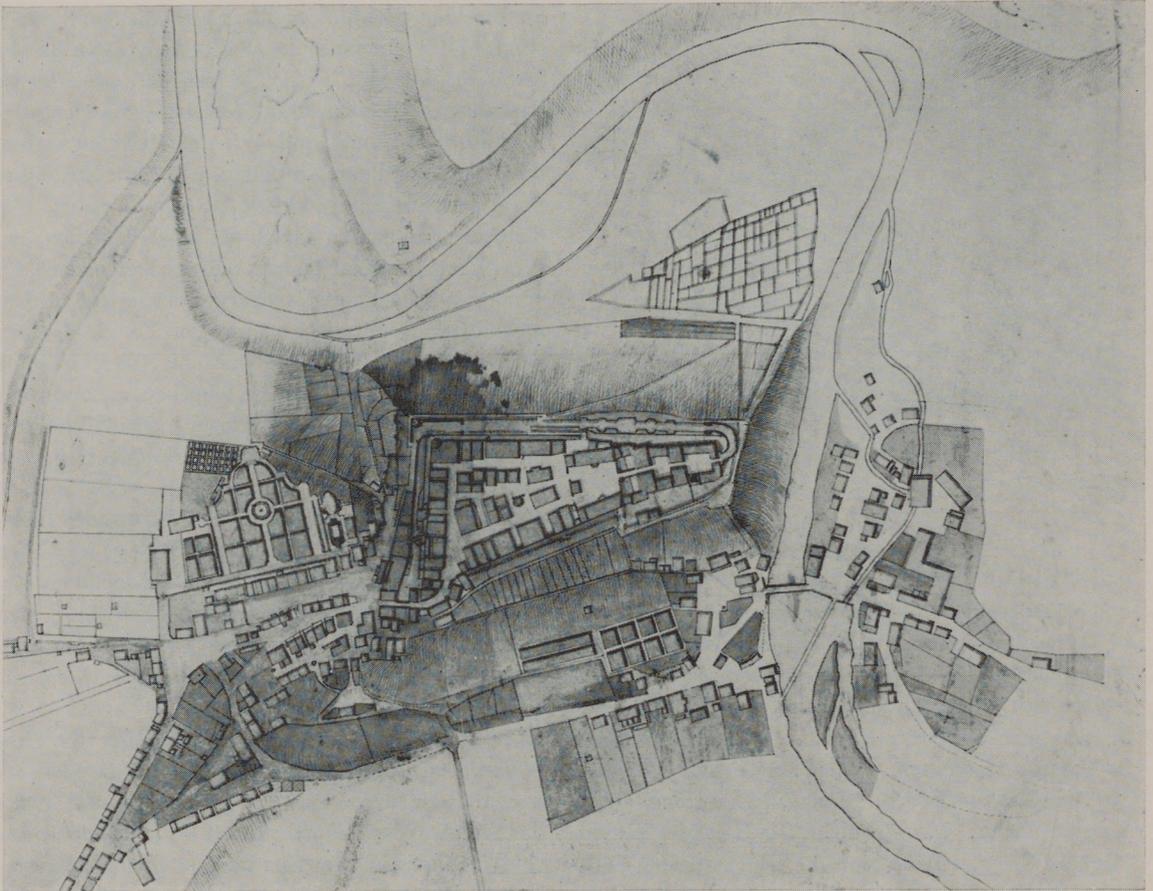
*Kirchberg an der Jagst* (Abb. 4, Anm. 7). – Durch eine Landesteilung 1701 wurde Kirchberg eine Residenz der Grundlinie Hohenlohe-Neuenstein. In dem nun folgenden Jahrhundert wurde das noch in barocken Formen gehaltene Schloß wiederholt erweitert und umgebaut, auch die wesentlichsten Teile der Parkanlagen geschaffen. Die natürlichen Voraussetzungen zu den Planungen waren hier besonders ungünstig. Das steil eingegrabene Jagsttal, das in Mäanderformen das Städtchen umschließt, ergibt zwar immer erneut reizvolle Ausblicke. Zur Anlage eines im Geschmack der Zeit zu errichtenden Parkes fehlen hier aber die ausgedehnten Ebenen, die auch in der weiteren Umgebung nicht zu finden waren; die Grafschaft war zu kleinräumig. Man versuchte in mehreren Varianten die steilen Hänge des Tales zum Park umzuwandeln, wodurch so reizvolle Situationen entstanden, daß die landschaftlichen Schönheiten



3. Schloß und Park Friedrichsruhe 1796

Kirchbergs schon frühe gepriesen wurden. Auch die hier lebenden Hofkünstler, darunter Joh. Valentin Tischbein, wurden immer wieder angeregt, Verbesserungen zu schaffen und neue Entwürfe zu liefern (Abb. 5). Der ehemalige „Hirschgraben“, heute „Neuer Weg“ genannt, zieht sich als Parkanlage östlich und nördlich unterhalb des Schlosses entlang, wie schon der Name besagt, einst ein Tiergarten. Der andere Park ist der „Sophienberg“ an Stelle der auf einem Umlaufberg der Jagst einst gelegenen „Alten Burg“. Der Park wurde nach der zweiten Gemahlin des Fürsten Christian Friedrich Carl (1729–1819), einer geborenen Gräfin zu Isenburg-Philippseich

(1744–1819) genannt und wurde im Hungerjahr 1817 als Notstandsarbeit im englischen Stil angelegt. Von der Höhe des Berges bieten sich dem Beschauer die schönsten Ausblicke in das Jagsttal, hinüber zum Schloß Kirchberg, über den reißenden Fluß hinweg zur Burg Hornberg und auf den ehemaligen Galgenberg, den man zu Ehren der ersten Gemahlin des Fürsten, Luise Charlotte, einer Hohenlohe, in Charlotten-Höhe umbenannte, und endlich zur Ruine der 1525 zerstörten Burg „Alte Sulz“. An Stelle derselben sollte eine im neugotischen Stil erbaute Kapelle den Blick auf sich ziehen. Die Bergkuppe säumten ein Teehaus, von J. V. Tischbein ausgemalt, ein



4. Plan von Kirchberg um 1800

Rindenhaus und ein ebenfalls von Tischbein entworfener Pavillon, der mit Petrefakten, die man hier fand, umkleidet wurde.

Der Park im „Hirschgarten“ bildete den romantischen Zugang und die Auffahrt zum Schloß. An seinem Anfang baute man eine Toreinfahrt und eine künstliche Ruine aus den Steinen der staufischen Burg Leofels, auch die umrandende Mauer trug Architekturformen: Fensterleibungen und Randsteine aus dieser ehemaligen Burg. Ein halber Torbogen schloß diesen Teil ab. Am weiterführenden Weg lagen Springbrunnen und von steinernen Bänken umgebene Tische, und in der scharfen Kehre zum Schloßeingang wachen noch heute zwei mächtige, steinerne Löwen. Der Entwurf zu einem verzierten klassizistischen Tor ist noch vorhanden. Durchgeführt wurde er nicht, die Verzierungen wurden nur angedeutet.

Der „Hofgarten“ im Westen war nach den noch vorhandenen Architekturteilen parkähnlich angelegt,

obwohl hier auch Blumen und Gemüse angebaut wurden. Auch von hier aus hatte man Ausblicke in das Jagsttal, und der Platz vor der Orangerie war eine festliche Gartenanlage mit Blumentor, Springbrunnen und Ausblick über Puttengruppen hinweg auf die künstliche Ruine im „Neuen Weg“. Ein Teil dieser hervorragend gearbeiteten Kunstwerke ist heute in Neuenstein und in Friedrichsruhe aufgestellt. Entwurfzeichnungen der Parkanlagen sind noch vorhanden, so von J. V. Tischbein, von J. G. Glenk, von Georg Scholl (1769), von einem Artillerie-Capitän Kretz, von Scotti, von J. Hofmann, von G. Linsenmeyer, von Groß, von J. E. Rösch, von Schellenberg, von Ernst, von Kretschmer, von F. L. Capevinus 1783, von Georg Adam Schmidt (nach 1758). (Bei E. Grünenwald Anmerkung 7 weitere Einzelheiten.) Von den vielseitigen Anlagen ist heute nur noch der Gestaltungswille der Künstler spürbar. Mit Hilfe der Pläne und der Einzelentwürfe aber können wir die Großartigkeit der Gedanken



5. J. V. Tischbein, Entwurf für den Eingang zum Hirschgarten

nachfühlen, die hier eine Einheit von Naturschönheit und Künstlerschaffen bilden wollten.

In *Langenburg* (Abb. 6) sind die Gegebenheiten der Natur ähnlich wie in Kirchberg. Der „lange Berg“ schiebt sich schmal in das gewundene Jagsttal vor. So war man auch hier gezwungen, den natürlichen Steilhang zu gestalten. In den Karten des 17. Jahrhunderts und auf dem Merianstich werden keine Gartenanlagen hervorgehoben. Nach dem Dreißigjährigen Krieg erbaute man die Terrassen am Südhang, die sich mit Gartenanlagen auch ostwärts ausdehnten. Ihre Gestaltung wurde vielfach geändert, letztmalig noch am Ende des 19. Jahrhunderts, während zu Anfang des gleichen Jahrhunderts die romantischen Türmchen mit den aufgesetzten Zinnen entworfen und gebaut wurden. Der West- und Nordhang wurde als „Englischer Garten“ im 18. Jahrhundert angelegt. Rund- und Serpentin-Wege ermöglichen ein Lustwandeln unter den alten Eichen und Buchen. Dazwischen wurden fremdländische Bäume gepflanzt, unter denen die Blutbuchen heute noch herausragen. Der Wald wird durch Wiesen unterbrochen, die dem gehegten Wild Nahrung gaben. Von unvergänglicher Schönheit ist heute wie ehemals der Ausblick auf die Jagstschlingen und die Dörfer Ober- und Unterregenbach mit ihren Feldfluren und Wiesen.

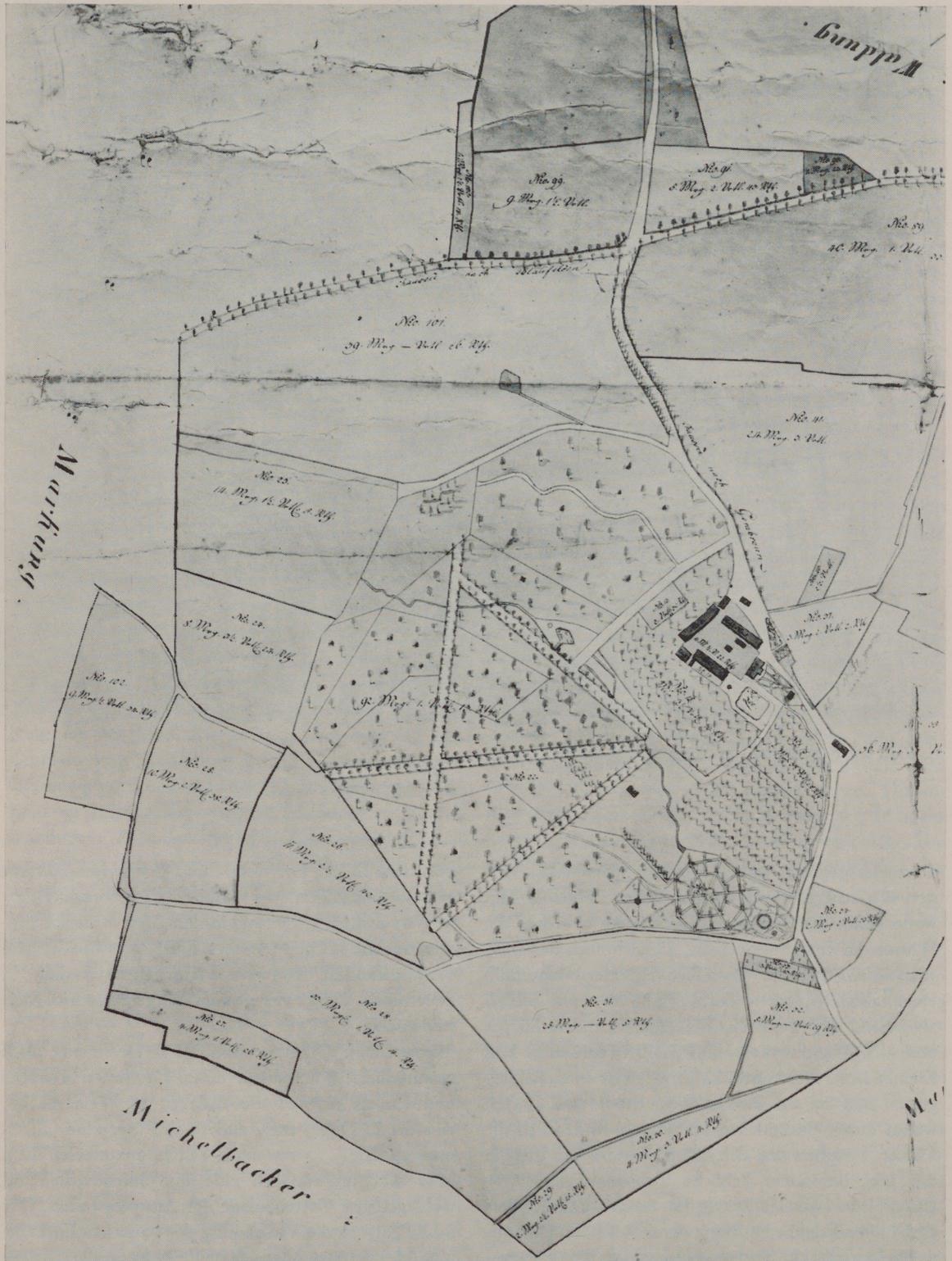
Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts faßte man den Plan, auf der ostwärts sich ausdehnenden Ebene einen großen Park anzulegen. Von hier aus hat man den Blick über die Weite des fruchtbaren Ackerlandes, und hier lagen auch Eigengüter der gräflichen Landesherren, ein großer Hof Lindelbronn und eine abgegangene Siedlung Rakkoldshausen.

Laubwälder umschlossen die bäuerliche Kulturlandschaft. Hier entstand das Schlößchen *Ludwigsruhe* (Abb. 7). Leopold Retti, dessen Meisterwerke als Parkanlagen beim Markgrafen von Brandenburg-Ansbach in Ansbach und Triesdorf bekannt waren, schuf Pläne und gab Anregungen (1736). Das heute noch bestehende Schlößchen ist sein Entwurf. Die Gebäude des älteren Gutshofes blieben stehen, gegen Westen errichtete man einen Tiergarten, der von einer Schutzmauer umgeben wurde und in dem künstliche Seen angelegt waren. Den Zweck als Tiergarten hatte diese Anlage noch bis 1945. In ganz großartiger Weise wurde die umgebende Landschaft in die Parkgestaltung einbezogen. Das Schlößchen bildete den Scheitelpunkt eines Dreiecks. Der nach Norden führende Arm schließt eine alte Wildweide ein mit einem Bestand prachtvoller Eichen, die „Lichten Eichen“, und der andere Arm führt gegen Osten und schließt künstliche Seen und Weideflächen ein, die an einen ebenfalls herrschaftlichen Hof, den Neuhof, grenzen. Neben Leopold Retti hat hier auch Johann Wolfgang Feuchtmeyer aus Mergentheim an den Planungen mitgewirkt.

*Bartenstein* vertritt in Hohenlohe die Art der nicht gewordenen, sondern aus einem Planungswillen erbauten Residenzen. Auf der Landzunge, die heute das Schloß krönt, befand sich im 17. Jahrhundert nur ein hohenlohischer Amtssitz in einer ehemaligen staufischen Burganlage. Nach der Landesteilung zwischen Hohenlohe-Schillingsfürst und Bartenstein 1688 wurde letzteres Sitz einer eigenen Linie. Die im Dreißigjährigen Krieg zerstörte Burg wurde nicht mehr aufgebaut; man beschloß eine Neuanlage, die Schloß und Siedlung zur Einheit einer Residenz zusammenfassen sollte. Diese Planungen zogen sich über Jahrzehnte hin. Im 2. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts arbeitete Bernhard Schüssler aus Mergentheim daran, der wahrscheinlich den Gesamtplan fertigte; 1726 findet man Johann Wolfgang Feuchtmeyer als Baumeister, und von 1756–1760 vollendete der hohenlohische Baumeister Wölfling die Gesamtanlage. Die späteren Änderungen unter dem Inspektor Gottlieb Ernst haben wenig am Gesamtplan geändert. Verzierungen und Steinplastiken stammen aus den Werkstätten der hohenlohischen Bildhauer Ritter und Sommer.

Die Anlagen haben die gleichen natürlichen Voraussetzungen, wie wir sie bei Langenburg und Kirchberg bereits beschrieben haben; das Schloß ist in Spornlage errichtet. Doch erweiterte sich diese zur Ebene hin sehr rasch, so daß hier ein größerer Raum sowohl zur Anlage eines Parkes als auch des Resi-





7. Plan von Schlößchen und Parkanlagen Ludwigsruhe um 1800



sterseite des Saales über den Park hinwegschaut, sieht man durch die Lücke des Orangeriebaues in die Talaue der Tauber und auf die Höhen, die sie einschließen, und man hat den Eindruck, die hier aufragenden Bäume, vor allem die Pyramiden-Pappeln, seien als Ruhepunkte für das Auge gepflanzt worden. Der Mittelpunkt des Parkes ist in strengen Formen angelegt. Hier stehen auch die von heimatischen Künstlern geschaffenen Statuen, die das geistige Leben des 18. Jahrhunderts zum Ausdruck bringen. Der fürstliche Absolutismus hat eine wesentliche geistige Quelle in der Antike, und so werden die Parkfiguren der griechischen und römischen Götterwelt entnommen. Die Gegenwart wird verkörpert durch die humorvolle, in callotscher Manier dargestellten Hofbeamten und Hofhandwerker. In der von Joh. Christian Lüttich erbauten Orangerie (1719 ff.) wurden den Winter über die fremdländischen Bäumchen gepflanzt, die in der warmen Jahreszeit in Kübeln auf den verzierten, steinernen Postamenten zur Seite der Wege aufgestellt waren. Weikersheim ist, wie sonst keine Parkanlage in Hohenlohe, in ihrer Ursprünglichkeit erhalten geblieben und wird auch gepflegt bis in unsere Tage; auch dies gehört zu den Besonderheiten. Da der Park im Tal nicht erweiterungsfähig war, legte man von 1729 ab auf dem über dem Tauber- und Vorbachtal liegenden Berg das Jagdschloß Carlsberg (Anm. 5, 6) und den dazu gehörenden Park an. Es war Lüttich, der den Plan fertigte. Auch hier war im 17. Jahrhundert ein Tiergarten gewesen, der nun in eine großangelegte Planung einbezogen wurde.

Auch bei allen anderen Schlössern Hohenlohes bestanden Gärten und Parkanlagen, die in Resten noch vorhanden sind. In *Neuenstein* kam es, da hier im 18. Jahrhundert keine Linie des Hauses mehr residierte, zu keiner größeren Anlage. Der Sophienberg, genannt nach der Gemahlin des Grafen Johann Friedrich, wurde zwar in den Schloßgarten einbezogen und zu seinen Füßen ein Wasserhaus angelegt, das heute zu einem Wohnhaus umgebaut ist; auch Börel hat hier gearbeitet, doch wurden die alten Anlagen schon im 18. Jahrhundert zweckdienlichen Verwendungen zugeführt und die Entwürfe, die Bodo Ebbard am Anfang dieses Jahrhunderts plante, wurden nicht ausgeführt. Auf *Schloß Haldenbergstetten* über *Niederstetten* war ebenfalls ein großer Park neben einem Hofgarten. Diese Anlagen entstanden nicht unter der hohenlohischen Herrschaft, sondern wurden durch die Grafen Hatzfeld angelegt. Auch hier war der Hang parkartig gestaltet. Die zu Anfang des 19. Jahrhunderts ausgearbeiteten Pläne zur Neuge-

staltung von Schloß und Parkanlagen wurden nicht ausgeführt. *Waldenburg* hat seinen aus dem Mittelalter stammenden Befestigungscharakter beibehalten. Der Wald war hier immer dominierend; und so wurden in ihm, noch im 19. Jahrhundert, Anlagen geschaffen, die parkähnlich waren. In *Schrozberg* stand der Gesichtspunkt einer gärtnerischen Nutzung im Vordergrund. Mit dem Garten in *Schrozberg* wurde auch der Park in *Ingelfingen* angelegt, der in seiner gebundenen Form durch den Kocher begrenzt wurde, heute aber von der Eisenbahnlinie und der Kochertalstraße durchschnitten ist. Unter den Parkanlagen, die im Besitz des ritterschaftlichen Adels sind, ist die im Schlosse *Mesßbach* Kr. Künzelsau noch am eindruckvollsten. In gleicher Art ist der *Jagsthausener* Schloßgarten erhalten. Die Burggärten in *Hornberg* an der Jagst, in *Morstein*, in *Dörzbach* sind nur noch in ihren räumlichen Ausdehnungen vorhanden.

Allen ist gemeinsam, daß sie langsam vergehen. Wenn dieses Vergehen ein natürlicher Vorgang bleibt, so, daß die Natur die künstlichen Formen überwächst, ist es zu ertragen. Wenn aber durch Unverstand und Mutwillen Zerstörungen verübt werden, hat man die Pflicht, einzuschreiten. Ein trauriges Beispiel vermittelt der *Sophienberg* bei *Kirchberg*. Noch nach dem ersten Weltkrieg begrüßte eine Statue den Wanderer beim Eintritt in die gestaltete Parkanlage, Pan selbst war hier der Hüter. Sein überlebensgroßer Kopf stand auf einem leicht nach unten sich verjüngendem Pfeiler, der wiederum auf einem kräftigen Sockel ruhte, auf dem die Worte eingemeißelt waren: „Und es ward Garten“. Dieser Sockel steht heute noch, allerdings an seiner nicht ursprünglichen Stelle, auf dem *Sophienberg*. Der Panskopf befindet sich im Schloßgarten in *Neuenstein*, die Säule wurde wahrscheinlich den Berg hinunter in die Jagst geworfen.

#### Anmerkungen

Neuere Veröffentlichungen sind folgende: <sup>1</sup> Hermann Heuß, *Hohenloher Barock und Zopf*, 1937. – <sup>2</sup> M. von Freeden, *Die Weikersheimer Orangerie und Meister Johann Christian Lüttich*. Jahrbuch des Hist. Vereins für Württ. Franken. 1947. – <sup>3</sup> Marianne Schumm, *Die fürstlichen Gärten in Öhringen*. *Hohenloher Chronik*, 2. Jg. 1954. Nr. 5. – <sup>4</sup> Dies., *Der Hofgarten von Öhringen*. *Schwäbische Heimat*. 1954. Heft 5. – <sup>5</sup> M. von Freeden, *Zur Raumgestaltung des ehemaligen Karlsberg-Schlusses bei Weikersheim*. Jahrbuch des Hist. Vereins für Württ. Franken. 1954. – <sup>6</sup> G. S. Graf Adelman, *Der Carlsberg bei Weikersheim*, *Neue Beiträge zur Archäologie und Kunstgeschichte Schwabens*, 1952. – <sup>7</sup> Elisabeth Grünwald, *Schloß Kirchberg/Jagst*, Jahrbuch des Hist. Vereins für Württ. Franken. 1953. – Aufnahmen Ruth Balluff, *Neuenstein*.

# Die Bedeutung der Natur- und Landschaftsschutzgebiete in der Umgebung Stuttgarts

Von Oswald Rathfelder

I. Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete im Kraftfeld einer Großstadt unterliegen in ihrer Wertigkeit und Zielsetzung besonderen Maßstäben. Zu der sonst geforderten Schutzwürdigkeit aus „wissenschaftlichen, geschichtlichen, heimat- oder volkskundlichen Gründen oder wegen ihrer landschaftlichen Schönheit oder Eigenart“ muß bei dem vielfältigen Druck auf die Großstadtlandschaft eine besondere Schutzbedürftigkeit gerechnet werden.

In dem Raumordnungsbericht der Baden-Württembergischen Landesregierung von 1966 wird hierzu festgestellt: „Auf staatlicher Seite sind die Maßnahmen des Landschaftsschutzes und der Landschaftspflege von erheblicher Bedeutung“ (vgl. § 2 Abs. 1 Nr. 6 Satz 6 des Raumordnungsgesetzes).

Welche Gründe sind es, die den Fragen und Problemen des Naturschutzes und der Landschaftspflege diese Bedeutung zuerkennen?

1. Der steigende Verbrauch an Natur und Landschaft,
2. die erhöhten und immer mehr wachsenden Lebensansprüche, besonders im Umgriff reicher Wirtschaftszentren (Trennung in Arbeits-, Wohn- und Erholungsbereiche),
3. die fortschreitende Motorisierung, die die Landschaft schneller und leichter erreichbar macht und
4. die technische Fortentwicklung, die in ihren neuen Dimensionen stärkere Eingriffe in die Landschaft selbst ermöglicht.

Meistens scheiden sich die Geister bei der weiteren Inanspruchnahme und Veränderung von Landschaftsräumen in ein oft hartes „Für“ und „Wider“, und allzuleicht werden dann die beiden Lager als „rückständig und sentimental“ oder „naturfremd und einseitig wirtschaftlich-technisch“ abgestempelt. Hinzu kommt die verschiedene Auffassung eines rechtsstaatlichen „Eigentumsbegriffes“.

Wohl wird im allgemeinen eine Zu- und Einordnung in die menschliche Gesellschaft anerkannt – denn ohne sie wäre ja der einzelne nicht mehr lebens-

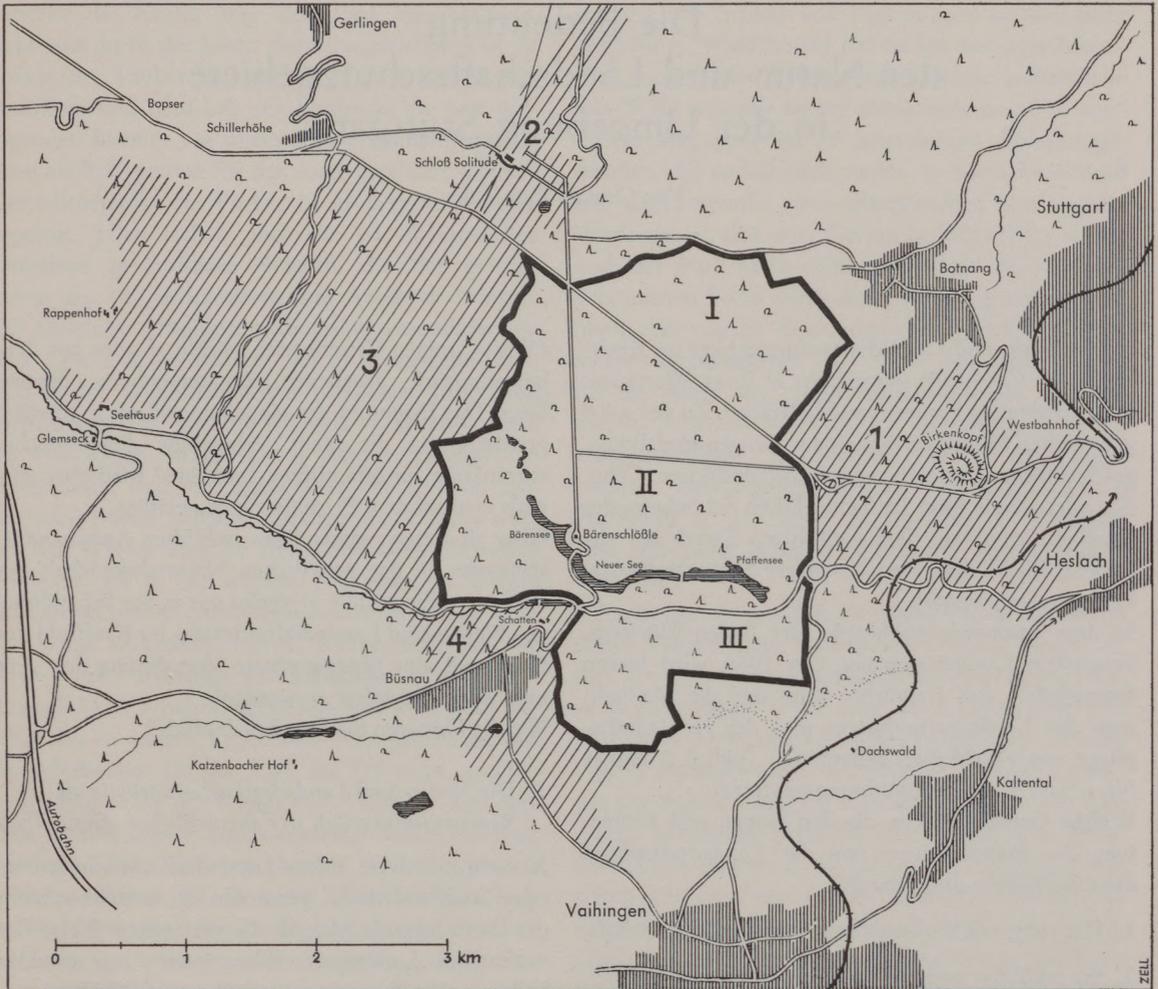
fähig –, seinen Grundbesitz möchte er aber aus dem landschaftlich gegebenen Zusammenhang herauslösen. Das Eigentum des einzelnen soll zwar staatlich gesichert sein, die damit verbundene „Eigentumsbeschränkung im öffentlichen Interesse“ wird aber oftmals erst auf dem Prozeßwege zugebilligt.

Über all diesen notwendigen sachlichen Auseinandersetzungen in der praktischen Naturschutzarbeit der konkreten Einzelfälle erscheint mir in der Behandlung des Natur- und Landschaftsschutzes im Kraftfeld der Großstadt eine übergeordnete Verzahnung des „Für und Wider“ sichtbar zu werden.

Welche Faktoren machen dies deutlich?

## 1. Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete als Regenerationszellen der menschlichen Gesundheit

Je mehr eine freie, offene Landschaft zur „Industrie- oder Stadtlandschaft“ geworden ist, je mehr erkennt der darin lebende Mensch die verlorenen Werte der naturnahen Landschaft. Wir erinnern uns mit Unbehagen der Trennung im früheren Städtebau zwischen Großstadt und Landschaft. Der Großstadtbewohner in seinem baulich-technischen Konzentrat spürt neben aller Faszination für den technischen Fortschritt die Bedeutung der Landschaft als „allgegenwärtige Regenerationszelle“. Die oftmals übersteigerte, ihn ständig umgebende Reizatmosphäre, sein technisches oder abstraktes Tun überfordert ihn auf die Dauer psychisch wie physisch. Die daraus entspringende Nervosität und der häufig damit verbundene Verlust an innerer Vitalität wird in den „gehäuften Wohn- und Arbeitszellen“ nicht gelöst. Man versucht, nach dem lärmenden und gehetzten Alltag bei aller äußeren Nähe sich voneinander abzuschließen. Wo bleibt noch ein Raum der Stille und des Schweigens als Voraussetzung der schöpferischen Muße? Wo bleibt die Plattform eines wirklichen Gespräches? Damit finden die Forderungen nach Ruhe- und Erholungszonen namhafter Ärzte und Psychologen in den Natur- und Landschaftsschutzmaßnahmen eine brauchbare Stütze.



Naturschutzgebiete: I. Schwarzwildpark VO vom 24. September 1958 – II. Rotwildpark VO vom 21. Juni 1939 – III. Pfaffenwald VO vom 24. September 1958

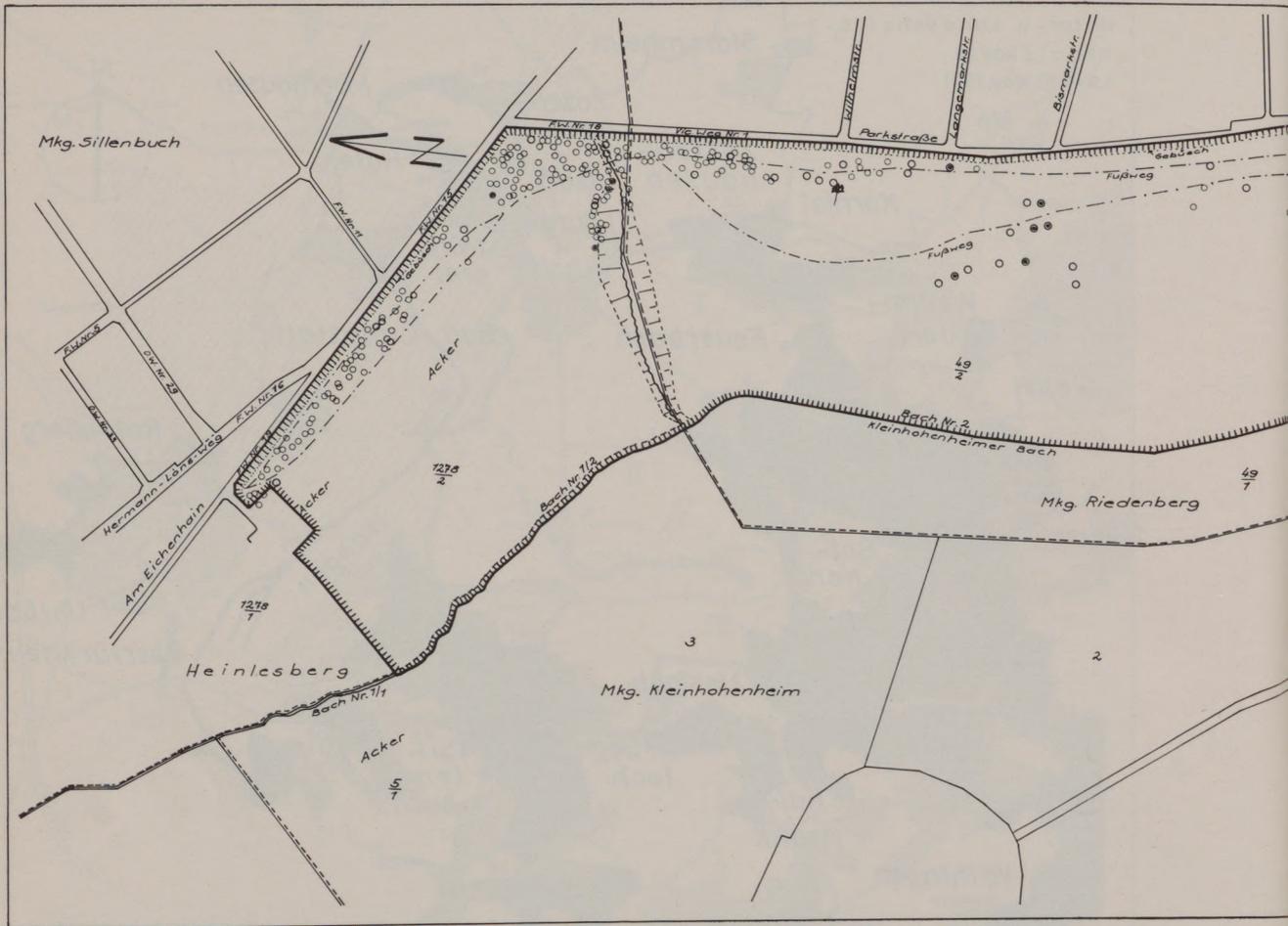
Landschaftsschutzgebiete: 1. Hasenbergwald – 2. Schloßgut Solitude bis Bergheim – 3. Stadtwald Gerlingen VO vom 5. September 1962 – 4. Mahdental

## 2. Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete als soziale Aufgabe

Die vielfachen Möglichkeiten, seine Ferien- und Urlaubszeit in stadtfernen Gebieten zu verbringen, darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß weite Bevölkerungskreise von diesen Angeboten noch keinen oder doch nur sehr beschränkten Gebrauch machen können. Hierzu gehören vor allem kinderreiche Familien und alte Menschen. Sie sind und werden immer auf ihre umgebende Landschaft angewiesen sein. Wie deprimierend ist es aber für sie, sich nur noch zwischen lärmenden Verkehrsstraßen und Zäunen eine freie Landschaft suchen zu müssen, die

meistens erst hinter ausgedehnten Wochenendhaus-Siedlungen beginnt. Darüber hinaus wird die Mehrzahl der Großstadtbewohner nach der relativ kurzen Urlaubszeit zwangsläufig zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft auf stadtnahe Erholungsräume angewiesen sein. 43% der Bevölkerung der Bundesrepublik leben bereits heute in den 9 größten Ballungszentren. Vor 100 Jahren war der Anteil der Großstadtbevölkerung noch 5%. Das natürliche Element der Landschaft ist gerade in der Enge unseres Raumes ein immer steigender Wertfaktor, besonders auch für die neue Lebensform des Großstadtbewohners geworden. Jeder Mensch – auch der ärmste – braucht einen ihm gemäßen Lebensraum. Keiner darf sich deshalb der





Verantwortung gegenüber der Natur und Landschaft entziehen, denn bei allem technischen und planerischen Fortschritt kann eine verlorengegangene naturnahe Landschaft nicht neu „produziert“ werden.

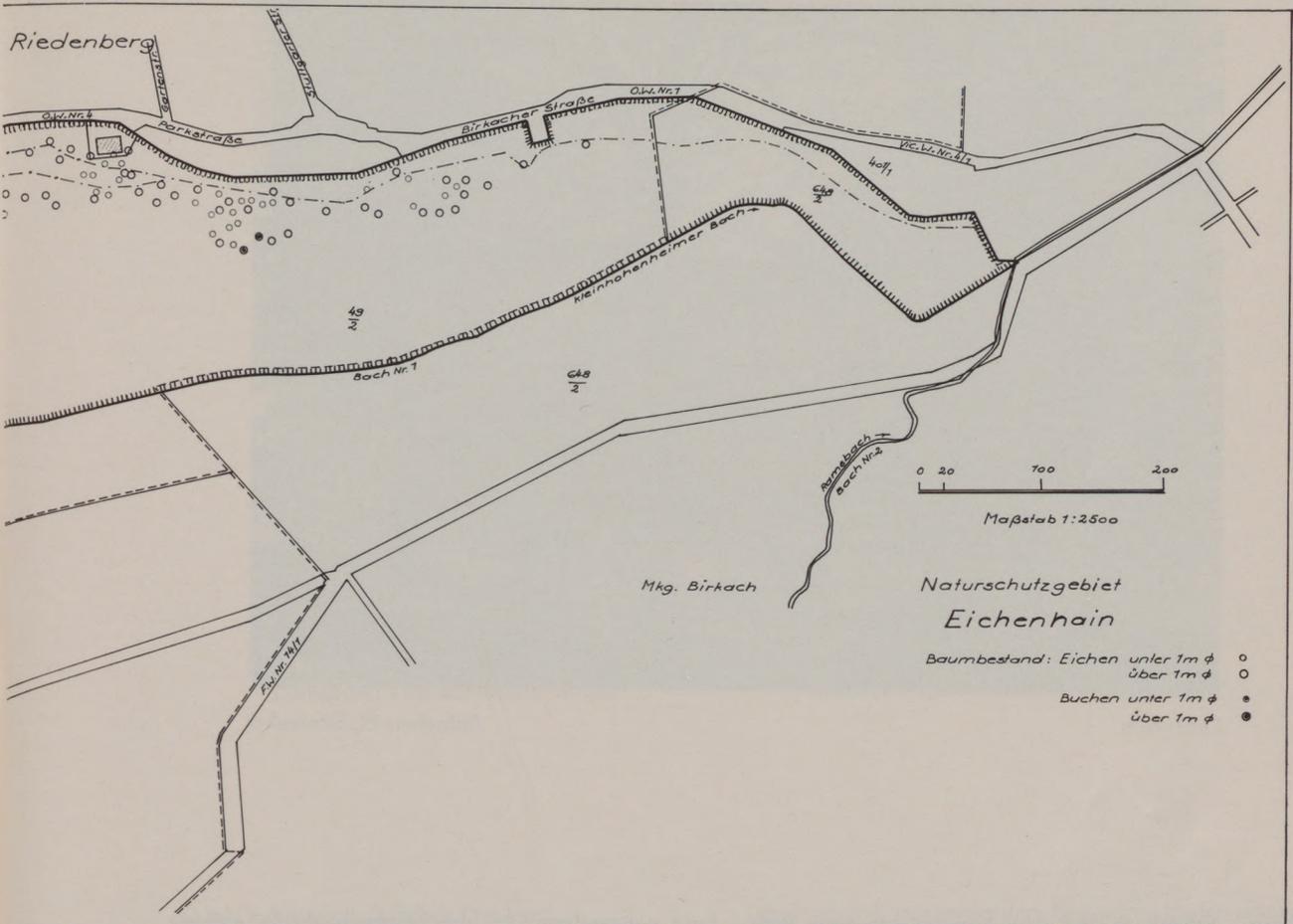
### 3. Die wirtschaftliche Bedeutung der Natur- und Landschaftsschutzgebiete

Eine naturnahe und reizvolle Landschaft gilt heute schon bei der Entwicklung eines Wirtschaftsraumes als wesentlicher Standortfaktor. Gerade der mittlere Neckarraum mit seinen 2,14 Mill. Einwohnern verdankt neben anderen Faktoren seine starke Entwicklung in der Nachkriegszeit dem erhalten gebliebenen landschaftlichen Wert. Leitende Angestellte und begehrte Spezialisten in allen Industriezweigen wählen ihren Arbeitsplatz nicht zuletzt nach der Schönheit der umgebenden Landschaft, um für sich und ihre Familien den ihnen erforderlichen Rahmen zu erhal-

ten. Die Bedeutung eines hohen landschaftlichen Wertes wird deshalb gerade in und im Umgriff einer Industrie- und Stadtlandschaft sowohl von der Bürgerschaft wie von der kommunalen und staatlichen Verwaltung mehr und mehr erkannt. Damit steht der Natur- und Landschaftsschutz, besonders im Kraftfeld einer Großstadt, neben den wissenschaftlichen, volkskundlichen und geschichtlichen im rein menschlichen, sozialen wie auch im öffentlichen Interesse. Allgemein wird anerkannt, daß der sichtbare „Landverbrauch“ durch die Bevölkerungszunahme und ihre Folgelasten eingeschränkt oder zumindest ausgeglichen werden muß.

### II. Die Stuttgarter Natur- und Landschaftsschutzgebiete

Diesen allgemein erkannten Grundgedanken kommt die vielgliedrige Schichtstufenlandschaft (Muschel-



kalk-Keuper) in und um Stuttgart besonders entgegen. Zwar bringt die Kessellage städtebaulich, verkehrstechnisch und überhaupt bei der Entwicklung einer Großstadt vermehrte Schwierigkeiten mit sich, doch was wäre Stuttgart ohne seinen landschaftlichen und topographischen Rahmen mit dem so reizvollen Wechsel an Wald-, Reben-, Obst- und Wiesenhängen, seinen weiten Höhen und Tälern, seinen landschaftlichen Aus- und Einblicken inmitten des pulsierenden Lebens einer Großstadt.

Nach jahrelangen Bemühungen konnten am 10. 11. 1961 34 besonders schutzwürdige und schutzbedürftige Landschaftsräume (19,4% der Markungsfläche) unter Landschaftsschutz gestellt werden, so z. B. im Osten die weiten Gebiete der Wein- und Neckarlandschaft, im Westen die geschlossenen hausnahen Wälder, die über dem Degerlocher Wald im Süden und dem Kräherwald – Lembergwald – Zuffenhau-

sener Stadtwald – und Eschbachwald im Norden in harmonischer Verbindung stehen. Ebenso sichern zusammenhängende Schutzgebiete mit den umgebenden Nachbarkreisen Esslingen, Waiblingen, Ludwigsburg, Leonberg und Böblingen den großlandschaftlichen Zusammenhang. Leider konnte dabei der Böblinger und Sindelfinger Wald zwischen den Industrie-, Wohn- und Verkehrszonen noch nicht naturschutzrechtlich geschützt werden.

Eine Sonderstellung unter den Stuttgarter Schutzgebieten beanspruchen die beiden Naturschutzgebiete

1. der Eichenhain und
2. der Rotwildpark mit Teilen des Pfaffenwaldes und des Schwarzwildparks.

#### 1. Das Naturschutzgebiet Eichenhain

Der Eichenhain wurde wegen seiner landschaftlichen Schönheit und Lage am Südhang zwischen Rieden-



Eichenhain

Aufnahme H. Schwenkel

berg – Sillenbuch und dem Kleinhohenheimer Bach sowie seiner einzigartigen Baumbestände am 9. 5. 1958 mit einer Fläche von etwa 33,67 ha als Naturschutzgebiet ausgewiesen. Bereits am 2. 6. 1947 war eine einstweilige Sicherstellung vorangegangen. Zwischen dem fruchtbaren Ackerland der Filder (= Felder, Liasplatte mit postglacialem Löß überdeckt) und den mageren, sandigen und bewaldeten Keuperböden liegt seit altersher dieser Weidehang. Die „Fließformen“ des Knollenmergels sind im ganzen Hanggelände spürbar. Der parkartige Baumbestand konnte sich deshalb auch im allgemeinen nicht in den steileren Hanglagen halten, sondern ist mitsamt dem Untergrund in die Tiefe gegliedert oder abgegangen. Man nimmt an, daß die älteren Solitäräume des Eichenhains aus einem alten Weidewald (= Hudewald) stammen und wesentlich älter sind als das über einer Talmulde hinweg liegende Hofgut Kleinhohenheim, das um 1770 von Herzog Karl Eugen geschaffen wurde. Auf jene Zeit gehen wohl die dichter stehenden Randbäume im nördlichsten Drittel zurück. Das Gut Kleinhohenheim ist jedenfalls teils durch Rodung von Wald und teils durch Erwerb von Acker-

land entstanden. Die alte Hagbuchenhecke entlang den Grenzen wurde als Einfriedigung bei der Teilverlegung des Gestüts im Jahre 1817 durch König Wilhelm I. angelegt.

Um diese kultur- wie naturgeschichtliche Parklandschaft in ihrer ganzen Schönheit zu erhalten, sind seit einem Jahr Pflegemaßnahmen gegen eine zu große Verwilderung durch Anfluggehölze eingeleitet worden. Der vorgesehene Tierverbiß durch Schafe kommt wohl der alten Weidewirtschaft auf dieser jahrhundertealten Hangweide am nächsten.

## 2. Das Naturschutzgebiet „Rotwildpark-Pfaffenwald-Schwarzwildpark“

(Die geschichtlichen Überlieferungen sind „dem Wald um Stuttgart“ von O. Feucht entnommen.)

Dieses 830 ha große Naturschutzgebiet verdient neben seiner besonderen Bedeutung als hervorragender Erholungswald (3 km lange Parkseen, Liegewiesen und Lehrpfad) vor allem in dreifacher Weise herausgestellt zu werden:



Damgarten – Eichen, Buchen, Birken

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

- a) als kulturgeschichtliches Denkmal
- b) als Denkmal der Jagdgeschichte und
- c) als flächenhaftes Naturdenkmal.

a) *Kulturgeschichtliches Denkmal:*

Das Werden und die Schönheit dieses „Landschaftswaldes“ ist den überaus jagdfreudigen Fürsten unseres Landes zu verdanken. Die Auseinandersetzung mit der landwirtschaftlichen Bevölkerung wegen des Wildschadens bei einem zu hohen Wildbestand führte zu bestimmten abgegrenzten Wildgehegen, ähnlich dem jetzt umzäunten Rotwildgebiet des Schönbuchs. Bereits 1707 ist so unter Eberhard Ludwig der Favoritepark bei Ludwigsburg entstanden, der bis heute auch als Naturschutzgebiet Wildpark geblieben ist. Auch der „Rotwild- und Schwarzwildpark“ ist so sicherlich teilweise neben anderen Wäldern um Stuttgart durch Wildhage in der württembergischen Herzogszeit (bis zurück zu Herzog Karl Eugen) eingefriedigt worden. Die eigentliche Trennung in „Rot- und Schwarzwildpark“ und deren größenmäßige Abgrenzung zu „Königlichen Tiergär-

ten“ geschah erst unter dem besonders jagdfreudigen König Friedrich 1815. An Stelle des alten von Karl Eugen erstellten Lusthauses am Bärensee entstand das „Bärenschlößle“, später kamen auf der Hirschwiese, im Damgarten und am Saufang Schieß- und Futterhäuschen und an den Hauptzugangswegen die Parkwächterhäuschen (heute Forsthäuser) hinzu. Der damalige Wildbesatz wird mit 568 Stück Rotwild (= Edelhirsch), 138 Stück Damwild und 40 Sauen angegeben. Jeder Hirsch erhielt ab der Geweihbildung einen eigenen Namen, und offenbar waren die Hirsche des Parkes auf den Geweihschauen bekannt. Für die Bevölkerung wurde das Parkgebiet erst 1919 frei zugänglich. Die drei Seen sind als Stauseen geschaffen worden. Als erster der „Pfaffensee“ 1566. Herzog Christoph hat damals zur besseren Wasserführung für die Mühlen am Nesenbach die vormals sumpfigen Pfaffenwiesen aufgestaut (Christophsstollen). Der „Bärensee“ wurde 1618 von Herzog Johann Friedrich, der dazwischenliegende „Neue See“ in Verbindung mit dem Steinbach- und Katzenbachsee für die Trinkwasserversorgung der größer gewordenen Stadt Stuttgart angelegt. Heute



Pfaffensee

Aufnahme Oechßler



Bärensee, Nordufer

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg



Buschbuche

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg



Futterhaus auf der Hirschwiese

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

wird zwar seit Bestehen der Bodenseewasserversorgung kein Trinkwasser mehr entnommen, doch dienen diese Seen dem benötigten Kühlwasser für die Hochschulstadt Stuttgart-Vaihingen.

#### b) Jagdgeschichtliches Denkmal:

Das erste große Schaulagen fand 1768 am Bärensee anlässlich der Einweihungsfeierlichkeiten von Schloß Solitude statt, wofür eigens die vom See aufsteigende Terrassenanlage geschaffen wurde. Die Festjagd von 1782 zu Ehren des Großfürsten von Rußland ist in Einzelheiten gut überliefert. Der Herzog und die Gäste setzten mit venezianischen Gondeln über den Bärensee zum Pavillon auf der Hirschwiese. In dem Tagebuch der Franziska von Hohenheim ist hierzu zu lesen: „Es war alles sehr schön anzusehen und mußte allen Menschen gefallen; nur eins war schade, daß man ein wenig lang warten mußte, bis das Wild heraus kam, wie es aber kam, war es manigfaltig anzusehen und es waren sicher 5000 Stück, die sich zumahl presendirten; da es schon ein wenig spät war, so lies man das Wild bald hinaus und fuhr wieder nacher Stuttgart . . .“ Schiller benutzte offenbar diesen Tumult zu seiner Flucht.

1788 ist noch ein Prachtjagen zu Ehren König Ferdinands von Neapel herauszuheben, bei dem dieser selbst 72 Hirsche erlegt haben soll.

Im Schwarzwildpark wurden „eingestellte Jagden“ veranstaltet, bei denen die Sauen zu 70–80 Stück im Saufang für die Jagd abgesondert wurden. Die jagdlich orientierten Wegeanlagen sowie markante Standbäume, z. B. „Wilhelmseiche“ (Jagdstand von König Wilhelm) sind heute noch feststellbar.

#### c) Naturdenkmal:

Die jahrhundertelange Bewirtschaftungsform des Geländes als Weidewald (= Hudewald) für Rinder, Schweine und Schafe haben besonders eindrucksvolle Wald- und Baumbilder geschaffen. So entwickelten sich aus Verbißbüschen bis 16stämmige Buchen und charaktervolle Solitärerle, unter denen Buchen mit 350 Jahren und Eichen mit 500 Jahren verzeichnet werden können. Um diesen charakteristischen und für unseren Raum einmaligen Park- und Erholungswald zu erhalten, wurden bereits im Wirtschaftsplan 1932–1941 von der Württ. Forstdirektion besondere Richtlinien für die weitere Behandlung des Rotwildparkes aufgestellt, die auch bei der Schaffung des Naturschutzgebietes 1939 ihren Niederschlag fanden. Darin heißt es: „Im *Landschaftswald* tritt in allen Altersstufen die Einzelstammpflege in den Vordergrund. Ziel der Maßnahmen ist hier die Schaffung voll-

kroniger, standfester und markanter Einzelstämme, wobei Zuwachs- und Wertsteigerung als wesentlicher wirtschaftlicher Faktor in Rechnung zu nehmen ist. In den jetzt noch gut geschlossenen Beständen ist dies durch allmähliche Umlichtung der besten Stämme zu erreichen. Dabei ist darauf zu achten, daß gegen die Freiflächen, die nicht weiter eingeschränkt werden, sondern der Bevölkerung als Liegeplätze erhalten bleiben sollen, eine allmähliche Auflösung des Waldverbandes in Gruppen und Einzelbäume erfolgt. Demgemäß sind vor allem die harten Nadelhölzer der in den letzten Jahrzehnten entstandenen Kulturen, Dickungen und Stangenhölzer durch Herausarbeiten des fast überall vorhandenen Laubholzes bzw. durch Heistervorpflanzung geeigneter Holzarten an den passenden Stellen zu mildern und aufzulösen. Ein Aufhauen der Träufe an jüngeren Beständen muß dabei peinlichst vermieden werden, nicht nur aus schutztechnischen Gründen, sondern auch um den Blick vor dem wüsten Gewirr der Trockenäste abzuhalten.

Nicht zuletzt besteht aber auch eine gewisse Verpflichtung, die herrlichen alten Waldbilder nach Möglichkeit zu erhalten. Erwähnt seien hier nur die alten Weidbüchen und Starkeichen des Rotwildparkes, die Eichenhainbuchenmischbestände (Pflanzensoziologie!), die im Landschaftswald auf größeren Flächen auftreten, und die selteneren Holzarten (Wildobst, Sperbel usw.), die in anderen Gegenden der Wirtschaft zum Opfer gefallen sind.“

1958 wurde der Pfaffenwald (ursprünglich eine Schenkung Graf Eberhards des Erlauchten an das Stift zum Heiligen Kreuz in Stuttgart 1331) und der Schwarzwildpark mit zusammen 318 ha dem Naturschutzgebiet Rotwildpark angeschlossen. Um dieses Naturschutzgebiet wurden 1962 auf den westlichen Stubensandsteinhöhen von Stuttgart weitere Schutz-zonen in den angrenzenden Waldungen von Gerlingen, Leonberg und Stuttgart (leider noch mit Ausnahme des Solitude- und des Heukopfwaldes) geschaffen.

#### Literatur:

Deutscher Gemeindetag: „Soll unsere Landschaft weiter zerstört werden?“ Beiträge von P. Lücke, H. Offner, W. Kumpf, R. Göb und G. Schütz, Bad Godesberg. – O. Feucht, *Der Wald um Stuttgart*, 1951. – Th. Hunziker, *Landschaftsschutz als Großstadtproblem*, Bern 1957. – *Landschaftsschutz als Gegenwartsaufgabe von öffentl. Interesse*, in: *Plan – Schweizerische Zeitschrift für Landes-, Regional- und Ortsplanung*, 1957, Nr. 4. – W. Kittel, *Schutz der Großstadtlandschaft*, Schwäb. Heimat, 1963, Nr. 5. – O. Rathfelder, *Wo steht der Naturschutz heute? – Eine kritische Bestandsaufnahme*, Schwäb. Heimat, 1963, Nr. 5.



Spitzberg mit Wurmlinger Berg

Luftbild Albrecht Brugger; freigegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg Nr. 2/15342

## Unsere Naturschutzgebiete

### 2. Der Spitzberg bei Tübingen

Von Helmut Schöngruber

#### Einleitung

Kaum ein Berg unserer Heimat wurde schon seit langer Zeit so gründlich erforscht wie dieser langgezogene Höhenrücken zwischen Tübingen und Wurmlingen. *Otto Feucht* wies bereits 1912 in „Württembergs Pflanzenwelt“ auf seine Bedeutung als ausgeprägten Standort der Steppenheide hin.

Und doch ist die Sicherstellung eines Teils dieses Gebiets als Naturschutzgebiet bis heute nicht endgültig<sup>1</sup>. Durch Verordnung des Landratsamts Tübingen vom 15. 2. 1967<sup>2</sup> wurde allerdings das Landschaftsschutzgebiet „Spitzberg“ erneut sichergestellt, nachdem eine frühere Verordnung vom 16. 4. 1958<sup>3</sup>

wegen eines Formfehlers vom Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg am 8. 11. 1963<sup>4</sup> für ungültig erklärt worden war. Eine Anordnung zur einstweiligen Sicherstellung des Naturschutzgebiets „Hirschauer Berg“ war schon am 28. 7. 1941 vom Landrat in Tübingen<sup>5</sup> erlassen worden.

#### Ankäufe zur Sicherung des Gebietes

Vielfältig waren die Bemühungen verschiedener Vereine, am Südhang dieses interessanten Berges Grundstücke zu erwerben, um den Gefährdungen dieses Kleinods entgegenzuwirken. Schon 1926 wurden in Begehungen mit Prof. *Schwenkel*<sup>6</sup> die wichtigsten Gebiete ermittelt, um evtl. Ankäufe zu ermöglichen.



1. Ehemalige Weinberge  
am Spitzberg auf Gemarkung  
Hirschau

Aufnahme Schönamsgruber

Der Tübinger Verein für Naturfreunde wollte den Südhang 1927 pachtweise auf etwa 20 Jahre sichern, um ihn der Universität für Forschungszwecke zur Verfügung zu stellen<sup>7</sup>. Das Landesamt für Denkmalpflege sicherte hierfür seine Unterstützung zu und wollte für eine Entschädigung der Grundstückseigentümer Sorge tragen<sup>8</sup>. Eine Anpachtung lehnte die Gemeinde Hirschau damals ab, so daß nur ein Ankauf in Frage kommen konnte.

1930 gelang es dem verdienten Apotheker *Adolf Mayer* nach zähen Verhandlungen mit 60 Hirschauer Grundstückseigentümern eine große Fläche oberhalb der Weinberge zu pachten<sup>9</sup>. Im gleichen Jahre erwarb der eifrigste Verfechter für den Schutz des Berges, der jüngst verstorbene Forstmeister *Dr. Karl Rau*, wichtige Teilstücke mit Standorten seltener Pflanzen für den Universitätsbund Tübingen<sup>10</sup>. Bei den Ankäufen wurde stets eine beschränkte persönliche Dienstbarkeit für Naturschutzzwecke eingetragen.

1940 begann der Bund für Heimatschutz, heute „Schwäbischer Heimatbund“, mit dem Ankauf wissenschaftlich besonders wertvoller, aber als Ödland brachliegender Flurstücke<sup>11</sup>. In vielen Flurstücken und Trennstücken kamen bis Ende dieses Jahres etwa 7 Hektar zusammen<sup>12</sup>. In die 46 Kaufverträge war die Bestimmung aufgenommen worden: „Das Grundstück wird für Zwecke des Naturschutzes erworben. Es soll Bestandteil des Naturschutzgebietes am Spitzberg werden“<sup>13</sup>. *Hans Auwärter* als Bevollmächtigter des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern hatte bei den oft sehr schwierigen Kaufverhandlungen große Arbeit geleistet.

Anfang 1941 kamen weitere 26 Flurstücke und 35 Trennstücke mit über 5 Hektar in den Besitz des Bundes für Heimatschutz<sup>14</sup>, gegen Ende des Jahres waren weitere 12 Flurstücke und 9 Trennstücke mit fast 2 Hektar dazu erworben<sup>15</sup>. Im Jahre 1942 konnten 9 Flurstücke und 3 Trennstücke mit 2,5 Hektar durch Ankauf gesichert werden<sup>16</sup>.

Nach dem Kriege waren in mühevoller Kleinarbeit die Grundbucheinträge in Ordnung zu bringen, wobei sich besonders *Dr. Schabl* bleibende Verdienste erwarb. Im Jahre 1964 waren im Besitz des Schwäbischen Heimatbundes 13 ha 51 a 47 qm, das bedeutet die drittgrößte Fläche nach dem „Pfrunger Ried“ mit 53,4 ha und dem „Irrenberg“ mit fast 14 ha<sup>17</sup>.

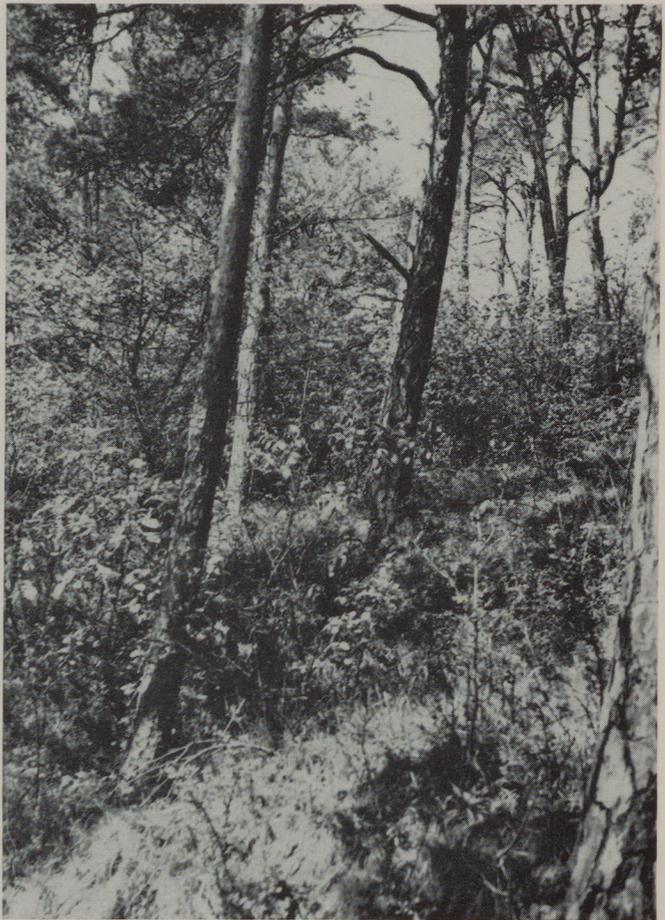
#### *Geschichtliche Grundlagen*

Im Gebiet der Sonnenhalde auf der heutigen Gemarkung Tübingen befand sich während der mittleren Steinzeit am Südhang mit einem weiten Blick über das Neckartal ein Siedlungsplatz<sup>18</sup>. Scherben der frühen Bronzezeit und Siedlungsspuren der vorrömischen älteren Eisenzeit finden sich auf dem Wurmlinger Kapellenberg, auf der Ödenburg und westlich des Ammerhofs. Der Spitzberg war also in vor- und frühgeschichtlicher Zeit kaum besiedelt. Aus jener Zeit stammen auch die Grabhügel auf dem Buß.

Zwischen dem ausgehenden 9. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts entstanden zwei Burgen, die Ödenburg und der Burgstall auf dem Spitzberg, am Ausläufer zum Wurmlinger Kapellenberg, die aber beide wohl schon am Ende des 13. Jahrhunderts abgegangen waren<sup>19</sup>.

2. Nach Aufhören der Schafweide breitet sich das Laubholz in der *Brachypodium-Carex*-Kieferngesellschaft sehr stark aus

Aufnahme Müller



Die Nutzung der Südhänge als Weinberg dürfte mit Beginn des Hochmittelalters eingesetzt haben<sup>20</sup>. Bis zum letzten Jahrhundert dehnte sich die Weinbaufläche fast ständig aus, noch heute beweisen die vielen Mauern, Staffeln und Terrassen die einstige Größe der Weinberge (Abb. 1). Als Eigentümer werden in Wurmlingen bis Ende des 16. Jahrhunderts die Klöster Kreuzlingen, Kirchberg, Bebenhausen, die Rotenburger Karmeliter, die Binsdorfer Klause, Pfarrei und Kaplanei Wurmlingen, die Unterjesinger Kaplanei, die Heiligenpflege in Sülchen, die Herrschaft Hohenberg, die Herren von Weitingen und andere erwähnt. Für Hirschau werden bis 1560 genannt die Klöster Kreuzlingen, Bebenhausen, Kirchberg, Blaubeuren, Stetten, Rohrhalde, die Karmeliter in Rotenburg, die Klöster der Augustiner und Franziskaner in Tübingen und viele andere; viele von ihnen bezogen freilich nur Gülten. Zunächst wurde nur Weißwein gekeltert, später nahm der Rotwein immer mehr zu.

Die Hochfläche des Berges bedeckte wohl stets Wald. Ursprünglich herrschte hier die freie Pirsch. Im 18. Jahrhundert überwogen im Westen Eiche, Buche, Linde und Hainbuche, während die Nähe von Tübingen auf den Wald durch die Ausübung von Streurechten und starke Holzentnahmen devastierend wirkte und nur einen buschigen, lückigen Wald ermöglichte.

Interessant sind die neuen Untersuchungen zur Baugeschichte der Wurmlinger Kapelle, die eine frühromanische Kapelle vor dem 12. Jahrhundert, einen Neubau aus hochromanischer Zeit samt einer späteren Erweiterung nach Westen mit Umbau der Krypta, den Bau eines Glockenturms in gotischer Zeit beweisen konnten<sup>21</sup>. 1644 brannte die Kapelle ab, es erfolgte der Neuaufbau in barockem Stil in Form der heutigen Kapelle.

Erwähnenswert sind an Bauten des Mittelalters die spätgotische Wallfahrtskirche zu „Unserer Lieben Frau beim Holderbusch und St. Urban“ bei Hirsch-



3. *Lathyrus pannonicus* im Geranio-Peucedanetum des Hirschauer Berges

Aufnahme Müller

au<sup>22</sup> und die spätromanische Kirche in Schwärzloch, die alle ebenso wie die „kunstgeographische Exklave“ Ammerhofkirche St. Andreas<sup>23</sup> von *Adolf Schabl* gewürdigt wurden.

#### Natürliche Grundlagen

„Es gibt in ganz Schwaben keinen originelleren Keuperzug als die schönen Berge ohne Namen, welche sich zwischen Ammer und Neckar von Lustnau bis Wurmlingen über 2 Stunden lang fortziehen“ (*Quenstedt* 1864).

Als flacher Rücken liegt der Spitzberg<sup>24</sup>, wie das Luftbild zeigt, von Süden steil ansteigend, mit flachem Abfall nach Norden zwischen Ammer- und Neckartal, rund 4 km lang, nach Osten und Westen zu stark verschmälert mit einem Sattel zu einem benachbarten Bergkegel, dem Osterberg und dem Wurmlinger Kapellenberg.

Der mittlere Keuper, vom Gipskeuper bis zum Knollenmergel, bildet die Schichten dieses Berges, beson-

ders schön ist er am Stationenweg zur Wurmlinger Kapelle aufgeschlossen, wo von den Grundgipsen bis zum fein- bis grobkörnigen weißen Stubensandstein die erdgeschichtliche Vergangenheit zutage tritt.

Vielgestaltig ist die Pflanzen- und Tierwelt. Jede Wanderung und jeder Spaziergang bringen dem naturkundlich Interessierten unvergeßliche Eindrücke.

Am Südhang im Bereich der Grundstücke des Schwäbischen Heimatbundes sind die Wald-, Gebüsch-, Saum-, Halbtrocken- und Trockenrasengesellschaften besonders bemerkenswert<sup>25</sup>. In aufgelassenen Weinbergen treffen wir interessante Unkrautgesellschaften, Halbtrockenrasen, Gebüsche und einzelne Robienforste (Abb. 2). Hier wird auch die Notwendigkeit einer sorgsamten Pflege deutlich, sollen nicht durch die zunehmende Bewaldung gerade die interessantesten Vegetationsformen verschwinden. Dank der tatkräftigen finanziellen Unterstützung des Schwäbischen Heimatbundes und der sachkundigen Mitwirkung von Baudirektor *Kittel*, Prof. *Dr. Merkle*



4. Junger Weinberg im Sattel zwischen Wurmlingerberg und Hirschauerberg Aufnahme Görs

und Dr. *A. Schabl* konnten wir in den letzten Jahren mit gezielten Pflegemaßnahmen beginnen.

Charakteristisch für die Gebüsch sind Schlehe, Hartriegel, Hundrose, Rauhlättrige und Filzrose, Weißdorne, Liguster, Kreuzdorn, Pfaffenhütchen, Berberitze, Vogelkirsche und Wolliger Schneeball. Steppenheideähnliche Ausbildungen finden sich am Saum, gekennzeichnet durch Blutstorchschnabel, Bergklee, Waldklee, Geißklee, Dost und pannonische Platt-erbse (Abb. 3). Halbtrockenrasen mit einer Zahl von Pflanzen südlicher und südöstlicher Verbreitung gehören zum floristisch Bedeutsamsten unserer Gegend.

Die Rebhänge<sup>26</sup> zeigen typische Sukzessionsfolgen nach dem Aufhören der einst sehr intensiven Bodenbearbeitung (Abb. 4). Über viele Jahre bildet sich allmählich ein Trockenwald, nachdem einzelne wärme- und trockenheitsliebende Sträucher und Bäume einwanderten. An Mergelrutschen sehen wir den Gebräuchlichen und Weißen Steinklee, sowie Natterkopf als Pioniere, die von Fiederzwenke, Wiesen-salbei, Zypressenwolfsmilch, Aufrechtem Ziest und Kleinem Wiesenknopf abgelöst werden. Über Arten der Saumgesellschaften geht es zum Liguster-Schlehenstadium und zum Trockenwald.

Artenreich ist die Tierwelt der warmen Hänge. Viele wärmeliebende Arten kommen hier vor, so z. B.

zählen von den 88 Arten von Weichtieren 15% zu den Vertretern der südeuropäischen Fauna<sup>27</sup>. Unter den Netzflüglern darf besonders der wärmeliebende Schmetterlingshaft erwähnt werden<sup>28</sup>. Zu den Kostbarkeiten gehört unter den Zikaden die Blutrote Singzikade<sup>29</sup>. Oft handelt es sich um inselartige Relikte südöstlicher und östlicher Arten. Das gilt auch für die zahlreichen Arten von Käfern<sup>30</sup>, bei denen der Spitzberg einen Schnittpunkt westlicher und östlicher Areale darstellt und von denen als besondere Seltenheit Prachtkäfer und Grasbockkäfer genannt werden sollen. 35% aller vorkommenden Schmetterlingsarten<sup>31</sup> können als wärmeliebend bezeichnet werden. Mauer- und Zauneidechse, sowie Schlingnatter fühlen sich hier besonders wohl. Vielfältig ist die Vogelwelt (Abb. 5), von der als Besonderheit der Berglaubsänger Erwähnung verdient<sup>32</sup>.

#### *Ausblick*

Der Schwäbische Heimatbund hat durch den Ankauf wertvoller Grundstücke am Südhang des Spitzbergs die Bildung eines für Forschung, Lehre und alle Freunde der Natur besonders wichtigen Naturschutzgebietes erleichtert. Dieses Kleinod muß auch in Zukunft erhalten bleiben, deshalb sollte bald eine endgültige Sicherstellung erfolgen. Hierfür in allen Kreisen unserer Bevölkerung Verständnis zu wecken ist



5. Das kugelige Nest des Berglaubsängers ist meist gut im Gras versteckt. Im Juni sperren darin 5-6 Junge nach Futter  
Aufnahme König

eine Notwendigkeit. Für den Kauf weiterer Flurstücke müssen Mittel aufgebracht werden, denn nur im Eigentum stehende Flächen können erfolgreich und behutsam gepflegt werden. Dabei mitzuhelfen ist eine Aufgabe, die uns alle angeht!

#### Quellen und Literatur

Feucht, Otto, Württembergs Pflanzenwelt, Stuttgart 1912. - <sup>1</sup> Schönmannsgruber, H., Geschichte der Unterstellung des Spitzbergs in: Der Spitzberg bei Tübingen, die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 3, Ludwigsburg 1966, S. 1072 bis 1099. - <sup>2</sup> VO des Landratsamts Tübingen vom 15. 12. 1967. - <sup>3</sup> VO des Landratsamts Tübingen vom 16. 4. 1958. - <sup>4</sup> Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofs Baden-Württemberg vom 8. 11. 1963 - I 255/62. - <sup>5</sup> Anordnung zur Einstweiligen Sicherstellung des „Naturschutzgebiets Hirschauer Berg“ vom 28. 7. 1941. - <sup>6</sup> Brief von H. Schwenkel an das Schultheißenamt Hirschau vom 4. 5. 1926. - <sup>7</sup> Bericht über eine Sitzung vom 19. 5. 1927. - <sup>8</sup> Brief von H. Schwenkel an das Schultheißenamt Hirschau vom 24. 5. 1927. - <sup>9</sup> Brief von A. Mayer an H. Schwenkel vom 24. 5. 1930. - <sup>10</sup> Brief von K. Rau an H. Schwenkel vom 29. 6. 1930. - <sup>11</sup> Bericht von H. Schwenkel an den Landrat von Tübingen vom 11. 10. 1940. - <sup>12</sup> Berichte von H. Schwenkel an den Landrat von Tübingen vom 22. 11. und 29. 11. 1940. - <sup>13</sup> Kaufverträge vom 7. 11., 8. 11. und 16. 11. 1940. - <sup>14</sup> Bericht des Bundes für Heimatschutz an die Württ. Landesstelle für Naturschutz

vom 6. 3. 1941 (mit 51 Kaufvertragsabschriften und 2 Karten). - <sup>15</sup> Bericht des Bundes für Heimatschutz an die Württ. Landesstelle vom 3. 9. 1941 (mit 15 Vertragsabschriften). - <sup>16</sup> Bericht des Bundes für Heimatschutz an die Württ. Landesstelle vom 5. 9. 1942 (mit 9 Vertragsabschriften). - <sup>17</sup> Aufstellung über die Grundstücke des Schwäb. Heimatbundes, Stand 5. 12. 1964. - <sup>18</sup> Schiek, S., Die Besiedlung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. In: „Der Spitzberg“ S. 1-2. - <sup>19</sup> Wein, G., Mittelalterliche Burgen auf dem Ammerberg, ebendort S. 3-11. - <sup>20</sup> Jänichen, H., Zur Geschichte des Ammerbergs, ebendort S. 12-16. - <sup>21</sup> Rieth, A., Neue Untersuchungen zur Baugeschichte der Wümlinger Kapelle, ebendort S. 28 bis 66. - <sup>22</sup> Schabl, A., Die Wallfahrtskirche zu „Unserer Lieben Frau beim Holderbusch und St. Urban“, ebendort S. 67-82. - <sup>23</sup> Schabl, A., Die Kirchen in Schwärzloch und Ammern, ebendort S. 83-98. - <sup>24</sup> Köpf, E., neu bearbeitet von Frank Westphal, Geologie des Spitzbergs, ebendort S. 99-128. - <sup>25</sup> Müller, Th., Die Wald-, Gebüsch-, Saum-, Trocken- und Halbtrockenrasengesellschaften des Spitzbergs, ebendort S. 278-475. - <sup>26</sup> Görs, S., Die Pflanzengesellschaften der Rebhänge am Spitzberg, ebendort S. 476-534. - <sup>27</sup> Schmid, G., Die Mollusken des Spitzbergs, ebendort S. 596-701. - <sup>28</sup> Schmid, G., Die übrige „niedere“ Tierwelt des Spitzbergs, ebendort S. 988-1027. - <sup>29</sup> Schwoerbel, W., Ökologie und Faunistik der Wanzen und Zikaden auf dem Tübinger Spitzberg, ebendort S. 759-854. - <sup>30</sup> Meyer, K. H., Die Käfer des Spitzbergs, ebendort S. 855-930. - <sup>31</sup> Kaufmann, H. und Schmid, G., Schmetterlingsfauna von Tübingen mit besonderer Berücksichtigung des Spitzbergs, ebendort S. 946-971. - <sup>32</sup> Schmid, G., Die Wirbeltiere des Spitzbergs, ebendort S. 1028-1071.

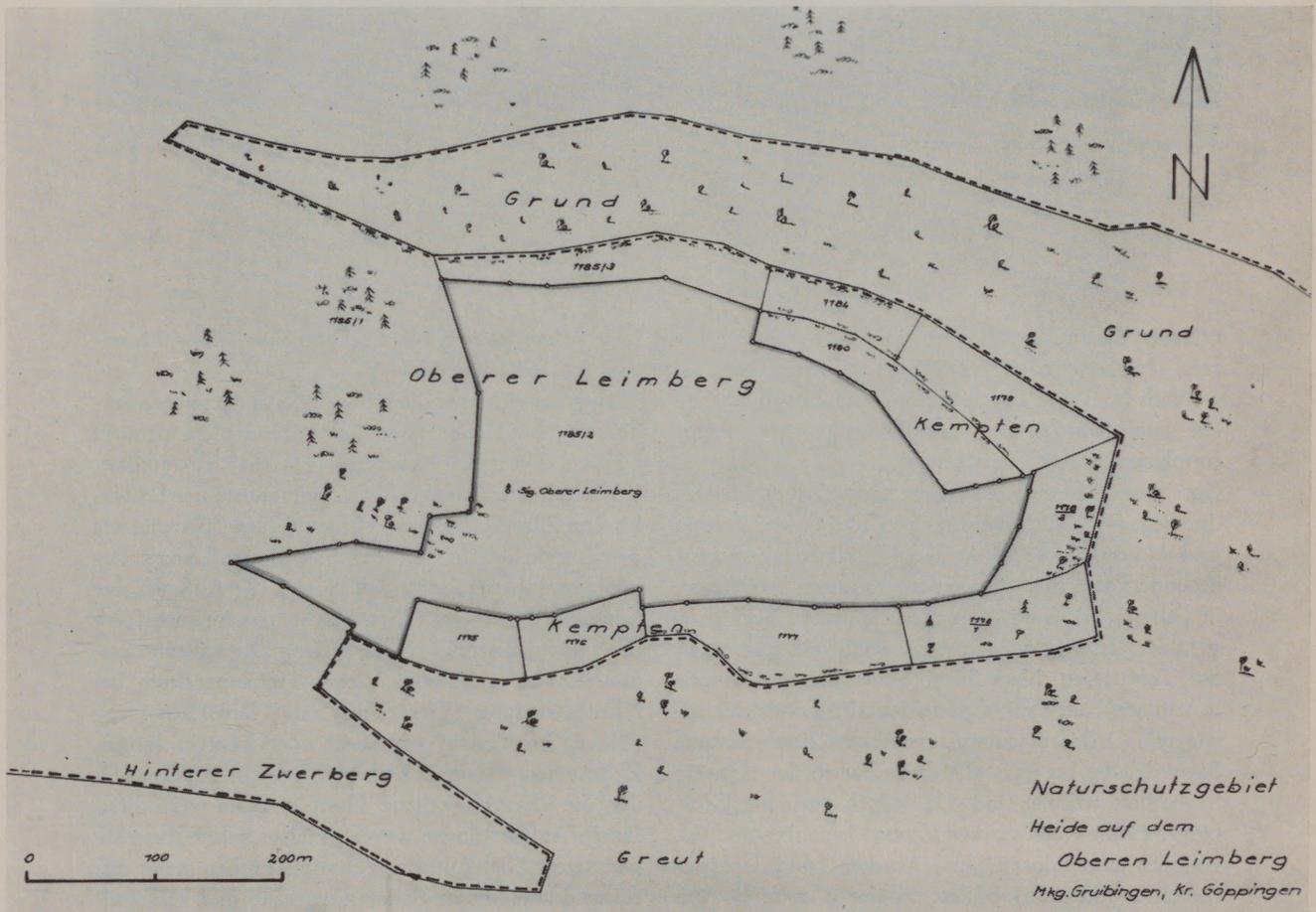
# Unsere Naturschutzgebiete

## 3. Die Anacamptisheide auf dem Oberen Leimberg

Von Oswald Rathfelder

Am 19. Dezember 1967 ist im Gesetzblatt für Baden-Württemberg eine Verordnung des Regierungspräsidiums Nordwürttemberg über das Naturschutzgebiet „Heide auf dem Oberen Leimberg“, Gemarkung Gruibingen, Landkreis Göppingen, bekanntgemacht worden. Damit ist die dem Schwäbischen Heimatbund gehörende Wacholderheide zwischen dem oberen Filstal und dem Albrauf rechtskräftig geschützt. Die Besonderheit dieser mit Solitärärbäumen durchsetzten, ca 10 ha großen Heide liegt in ihrer landschaftlichen Abgeschiedenheit auf der Albhochfläche mit Ausblicken über die umgebenden Traufwälder,

vor allem aber in dem reichen Bestand an seltenen und geschützten Pflanzen. Für Pflanzenkenner ist neben anderen Orchideen und Sonderheiten der Steppenheide (Mesobrometum) das außergewöhnlich zahlreiche Auftreten der Pyramiden-Orchidee (*Anacamptis pyramidalis*) wohl ein für unser Land besonderer Höhepunkt. Die wohlriechenden rubin- bis purpurroten Blüten bedecken im Hochsommer gruppenweise oder auch einzeln die Heide. Ihr graziler Stengel kann über 25 cm groß werden und wird von lineallanzettlichen Laubblättern scheidig umfaßt. Die dichtblütige Blütenähre ist durch das sukzessive Auf-





Anacamptisheide – Blick über das Filstal

Aufnahme W. Vock

blühen von unten nach oben anfangs pyramidenförmig (Name), später verlängert eiförmig bis fast walzlich (s. Abb.). Die grünlichen Staubbeutel stehen auf gelblichen Stielchen und sind mit einer nierenförmigen Klebdrüse verwachsen.

Das hauptsächliche Verbreitungsgebiet dieser Orchidee liegt im südlichen Europa, in Kleinasien, Persien und Nordafrika. Auf kalkreicher Unterlage ist sie besonders schön an trockenen, sonnigen Abhängen, in Felsenheiden, um die oberitalienischen Seen ausgebildet. In Norddeutschland steht sie vereinzelt auf Torfwiesen. Nach Hegi bildet die *Anacamptis* in seltenen Fällen mit *Gymnadenia* (Nacktdrüse) sowie mit *Orchis maculatus* (geflecktes Knabenkraut) Bastarde, die bis jetzt allerdings nur in der Schweiz beobachtet worden sind. Da jedoch auch die Grubinger Heide einen starken *Gymnadenien*bestand (*G. conopea* und *odoratissima*, Mücken- und wohlriechende Nacktdrüse) besitzt, erscheint auch in dem

jetzt ausgewiesenen Naturschutzgebiet eine solch seltene Bastardierung denkbar.

Wahrscheinlich war die hängige Orchideenwiese früher als einmahlige ungedüngte Hochwiese genutzt worden. Dieser Bewirtschaftungsform (Mäder) verdanken wir die kostbarsten Pflanzenstandorte der Schwäbischen Alb. Bei der zwischenzeitlichen Nutzung als Schafweide dürfte der Orchideenbestand stark zurückgegangen sein, doch hat er sich seit Aufgabe der Schäferei wieder vermehrt. Die jetzige Bewuchsform der Heide ist wohl für die *Anacamptis* nahezu optimal. Leider geht aber dieser Heidecharakter bei Nichtbeweidung (Tierverbiß) oder Bewirtschaftung (Mahd) im Verlauf von mehr oder weniger langen Zeiträumen verloren. Es bildet sich ein Anflugwald, der die charakteristische Flora langsam vernichtet. Durch Aufforstungen werden zudem solche extensiv genutzten Halbkulturlandschaften immer mehr zurückgedrängt. Es ist daher notwendig und verständ-



Pyramiden-Orchidee

Aufnahme W. Vock



Augenschein und Kaufverhandlungen auf dem Oberen Leimberg (von links nach rechts: Dr. Schahl, Dr. Rathfelder, Dr. Mattern, Baudirektor i. R. Kittel, Bürgermeister Knauss, Gruibingen) Aufnahme W. Vock

lich, wenn der Naturschutz durch Erwerb und Pflegemaßnahmen die besonders wertvollen Pflanzenstandorte zu erhalten versucht. So hat der Schwäbische Heimatbund auf Grund eines Hinweises von Herrn Apotheker Vock und der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Nordwürttemberg nach dem früheren Erwerb einer Heidefläche bei der nahe liegenden Gosbacher Kreuzkapelle (vgl. O. Rathfelder: Bedrohtes Landschaftsbild um die Gosbacher Kreuzkapelle. Schwäb. Heimat Februar 1960) am 31. August 1964 die Anacamptisheide mit namhaftem staatlichem Zuschuß in seinen Besitz bringen können, nachdem schon ein Teil einer Aufforstung anheimgefallen war. Die notwendigen Pflegemaßnahmen sind mit freiwilligen Arbeitskräften des Schwäbischen Albvereins und der Gemeinde Gruibingen angelaufen. Durch den Einsatz des Natur-

schutzdienstes und die nun rechtskräftig gewordene Naturschutzverordnung, in der z. B. jegliches Aufforsten, Düngen, Beschädigen von Pflanzen oder überhaupt eine Veränderung des heideartigen Charakters des Gebiets untersagt ist, ist zu hoffen, daß das floristische Kleinod auf dem Oberen Leimberg uns und der Nachwelt in voller Schönheit erhalten bleibt.

#### Literatur:

Gesetzblatt für Baden-Württemberg Nr. 20, 1967. – R. Gradmann, Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb, 1950. – G. Hegi, Illustrierte Flora von Mitteleuropa, 1931. – O. Rathfelder, Bedrohtes Landschaftsbild um die Gosbacher Kreuzkapelle, Schwäb. Heimat, 1960, Nr. 1, Schutzwürdige und schutzbedürftige Landschaft zwischen Rosenstein, Hohenstaufen u. Wasserberg, Jahreshft für Karst- u. Höhlenkunde, Heft 6, 1965.

# Das Zeughaus in Augsburg

Von Richard Schmidt

Wenn wir in folgendem über die Landesgrenzen hinausgreifen, so bleiben wir doch im schwäbischen Raum und in der zweitgrößten Stadt Schwabens, in *Augsburg*.

Das möge entschuldigen und erklären, wenn wir uns für die Erhaltung eines einmaligen Baudenkmals einsetzen, des Zeughauses der alten Reichsstadt, das der Stadtbaumeister Elias Holl 1602 bis 1607 errichtete. Es ist der einzige Großbau des Meisters, der den letzten Krieg und spätere Umbauten unversehrt überstanden hat.

Das Zeughaus besteht aus zwei im rechten Winkel zueinander gestellten dreistöckigen Baukörpern mit hohen Satteldächern, der ältere, 1505 als Kornhaus erbaut, wurde 1558 zum Zeughaus bestimmt. Erst im Jahr 1600 folgte der Nordflügel als Erweiterungsbau. Er wird von dem damaligen Stadtbaumeister Jakob Eschay begonnen, den aber bald Elias Holl ablöst, der das von seinem Vorgänger Erbaute wegen schwerwiegender Baumängel wieder abbrechen läßt. Im Jahr 1603 betraut der Rat den Kammermaler des Kaisers Rudolf II. Josef Heintz aus Prag mit dem Entwurf der Zeughausfassade. Zur gleichen Zeit überträgt er dem Bildhauer Hans Reichle aus Schongau, einem Lechschwaben, die plastische Gestaltung der Michaelsgruppe über dem Hauptportal der Giebelseite. Im Jahr 1607 sind die Bauarbeiten mit der Errichtung einer architektonisch gestalteten Mauer beendet, die den an zwei Seiten offenen Hof des ehemaligen Kornhauses abschließt. Ein Tor und ein von Wachttürmchen gekröntes Portal führen in den Zeughof. Diese Mauer wird im späten 18. Jahrhundert durch ein schmiedeeisernes Staketengitter ersetzt.

Die Zeughäuser der deutschen Reichsstädte waren zwar Zweckbauten, doch verkörperte sich in ihnen zugleich die städtische Repräsentation, der Stolz auf die eigenständige Wehrhaftigkeit. Bei keinem der wenigen erhaltenen Zeughäuser tritt das so deutlich in den Vordergrund.

Überraschend ist die stark plastische Gliederung der dreiachsigen Fassade, deren Mittelachse schmaler ist, als die äußeren. In der Ansicht ist sie dreistöckig, doch umfaßt das hohe Mittelgeschoß zwei niedrigere Geschosse, ohne daß das von außen erkennbar wäre. Die Giebelseite wird durch Gesimse geteilt, ihr Erd-

geschoß ist rustiziert und das Hauptportal von Säulen flankiert. Die Achsen betonen rustizierte mit Lisenen besetzte Streifen. Alle Fenster sind mit gebrochenen Giebelchen bedacht, ähnlich doch einfacher sind die Giebel Fenster; der Pinienzapfen, das Wappen der Reichsstadt, bekrönt den Volutengiebel. Am reichsten gestaltet ist das Mittelgeschoß, über dessen hochrechteckigen Fenstern ovale zur Belichtung des Zwischenstocks angeordnet sind.

In der Mittelachse steht über dem Portal und mit diesem zu einer einheitlichen Gruppe verbunden, die heroische Plastik des heiligen Michael, den Satan bekämpfend, zu beiden Seiten zwei Putten mit Fahne und Speer. Die Gruppe ist ein hervorragendes Beispiel Augsburger Großplastik und zeugt von dem hohen Stand der Gießerkunst in dieser Stadt.

Die Architektur der Giebelseite geht urkundlich auf den Entwurf des Pragers Heintz zurück. Sie ist ein Markstein baugeschichtlicher Entwicklung, da sie als Vorläuferin barocker Architektur anzusehen ist.

Das Innere des Zeughauses entspricht seinem Zweck. Das Erdgeschoß des Hollschen Baus diente als Magazin für schweres Kriegsgeschütz (Artillerie). Es ist eine eindrucksvolle dreischiffige Halle mit Kreuzgewölbe auf schlanken toskanischen Säulen und Wandkonsolen aus rotem Marmor.

Der Dachstuhl mit zwei Geschossen ist in seiner Ausführung meisterhaft. Er besitzt ein Kehlgebälk, das mit überblatteten Streben an den Sparren befestigt ist. Andreaskreuze sichern die Holzkonstruktion gegen seitlichen Winddruck. Große Schäden sind nicht feststellbar.

Seit dem Jahr 1954 setzen Bestrebungen ein, das Zeughaus einem neuen Zweck dienstbar zu machen. Das Kaufhaus Merkur (Horten) erwirbt das danebenliegende Pfarrhaus der St. Moritzpfarre, das abgebrochen wird. An seiner Stelle erbaut Horten ein modernes Kaufhaus, einen ungegliederten kubischen Bau mit fünf Stockwerken, dessen beide Obergeschosse zurückgesetzt sind. 1965 beschloß der Stadtrat, der Firma Horten zusätzlich ein Erbbaurecht auf 88 Jahre an den Zeughausbauten und Grundstücken einzuräumen. Die Stadt soll dafür eine einmalige Zahlung von 1,6 Millionen DM und zusätzlich einen jährlichen Erbbauzins von 200 000 DM erhalten. Eine Sonderbestimmung betrifft die Michaelsgruppe:



Das Zeughaus in Augsburg

Aufnahme Helga Schmidt-Glassner

Sie soll an Ort und Stelle verbleiben, doch zahlt der Erbbauberechtigte (Horten) für sie eine monatliche Miete von 100 DM. Das kann doch nichts anderes heißen, als daß die Stadt die Möglichkeit nicht ausschließt, die Gruppe irgendwann zu übernehmen, ein Fall, der nur eintreten dürfte, wenn das Zeughaus selbst abgebrochen wird. Zu diesem Vertrag verweigerte die Regierung von Schwaben als Aufsichtsbehörde die Zustimmung, wogegen die Stadtverwaltung Widerspruch erhebt. Sie klagt nunmehr beim Verwaltungsgericht Augsburg, das erkennt: Die Regierung von Schwaben wird verpflichtet die Genehmigung zum Erbpachtvertrag zu erteilen. Dagegen hat der Bayerische Staat Berufung beim Verwaltungsgerichtshof in München eingelegt. Sie ist noch nicht entschieden.

Was beabsichtigt nun die Firma Horten, wenn zu ihren Gunsten entschieden werden sollte? Nach den Plänen und einem Modell soll der ganze Zeughof bis auf Höhe des Erdgeschosses des Zeughauses mit einem zweigeschossigen Bau überdacht werden, dessen Plattform begehbar ist. Die Außenwände der beiden Stockwerke werden als große Schaufensterfronten zwischen dünnen Betonstützen gestaltet. Man kann sich vorstellen, daß diese Schaufensterfront, zumal wenn sie beleuchtet ist, als ein vollständig Frem-

des neben dem Zeughaus stünde. Es ist nicht so, wie die Befürworter des Planes erklären, daß diese Überbauung den ursprünglichen Zustand wieder herstelle. Das Gegenteil ist der Fall. Der Zeughof ist endgültig verschwunden und die beiden Flügelbauten des Zeughauses versinken in der neuen Verkaufshalle. Sie werden dadurch ihrer natürlichen Proportionen beraubt.

Auch durch den geplanten Umbau der Fassade des bestehenden Kaufhauses, dessen obere beiden Stockwerke mit Kupfer verkleidet werden sollen, angeblich um sie so optisch dem Dach beizuordnen, wird praktisch nichts verbessert. Es wäre falsch, dieses „Entgegenkommen“ zu honorieren.

Aber auch andere nicht weniger gewichtige Gründe sprechen gegen die Verwendung des Zeughauses als Kaufhaus. Jedermann weiß, daß an Kaufhäuser besondere feuerpolizeiliche Anforderungen gestellt werden: Feuersichere Böden, Treppen und Aufzugschächte, nichtbrennbare Dachstühle und ähnliches. Das wäre gleichbedeutend mit vollständiger Ausräumung des Zeughauses, von dem nur noch die leere Attrappe übrigbliebe. Je mehr man sich die Konsequenzen des Verkaufs vorstellt, desto unmöglicher erscheint es, ihm zuzustimmen.



Zeughaus mit ummauertem Hof. Kupferstich von Simon Grimm, um 1680

# Stadterneuerung in Württemberg

Von Richard Schmidt

Nur selten fand eine Veranstaltung des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege in Stuttgart so großes Interesse in der Öffentlichkeit, wie die Vorträge „Denkmalpflege und Städtebau“, für die das Stadtarchiv seinen schönen Vortragssaal im Wilhelmspalais zur Verfügung stellte.

Redner waren der städtische Oberbaurat von Bietigheim N. Gormsen, der das Thema aus der Sicht des Planungsamtes einer schwäbischen Mittelstadt behandelte, und Dipl.-Ing. G. Kilpper, der als freischaffender Architekt für die Sanierung der Altstadt von Besigheim verantwortlich ist. Beide Städte besitzen ähnliche landschaftliche, städtebauliche und verkehrsmäßige Struktur; ihr ältester Stadtteil, um dessen Erneuerung und Sanierung es sich handelt, liegt in mäßiger Höhenlage, Bietigheim über dem Zusammenfluß von Metter und Enz, Besigheim über der Enz bzw. dem Neckar. Ihre charakteristischen Stadtsilhouetten mit Rathaus, Stadttor und Kirche, in Besigheim bereichert durch die alte Zähringerburg, sind landauf und -ab bekannt.

Doch zuerst ein Wort über den Begriff „Stadterneuerung“. Er ist weit gespannt; am meisten greift die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse in die in Jahrhunderten gewachsene Gliederung der Städte ein, die in beiden Fällen noch die mittelalterliche ist und sich innerhalb des alten Mauerberings, auch dort, wo er längst gefallen ist, kaum verändert hat. Der Beseitigung dieses Mißstandes, soweit er in den enggebauten Altstädten überhaupt möglich ist, dient die Stadterneuerung. An zweiter Stelle steht die Sanierung des meist überalterten Häuserbestandes, die Ausräumung der Hinterhöfe, die Verlegung lästiger, unter Raumnot leidender Kleinbetriebe (Abb. 3), wozu auch landwirtschaftliche gehören, und schließlich die Erneuerung erhaltenswerter Bauten sowie die Renovierung von Baudenkmalern.

Die beschleunigte Durchführung dieser Maßnahmen ist für die Altstädte lebenswichtig. Schon heute sind zahlreiche Bewohner in die Außenbezirke abgewandert, und in Bietigheim z. B. besteht ein Viertel der Einwohner der Altstadt aus ausländischen Arbeitern. Es rächt sich, daß durch den jahrzehntelangen Mietzinsstop die meist wenig bemittelten Hausbesitzer das Geld zur Instandsetzung der heruntergewohnten

Gebäude nicht mehr aufbringen konnten. Wenn dieser Entwicklung nicht Einhalt geboten wird, besteht die Gefahr, daß die Altstadt schließlich zum Slum heruntersinkt. Der Schaden, der dadurch den Geschäftsleuten entsteht, deren Läden in der Überzahl in der Altstadt liegen, ist leicht abzusehen. Die Stadtsanierung ist das einzige Mittel, diesem Trend nach unten Einhalt zu gebieten. Sie ist somit nicht nur eine kulturelle Aufgabe, sondern auch eine wichtige soziale Tat.

Daß zu diesen Maßnahmen erhebliche Mittel und ein langer Zeitraum notwendig sind, braucht nicht betont zu werden, handelt es sich doch um ein Vorhaben, das ganz Westdeutschland umfassen soll. Bund, Staat und Gemeinden müssen zusammenwirken, um die Mittel aufzubringen, und es liegt nahe, dazu in erster Linie den sozialen Wohnungsbau heranzuziehen, dessen Aufgaben allmählich auslaufen.

Die Maßnahmen zur Stadt- und Dorferneuerung bedürfen noch der gesetzlichen Grundlage. Das Bundesbaugesetz von 1960 hat zwar das Stadtbaurecht kodifiziert, aber den Bereich der Stadterneuerung offengelassen, doch wurde dem Bundesrat bereits der Entwurf eines Stadtbauförderungsgesetzes vorgelegt. Er begrüßte das Vorhaben und betonte seine Dringlichkeit, verlangte aber eine erneute Prüfung der Finanzierungsmöglichkeit. Der Entwurf für ein neues Bau- und Bodenrecht liegt inzwischen vor.

Trotz des Fehlens der gesetzlichen Voraussetzung ist die Planung in einigen württembergischen Landstädten in Angriff genommen worden. Am weitesten fortgeschritten ist sie in Bietigheim, dessen Situation mit der wünschenswerten Klarheit in einem Rahmenplan des Stadtbauamts vorliegt (s. Abb. 1). Aus dem Plan geht die Stellung der Häuser zur Straße und deren Dachform hervor, so daß man sich eine genaue Vorstellung von dem Bild der Straßenwände machen kann.

Wie bei den meisten schwäbischen Kleinstädten ist auch in Bietigheim die Schauseite der eng aneinandergereihten Häuserzeilen mit dem Giebel der Straße zugewandt; es ist ein Charakteristikum, dessen Aufgeben das Bild der Stadt vollständig verändern würde. Nicht weniger wichtig für die Erhaltung des Stadt-

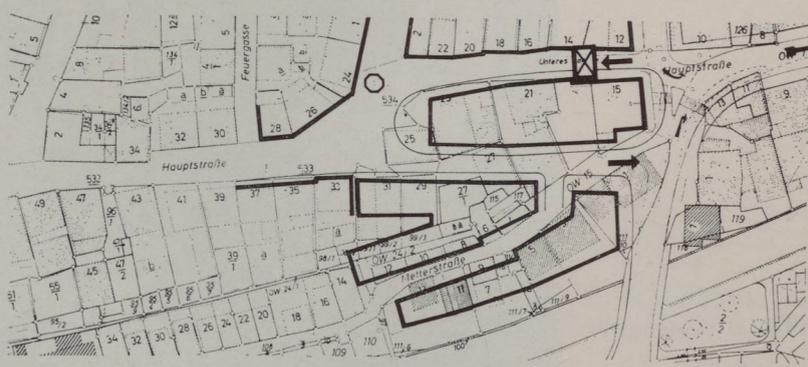


**Stadt Bietigheim  
ALTSTADT**

**Planung  
RAHMENPLAN**

- Baudenkmäler  
sonstige  
wertvolle Gebäude
- charakteristische  
Baufuchten,  
im wesentlichen  
zu erhalten
- Flachdächer
- Baulinien
- charakt.  
Dachformen  
mit  
Firstrichtung
- Abbruch
- Kinderspielplatz
- Volksschule
- Sanierungszonen  
mit Nr. bes. Planung  
erforderl.
- Bäume zu erhalten
- Grünflächen:  
 öffentlich privat

1. Rahmenplan des Stadtbauamts Bietigheim



2. Plan zur Führung der Hauptstraße 1952



3. Schlechte Hangbebauung  
durch Kleinbetriebe



4. Untere Hauptstraße mit  
Stadttor

5. Obere Hauptstraße mit  
Rathaus



6. Geschäftshaus an der Haupt-  
straße (Mitte 19. Jahrh.)

Aufnahmen 3-6  
Helga Schmidt-Glassner

bildes ist ferner die Führung der Straßenzüge, an deren Spitze in Bietigheim die Hauptstraße, die, die Stadt in ihrer ganzen Länge durchquerend, in leichter Steigung zum Marktplatz emporführt (Abb. 5). An ihr oder in räumlicher Verbindung dazu stehen die Baudenkmäler, das stattliche Rathaus von 1507, das ehemalige Schloß und die Stadtpfarrkirche sowie das Untere Tor, die auch vom Mettertäl aus gesehen die Stadtsilhouette beherrschen. Sie ist auch heute noch Hauptverkehrsstraße. In ihrem oberen Teil ist ihre Breite ausreichend, ihr unterer Teil dagegen, vor allem ihr Osteingang, den das mittelalterliche, nur 3,5 m breite Stadttor, überdeckt, kann den Verkehr kaum mehr bewältigen. Zur Behebung dieser Verkehrsmisere am Unteren Tor schlägt das Stadtplanungsamt eine Verbreiterung der unteren Hauptstraße vor: Die Häuserzeile ihrer Südwestwand soll beseitigt und zur Straßenfläche gezogen werden (Abb. 4). Dadurch würde das Stadttor seiner jahrhundertalten Funktion entkleidet. Nicht weniger schwer erträglich ist der Abbruch der Häuser der südlichen Straßenseite. Die Geschlossenheit der Hauptstraße ginge verloren und damit eines der besterhaltenen Straßenbilder der Stadt.

Aber gerade an der Erhaltung dieses Zustandes ist die Denkmalpflege aufs höchste interessiert.

Es hat schon in früheren Jahren nicht an Versuchen gefehlt, hier eine befriedigende Verkehrslösung zu finden. Ein Plan des Stadtbauamtes aus dem Jahre 1952 sieht einen Straßendurchbruch südlich der Hauptstraße vor (s. Abb. 2), der die untere Hauptstraße unberührt ließe. Er sollte, da er dem Stadtbild keine so große Opfer zumutet, erneut überprüft werden, zumal er den Verkehrsbedürfnissen nicht weniger gerecht wird als der neue.

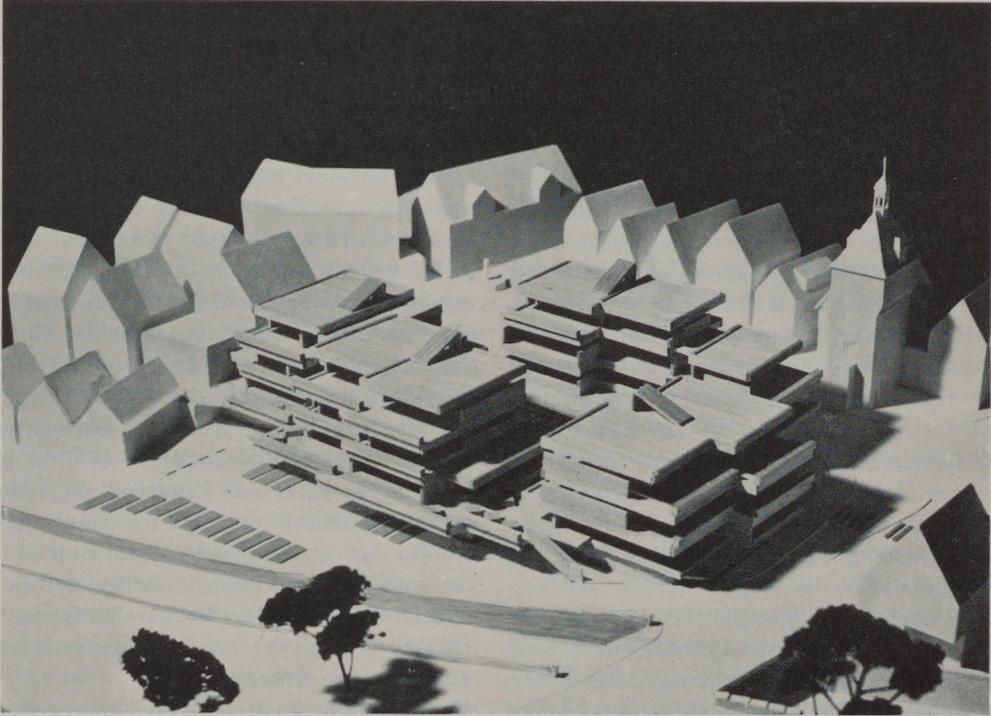
Sollte sich jedoch herausstellen, daß er nicht verwirklicht werden kann, ist zu fordern, daß die im Zusammenhang mit der neuen Straßenführung entstehenden Bauten sich dem Stadtbild einfügen. Diese Neubauten sind aber in modernster Form entworfen (s. Abb. 7). Vorgesehen ist ein aus vier Gebäuden bestehender Baublock, der sich um einen Innenhof mit Fußgängerpassagen gruppiert und im Erdgeschoß Läden verschiedener Größe, eine Gaststätte mit Café und eine Bank aufnehmen soll. In den oberen Geschossen sind Büroräume und Wohnungen vorgesehen. Diese Bauten sind uniform im Äußeren; viel Glas und Beton und natürlich Flachdächer sind für sie bezeichnend.

Wenn man es wirklich mit der Erhaltung des Altstadtbildes ernst meint – und die Stadterneuerung soll ja auch diesem Zweck dienen –, müssen sich die

an dieser Stelle geplanten Gebäude dem Ortsbild im Maßstab und in der Form anpassen. Auch von der Metter aus gesehen, kann nur auf diese Weise das ansprechende Stadtbild nicht verfremdet werden. Selbstverständlich denkt niemand daran, etwa alte Bauformen zu imitieren, aber es ist durchaus möglich, den gleichen Zweck mit weniger aufwendigen Häusern zu erfüllen. Es soll hier so modern als *nötig*, nicht als *möglich* gebaut werden. Über diesen Entwurf darf noch nicht das letzte Wort gesprochen sein. Was nun die Frage der Erneuerung bzw. Sanierung alter Bauten vom denkmalpflegerischen Standpunkt aus anbelangt, so ist die Instandsetzung eines gut erhaltenen Bestandes vom Technischen her gesehen kein Problem, besonders wenn es sich um das Äußere handelt. Es genügt meist neuer Verputz, unter Umständen verbunden mit der Aufdeckung eines gesunden Fachwerks und eine Farbgebung, die sich der Umgebung anpaßt. Im Innern der Häuser setzt die Sanierung ein, worunter von allgemeiner Verbesserung des baulichen Zustandes abgesehen, vordringlich die Einrichtung sanitärer Anlagen zu verstehen ist, da nur ihr Vorhandensein die Altbauten wieder attraktiv macht.

Für den Ersatz nicht wiederherstellbarer Bauten ist die einwandfreie Einordnung in die Umgebung maßgebend. Da die Parzellierung der Grundstücke in Bietigheim wie in allen schwäbischen Altstädten klein und meist schmaler als lang ist, ist der Giebel der Häuser in der Regel der Straße zugekehrt. Der Giebelbau bietet sich auch vom praktischen Standpunkt aus (Raumgewinn im Dach) von selbst an. Er soll überall dort wieder gebaut werden, wo er in einem geschlossenen Straßenbild vorherrscht. Ausnahmen können selbstverständlich durch die örtliche Situation notwendig werden. Das war auch schon in früherer Zeit möglich. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde z. B. unmittelbar am Marktplatz ein für die damalige Zeit großer Neubau errichtet, der mit seiner Langseite die Traufe der Straße zuwendet. Durch Aufbauten mit Giebeldächern hat der damalige Baumeister den Rhythmus der Giebel wieder aufgenommen (s. Abb. 6).

Zur Durchführung der Giebelform der Häuser wird der Erlaß einer örtlichen Bauvorschrift notwendig werden. Sie wäre zu ergänzen durch einen Leitplan zur Regelung der Farbgebung der Fassaden, um allzugroße farbige Gegensätze zu vermeiden. Auch die Außenreklame bedarf einer Genehmigung, soweit sie über die Ladenbezeichnung hinausgeht. Durch ein Übermaß an Reklame kann auch das beste Stadtbild verdorben werden.



7. Modellaufnahme zum „Einkaufszentrum“

### *Nachwort*

Auch außerhalb unserer engeren Heimat werden Stadterneuerungen projektiert. Die größte, architektonisch und baugeschichtlich wichtigste ist die Sanierung von Regensburg, zu der die Errichtung einer neuen Universität den Anlaß gab. Sie wird im Süden der Stadt errichtet, jenseits des Bahnhofs, dessen Gleisanlagen überdacht und bebaut werden sollen, wodurch sich der Schwerpunkt der Stadt nach Süden verlegt.

Es fehlt hier der Raum, auf Einzelheiten einzugehen, doch soll wenigstens auf das Wichtigste hingewiesen werden. Der ursprüngliche Plan, den Durchgangsverkehr durch die Stadtmitte in zwei Querachsen zu führen, wurde aufgegeben. Er wäre gleichbedeutend mit der Zerstörung des Altstadtbildes gewesen. Die Altstadt soll vielmehr in einer großen Verkehrsschleife umfahren werden, von der aus Stichstraßen in das Innere führen. Das erste weitergehende Pro-

gramm sah eine Wiederherstellung der Altbauten vor, deren Quartiere ausgekernt, aber bis auf den inneren Grundriß der Häuser erhalten werden sollten. Diesem Programm steht ein Minimalprogramm gegenüber, das sich mit der optischen Erscheinung des Stadtbildes begnügen will, dem Profil der Straßenzüge, im Kulissenbild der Wände und ihrer Silhouetten. Etwa notwendige Neubauten sollen sich diesen Richtlinien einfügen.

Es ist ein Plan, der sich mit dem Erreichbaren zufriedengibt, wenn nur die Stadt als solche überlebt und ihr altertümliches Wesen in die Zukunft hinübernimmt. Gemessen an der Größe von Alt-Regensburg wäre auch das in Westdeutschland ein Unternehmen ohne Vorbild. (Vergleiche dazu die Veröffentlichung „Stadt- und Gemeindeerneuerung“, Schriften des Instituts für Stadtbau und Raumordnung, Kohlhammer Stuttgart 1967, der auch die Planzeichnungen entnommen sind.)

# Hoheneck und Neckarweihingen im Kriegsjahr 1519

Von Walter Grube

Das Jahr 1519, durch die Kaiserwahl Karls V. und die mit ihr im Zusammenhang stehende Vertreibung Herzog Ulrichs ein Epochenjahr der allgemeinen wie der württembergischen Geschichte, hat über Städte und Dörfer unserer Heimat drückende Not gebracht. Die Ereignisse dieses bewegten Jahres gehören, vor allem dank der poetisch verklärenden Darstellung in Wilhelm Hauffs Roman „Lichtenstein“, zu den bekanntesten Vorgängen unserer Landesgeschichte. Dreimal innerhalb von sechs Monaten wechselte das Land seinen Herrn: Im Frühjahr verjagte das Heer des Schwäbischen Bundes den Herzog, der die Reichsstadt Reutlingen gewaltsam annektiert hatte, als Landfriedensbrecher; im August gewann der Vertriebene in einem verwegenen Blitzfeldzug sein Land zum größten Teil zurück; im Oktober mußte er es vor den herangezogenen Verstärkungen des Bundes wiederum und nun für lange Jahre räumen. Dreimal in sechs Monaten hatten die Untertanen dem jeweiligen Sieger zu huldigen, und dreimal suchten sich die Sieger mit ihren Kriegskosten an den Untertanen schadlos zu halten. Unter Plünderung und Brand hatten namentlich die Kerngebiete des Herzogtums zu leiden, weil im weiteren Umkreis der Landeshauptstadt die Truppenbewegungen am stärksten waren.

Eine wichtige Quelle für die Geschichte dieses Kriegsjahres ist die Feldkanzlei von Herzog Ulrichs Gegner, dem Bundesfeldherrn Herzog Wilhelm von Bayern. Da ihre Akten im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München verwahrt werden, sind sie für die württembergische Landesgeschichte bisher nicht eben häufig, für die Ortsgeschichte so gut wie gar nicht herangezogen worden. Zwei dort erhaltene Schriftstücke (Signatur: Auswärtige Staaten, Württemberg, Lit. 9, Bl. 205–206) lassen am Beispiel des kleinen Amtes Hoheneck am Neckar erkennen, wie der Krieg auch die von unmittelbaren Kriegsschäden verschont gebliebenen Orte traf.

Man weiß aus der klassisch gewordenen Darstellung jenes Zeitalters, dem Buch des Markgröninger Stadtpfarrers Heyd über Herzog Ulrich (Bd. 1, S. 590 f.), daß nach der zweiten Vertreibung Ulrichs der siegreiche Bayernherzog von Stuttgart aus am 20. Oktober 1519 allen vom Bund abgefallenen Städten und Ämtern befahl, ihm binnen drei Tagen fünfzig Gulden als Schirmgeld für ihre fahrende Habe einzulie-

fern. Der Befehl fügte an, falls das Amt „daneben von andern sondern personen sunst in ander wege ouch geschetzt worden“ sei, so solle man das zurückstellen und zuvörderst die fünfzig Gulden nach Stuttgart schicken. Der Bundesfeldherr rechnete also mit eigenmächtigen Kontributionen seiner Unterführer. Im übrigen ließ sein Befehl an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: er habe sie jetzt wiederum in des Schwäbischen Bundes „gnad und ungnad angenommen und erobert“; wenn das Geld nicht pünktlich eintreffe, werde er sein Kriegsvolk nicht länger zurückhalten können, „sondern müsten demselben vergonden und gestatten, wyter gegen euch zu handeln, des euch dan zu nit kleinem schaden reychen mocht“. Die Drohung mit dem Kriegsvolk, dessen Gewalttätigkeit in jenen Wochen Schrecken verbreitete, war ernst genug zu nehmen.

Da wir Hoheneck unter den Empfängern von Herzog Wilhelms Befehl finden, war es – was man bisher nur vermuten konnte (so Richard Stein in seiner „Chronik von Hoheneck“, 1921) – unter den im August bei Ulrichs Einfall vom Schwäbischen Bund abgefallenen Ämtern. Hoheneck hatte sich, was den kleineren Ämtern in politisch schwierigen Zeiten immer das Sicherste schien, eben der Mehrheit der württembergischen Ämter angeschlossen. Daß Herzog Ulrich seine Politik seit 1516 auf den „gemeinen Mann“ stützte, mochte ihm überdies gerade in Hoheneck, wo Kleinbürger, Weingärtner und Bauern den Ton angaben, überzeugte Anhänger verschafft haben. Obwohl hier der endgültige Übergang an Württemberg noch kein Menschenalter zurücklag (1496), war man gut herzoglich gesinnt; dazu wird nicht zuletzt beigetragen haben, daß die herzogliche Regierung dem kleinen Amt – zur Stadt Hoheneck gehörte als Amtsort nur das Dorf Neckarweihingen – seine Selbständigkeit garantiert hatte. Nun aber war Hoheneck mit der Mehrheit der Ämter dem Strafgericht des Bundes ausgeliefert. Von Plünderung und Brand waren die beiden Amtsorte selbst im bisherigen Verlauf des Krieges offenbar verschont geblieben; aber seit der Niederbrennung des benachbarten Erlachhofs (an der Stelle des heutigen Ludwigsburger Schlosses) durch einen Söldnertrupp des zum Bundesheer gehörenden Ritters Franz von Sickingen im Juni 1519 mußte man auch in Hoheneck auf das Schlimmste gefaßt sein.

Der Befehl des Bundesfeldherrn traf in Hoheneck erst am Abend des 22. Oktober ein. Am Tag darauf, an dem das geforderte Schirmgeld bereits in Stuttgart hätte abgeliefert werden sollen, richteten die „undertenig armeut“ Schultheiß, Gericht und Gemeinde zu Hoheneck und Neckarweihingen ein flehentliches Gesuch an den Bayernherzog. Aus diesem in München erhaltenen Schriftstück erfährt man, daß die beiden Orte unmittelbar zuvor tatsächlich bereits von einzelnen Truppenführern, nämlich den Hauptleuten des Kurfürsten von Mainz, der Bischöfe von Eichstätt, von Augsburg und von Konstanz um 350 Gulden „geschetzt und gestrafft“ worden waren. Diese für das kleine Amt unerschwingliche Summe hatte man „mit grossem merklichen verlust und schaden“ nur durch Anlehen auf die Güter der Amtsuntertanen eiligst aufbringen können und am 19. Oktober bezahlt. Außerdem hatten die beiden Gemeinden den „Brandmeistern“ der Bundestruppen noch fünfzehn Gulden für einen Schirmbrief entrichten müssen. Da die Truppe ihre Forderungen sogleich eingetrieben hatte, konnte man diese nicht mehr zugunsten des Bundesfeldherrn zurückstellen. Durch ihre Zahlungen aller Mittel entblößt, erklärten sich Hoheneck und Neckarweihingen außerstande, die von Herzog Wilhelm geforderten fünfzig Gulden zu geben, „wissen ouch die an kainen orten noch enden uffzebringen, ob wir schon gar von erb und aigen verjagt und verderbt werden solten“; man möge sie deshalb „umb Gots willen mit gnaden bedenken und sollliche funfzig gulden gnediglich erlassen“.

Ob die Hohenecker mit ihrer Bitte Erfolg hatten, hat

sich aus den Münchener Akten bisher nicht feststellen lassen. Von allgemeinerem Interesse ist wohl auch, was ihr Gesuch sonst für unsere Kenntnis jener turbulenten Tage aussagt. Man weiß schon aus Heyds Darstellung (Bd. 1, S. 588 f.), daß bei der seit 17. Oktober eingeleiteten Verteilung der bündischen Besatzungstruppen auf das Land das kurmainzische Kontingent nach Cannstatt gelegt wurde. Die Dislokation der Eichstätter, Augsburger und Konstanzer Truppenteile war bisher nicht bekannt. Hier erfahren wir nun, daß sie das württembergische Unterland in Besitz zu nehmen hatten und unterwegs Hoheneck heimsuchten; wären sie in Hoheneck oder Neckarweihingen selbst stationiert gewesen, so hätten dies die Bittsteller anzuführen gewiß nicht unterlassen.

Was denen von Hoheneck und Neckarweihingen widerfuhr, hatten in diesen Wochen Dutzende von Ämtern und Hunderte von Dörfern zu erdulden. Jeder Hauptmann zog auf eigene Faust und ohne Rücksicht auf die Kriegsartikel Kontributionen, „Schirmgeld“ oder „Strafgeld“ ein. Herzog Wilhelm, der Bundesfeldherr, konnte oder wollte das nicht verhindern; ihm war die Hauptsache, daß seine eigene Geldforderung mit Vorrang erfüllt wurde. Es war, wie ein beim Bundesheer Dienst tuender Ulmer Zahlmeister berichtet, ein „ganz wild irrig Leben und kein Gehorsam bei den Gewaltigen des Krieges, dann sie schätzen die Städt und Flecken über und wider Billigkeit, auch wider ihre Pflicht“. Der Untertan war all dem gegenüber wehrlos; er hatte in jedem Fall den Krieg zu bezahlen.



Aus Kiesers Forstlagerbuch 1686

Aufnahme Hauptstaatsarchiv

# Zeittafel auf der Ruine

Von Walter Kittel

Die Burgen alter Zeit und ihre Ruinen rings in unserem Land haben schon immer die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Manche liegen versteckt im Wald, aber viele auch auf hervorragenden Punkten im Gelände mit weiter Überschau über die Gebiete, die einst unter ihrer Herrschaft standen. Immer ist Geschichte und Sage um sie und immer wieder sind sie das Ziel des Forschenden, des Kundigen oder des einfach die Fülle der Erscheinungen Genießenden, des Wanderers und Erholungsuchenden.

In den letzten Jahren hat sich unter der Initiative seines für Natur und Geschichte besonders aufgeschlossenen Landrats Dr. Schauder der Landkreis Nürtingen darum bemüht, einige am Albrand gelegene Ruinen, die allmählich zu verfallen drohten, wieder instand zu setzen und besser zugänglich zu machen. Er fand darin die finanzielle und moralische Unterstützung der zuständigen staatlichen Stellen sowie – was besonders erfreulich ist – die praktisch-tätige Hilfe von privaten Kräften aus den Gemeinden, dem Albverein, der Feuerwehr und anderen Organisationen. Schließlich wirkten auch Pioniere der Bundeswehr mit, die man holte, als es über einen Burggraben eine stabile Holzbrücke zu schlagen galt; eine Aufgabe, an der sich ihr spezielles Können bestens bewähren konnte.

Der Auftakt für diese ganzen Arbeiten war gegeben, als im Spätjahr 1964 der Landkreis das Gelände der Ruine Rauber südlich Bissingen erworben hatte. So fand der jahrelange Appell von Oberlehrer Hug „Rettet den Rauber“ seine endlich-glückliche Erfüllung. Inzwischen ist der Landkreis darangegangen, weitere Ruinen in dieser Gegend, u. a. den Reußenstein und die Sulzburg, in ähnlicher Weise zu sichern und neu zu erschließen. Der lebhaft Besucht dieser Punkte in den beiden letzten Sommern gab denen recht, die sich im Interesse der Allgemeinheit um diese Aufgabe bemühten, weil sie in ihr mehr sehen als nur altertümelnde Romantik.

Um auch von seiner Seite zu der guten Sache etwas beizutragen, erbot sich der Schwäbische Heimatbund, aus eigenen Mitteln auf dem Rauber eine Tafel anbringen zu lassen, welche dem Besucher in kurzen Zeit- und Namensangaben etwas von der wechselhaften Geschichte dieses Platzes erzählt.



1. Tafel auf dem Rauber

Foto Kittel

Die Platte wurde von Bildhauer Pfeiffer aus Nürtingen in schöner Antiquaschrift aus geschliffenem gelben Jurakaalk gearbeitet und trägt folgenden Text:

Seit 1210 als Diepoldsburg genannt · 1303 durch die Herzoge von Teck an Oesterreich verkauft · 1326–1470 Wuerttembergisches Lehen wechseln der Adelsfamilien, danach adeliges Eigentum · zuletzt im Besitz der Speth von Sulzburg · seit 1406 als Doppelburg nachgewiesen: obere und untere Diepoldsburg · nach ihrem Zerfall im 16. Jahrhundert heißt die untere Diepoldsburg

## DER RAUBER

Die beiden unteren Zeilen, die auf der Reproduktion leider nicht lesbar sind, nennen Zeit und Veranlasser der Erneuerung:

Vom Landkreis Nürtingen 1964/65 erworben und unter Mitwirkung des Landes Baden-Württemberg erneuert.

Das Wappen auf der rechten Seite der Schrift ist das der letzten Burgbesitzer, der Herren von Speth. Es zeigte (wenn farbig ausgeführt) in rotem Schild 3 übereinanderliegende silberne heraldische Figuren, die teils als Schlüssel, teils als Wolfseisen gedeutet werden. Prof. Dr. Grube, der die historischen Angaben geliefert hat, empfahl, nur dieses Wappen als Belebung des Schriftbildes anzubringen, da das der ältesten Burgherren, der Herren von Diepoldsburg, nicht bekannt ist, während andererseits die Wappen der übrigen Vorbesitzer Teck, Österreich und Württemberg sonst vielfach vertreten und jedermann geläufig sind. Immerhin ist es interessant zu sehen, wie

oft im Lauf der 750 Jahre der Besitz von einer Hand in die andere wechselte.

Der Schwäbische Heimatbund hat die erforderlichen etwa 2000 DM gerne dafür aufgewendet, um das Interesse für die Geschichte der alten Burgen an einem solchen Beispiel zu wecken. Er wäre unter gegebenen Umständen auch anderswo zu ähnlicher Mithilfe bereit.

Angebracht wurde die Tafel rechts an der Mauer auf dem Vorplatz der Burg, den man, von der oberen Diepoldsburg kommend, über die obenerwähnte Brücke zuerst erreicht. Dort bietet sich nach links über eine niedere Brüstungsmauer der prachtvolle Blick gegen den Brucker Fels und die Hochfläche von Erkenbrechtsweiler. Tief unten liegt vor den Waldhängen die Sulzburg, am Horizont eben erkennbar die Ruine Hohenneuffen. Geht man von der Tafel auf der rechten Seite des Hofes einige Schritte weiter im Ruinengelände, so öffnet sich der Blick zur Teck, die mit scharfgeschnittenem Umriß die Waldkuppen überragt, während unten in der Tiefe der Ort Bissingen liegt und dahinter bei gutem Wetter eine weite Sicht in den Kirchheimer Raum sich ausbreitet, schließlich abgeschlossen durch die Höhen des Schurwaldes.

Manch einer wird die Inschrift wohl schon entdeckt und sich auch daran gefreut haben. Bei einer der Fahrten, die im Anschluß an die Jahresversammlung unseres Bundes in Kirchheim am 23. Juni zu einigen Burgen der Alb führen soll, werden unsere Mitglieder in größerem Kreis sich davon überzeugen können, daß hier etwas Sinnvolles im Namen ihres Vereins und in Übereinstimmung mit seinen Zielen – die Heimat zu pflegen, ihre Geschichte im Bewußtsein der Nachwachsenden lebendig zu erhalten und zu ihren Schönheiten hinzuführen – geschaffen wurde. Erfreulich auch, daß wir uns in diesen Bemühungen mit anderen Verbänden und mit Behörden der Gemeindeverwaltungen und des Staates einig wissen dürfen.

2. Zugang zur Ruine über den alten Burggraben

Foto Dr. Schahl

3. Blick durch den Vorplatz zum nördlichen Teil der Ruine

Foto Dr. Schahl

4. Aussicht gegen Westen: Brucker Fels, Neuffen (N), Erkenbrechtsweiler

Foto Dr. Schahl

5. Aussicht nach Norden: Teck (T)

Foto Kittel



2.

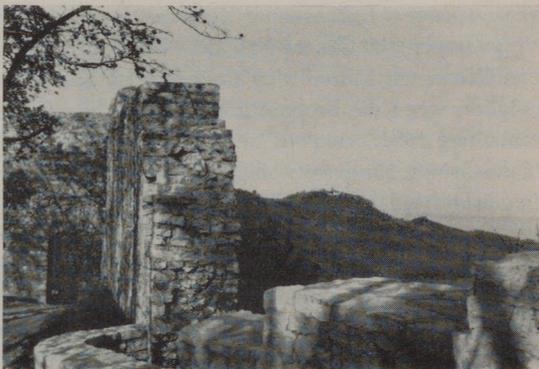


3.



4.

T



5.

# Übernamen im alten Gablenberg

Von Helmut Dölker

Es gibt eine Auffassung vom Werden unserer Familiennamen, die sie auf ehemalige Übernamen, gebietsweise auch Unnamen genannt, zurückführt, und es läßt sich sehr viel dafür sagen. Zwar wird die Einzeldeutung, um die es meistens geht, dadurch nicht leichter; aber die Namen lassen sich dann wenigstens unschwer als ein Stück des lebendigen Sprechens und damit des gesellschaftlichen Lebens, des volkstümlichen Lebens überhaupt erkennen. Sie verlieren dann die geschichtliche Ferne ihrer Entstehung, werden zu gewöhnlichen Schöpfungen der Menschen und treten dem Betrachter so nahe wie seine lebendige Umwelt. In dieser hat es ja Übernamen in Hülle und Fülle, und es wird sie stets haben.

Übernamen gehören zur menschlichen Gesellschaft und in sie. Es gibt keine größere oder kleinere Zahl von Menschen, die das Schicksal zum Zusammenleben, zum gemeinsamen Arbeiten, zur gemeinsamen Mahlzeit, zum gemeinsamen Spielen, zum gemeinsamen Feiern, zu gemeinsamer Freude oder auch zu gemeinsamem Leiden zusammenführt, in der man sich gegenseitig nicht mit Namen anriefe, die anders als die eigentlichen, als die amtlich gegebenen lauten. Beispiele lassen sich von der Familie über Wohnviertel, Büro, Werkstatt, Kindergarten, Schulklasse und Schule, über Tanzstunde, Skikurs und Tagung und über vieles andere leicht finden. Und das Bestehen von Übernamen allein schon zeigt unsere allem nach trotz den modernen Bedingungen der scheinbaren Entmenschlichung des Daseins unverwüsthliche Kraft sprachlicher Neuschöpfung nach uralten Gesetzen.

Eben diese sind es, die uns aus der Beobachtung des gegenwärtigen Lebens zum tieferen Verstehen des Vergangenen, in diesem Fall des Werdens unserer Familiennamen führen. Das ist jedoch natürlich erst möglich, wenn die Beobachtung nicht nur zur Belegsammlung führt, sondern auch gesicherten Einblick in die Gründe für den jeweiligen Übernamen gibt.

In glücklich gelagerten Fällen ist dieser möglich. Dann tun sich einem nicht selten ungeahnte Erklärungen auf, die für den Außenstehenden völlig unahnbar sind. Wie in einer Sammellinse bricht sich da in einem Namen alles, was man als Färbung durch Zeitgeist, Gesellschaftsklasse, Berufsstand, Lebensalter, persönliche Eigenart, Lebensumstände sowohl des Benannten

wie des Benennenden ansprechen kann. Und plötzlich sieht man in der Ferne die Möglichkeit, durch Anwendung solcher Erkenntnisse auf die Vergangenheit bei der Familienforschung auch neue Aufschlüsse über die intimeren Bedingungen des Alltagslebens früherer Jahrhunderte, über die Artung bestimmter menschlicher Gruppen, sei es in räumlicher, sei es in gesellschaftlicher Abgrenzung, zu bekommen. Man sieht aber auch die von gewissenhaften Forschern stets behauptete Unmöglichkeit, einzelne Familiennamen eindeutig zu erklären, jetzt immer mehr ein: ohne die Kenntnis aller sachlichen und menschlichen Umstände im Augenblick der Übernamentgebung muß es bei der Namendeutung bei einem „entweder – oder“ bleiben, und man kann von Glück sagen, wenn es bloß ein „oder“ ist.

Daß die persönlichen Unnamen zum alten Dorf, auch zur überschaubaren kleineren Stadt gehörten, läßt sich ohne Schwierigkeit noch heute erkennen. Das Beispiel, das Rudolf Kapff in der Einleitung zu seinem „Schwäbischen Geschlechtsnamen“ anbietet, daß man in einem Dorf durchaus noch unterscheidet zwischen dem, wie sich einer „schreibe“, und dem, wie er „heißt“, gilt auch unter veränderten Verhältnissen da und dort noch. Welche Rolle der Übername in der dörflichen oder kleinstädtischen Gesellschaft gespielt hat, wie selbstverständlich er allen vertraut war und mit welcher Sicherheit diese Bekanntschaft als ein Kennzeichen der heimatlichen Zusammengehörigkeit galt, das geht aus Zusammenstellungen hervor, die ältere Leute im ersten Drittel unseres Jahrhunderts aus ihren Jugend- und Mannesjahren hinterlassen haben.

Die Erkenntnis, daß alles rasch anders werde, daß zu viele Fremde eindringen und die alten Kreise stören, führte sie zu der Überzeugung, daß wenigstens die Erinnerung an die Zeiten der engen Geschlossenheit aller, sichtbar und greifbar in den Unnamen, erhalten bleiben sollte. Es handelt sich dabei nicht bloß um altbekannte Elegien im Sinne von „owê, war sint verschwunden alliu mîniu jâr!“ Gerade aus der Mitteilung des gesamten Bestandes der Unnamen eines Ortes lassen sich Schlüsse auf die den jeweiligen Schreiber überwältigende Einsicht ziehen, daß durch die Bevölkerungszunahme und die gesellschaftliche Verschiebung der menschliche Bestandteil der Heimat

in Gefahr und damit ihr Bild ins Wanken gekommen sei.

Vielleicht ist es unter solchem Blickpunkt nicht ohne Reiz, hier einen solchen „Rückblick auf 60 Jahre Vergangenheit“ mitzuteilen, den ein 67jähriger Gablenberger, A. Klumpp, „Wahrheitsforscher – Eintrachts u. Reelitätspfleger“ (wie er sich in der Unterschrift nennt), um 1920 geschrieben hat und dessen Niederschrift sich durch Vermittlung von August Lämmle in den Beständen der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde befindet. Vermutlich war es auch der Gedanke der Heimatpflege, der gerade nach dem ersten Weltkrieg in weiteren Kreisen sich ausbreitete, der den Verfasser zur Feder greifen ließ. In erster Linie gibt das Stück – es stellt einen Gang durch den Ort dar und nennt die Häuser samt ihren Bewohnern – einen Eindruck von der eigentümlich Gablenberger Art der Unnamengebung, in zweiter ein Bild von den vom Verfasser bemerkten und beklagten Zeichen der „neuen Zeit“.

Daß Gablenberg damals ein kleiner Vorort von Stuttgart mit Weingärtnerbevölkerung war, der schon im 15. Jahrhundert als „zugehöriges Weiler“ zu Stuttgart gehörte und deshalb keine Selbständigkeit hatte, dafür aber auf die enge Verbindung mit der „Haupt- und Residenzstadt Stuttgart“ stolz sein konnte, sei für diejenigen Leser gesagt, denen die Stuttgarter Geschichte nicht geläufig ist.

Der Originaltext ist in einer Schreibung gehalten, welche nach Möglichkeit die Laut- und Wortformen der Ortsmundart wiedergeben soll. Für den Druck mußte hier etwas ausgeglichen und manches auch folgerichtiger durchgeführt werden, als es im Manuskript der Fall ist. Trotzdem sind die persönlichen Kennzeichen der vom Verfasser angestrebten Form einigermaßen erhalten geblieben.

Das gilt auch im Blick auf die Unnamen selbst, die das Original im Unterschied zu bloßen Berufsangaben, Beiwörtern o. ä. in der Regel in Klammern setzt und mit einem Ausrufungszeichen versieht. Hier für den Druck ist auf Klammern und Ausrufungszeichen verzichtet; dafür sind alle Unnamen kursiv gesetzt. Zu manchen schwieriger zu verstehenden oder besonders beachtenswerten Namen wurde die schriftdeutsche Form oder auch eine kurze Erklärung jeweils am Ende der einzelnen Angaben in Klammern zugefügt. Im allgemeinen werden die Namen verständlich und in gewissem Sinn auch deutbar sein; daß jeder Deutungsversuch allerdings in die Irre gehen kann, ist oben gesagt. Man möge sich vielleicht einfach an den Wortbildern und an der Lautform erfreuen!

Im einzelnen bedeuten in dem nun folgenden Abdruck zwei Selbstlaute nebeneinander Länge des Lauts, zwei Mitlaute nebeneinander Kürze des vor-  
ausgehenden Selbstlauts; a zumeist in unbetonter Nebensilbe oder als zweiter Teil in Doppelselbstlauten meint den Neutrallaut, wie ihn das Schwäbische regelmäßig in seinen Endungen spricht (z. B. schreiba – d. i. schreiben); bisweilen soll die Schreibung mit ä die deutlich offene Aussprache eines e kennzeichnen (z. B. äbbes – d. i. ebbes = etwas; rächts = rechts mit dem schwäbischen Doppellaut). Für den Mundartforscher sei noch gesagt, daß der Verfasser den ei-Laut des Mittelhochdeutschen (z. B. in breit, eigen, Seil), falls er vor einem Nasenlaut steht, ausnahmslos mit oa wiedergibt (z. B. oaner, Boaner, Stoa[n]). Dies bedeutet für die Erkundung der überlieferten Mundartform gerade auf dieser Seite von Alt-Stuttgart eine beachtenswerte Hilfe. Einige wenige Sacherklärungen und Erläuterungen finden sich als Anmerkungen am Schluß.

Rückblick auf 60 Jahre Vergangenheit, altbürgerlicher Schilderung von einem nun 67jährigen Bürger selbst, und zwar in humoristisch historischer Art und Gedenkweise einer alten Gablenberger Bürgerschaft in dito gablenbergischer Mundart, oder: So hot mr äaba gsaet!

So fangt mr onta aa, bis oba naus, dees hoeßt, vorna d' Hauptstrooß nuff und henta raa, d' Saegaß, bis zum Lendaplatz.

Doo kommt zaerschta: der Schänder, der Seltareich, der Scharfriichter en de Eckleswiesa<sup>1</sup>, vo oos jonge der Kopfrabauer ghoeßa

Weiter honta a der Kreutschstrooß<sup>2</sup>: der alt Lendawirth Wäaber der dick Wäaber, der Freimaurer, s hot ghoeßa, er häb en Bond mit am Deufel

Noo glei zu däam saem letzta Noochfolger: der Lendawirth Rüale der Balládarar, der Oberlugabeutel – (Vielschwätzer)

Jetzt rüber en d' Hauptstrooß, onta lenks: em alta Reuter sae Haus em Schneider Reuter oder Reuter Schneider, mit saem Noochfolger der Schreiner Klompp der Tunellschreiner

Dernäabad der Rüaleslipp<sup>3</sup>, em alta Schultes<sup>3</sup> Bertsch, em Buttavogt sae Tochtermaa – (Buttenvogt) Noo a guats Stück weiter oba, au lenks: der Gäärsta Karrle, der Jächdler, der Du-Du-Du – (Jagdliehaber)

Weitar nüber a Stück, au lenks, der alt Wilhelm Krämer der Mauerles ond Schualgäßleskrämer Glei dernäabad der alt Schneider Bosch, der Boanerbosch, mit saem Stroofzögleng, saem Boschafritz.

A guats Stück weiter oba, der alt Woefß, was mer vo däam net woefßt, macht oem net hoefß.  
 Glei übram Gaarta drüba, der alt Wensch *der Hügelboog* – (?)  
 Aschließend an däan *der Welschkornäaber* mit saem Noochfolger, *der Lattakrämer* oder *d' Fuierlatta* – (Mais; männliches Schwein. – Latte wohl für Körperlänge; Feuerlatte)  
 Jetzt kommt s' grauß Haus mit vier Oegatemer, ontä bardär<sup>4</sup> räachts, der Schuamacher Zacher *der Plätzleszacher* mit saem Tochtermaa, der Schuamacher Bofinger *der Buchte* – (Spottname für Schuhmacher)  
 Ontä lenks der alt Laub *der Hommel* oder *Hagalaub* – (Hummel, Hagen = Zuchtstier)  
 Em ersta Stock räachts *der Haugamichele*, *der Alexius*  
 Em erste Stock lenks der alt Nanz *der Kirchananz*, *der Kirchadaußler* – (sonst als -dusler bekannt für Aufseher im Gottesdienst)  
 Jetzt goot's wieder ra en d' Hauptstrooß ontä, graad rüber vom Gäärsta Karrle, wieder a alter Nanz ond sae Tochtermaa *der Olgarüale*  
 Weiter om a Haus der alt Scheyng *der Gabelberger Heiland*  
 Dernäabad der Gäärstaheinar *der laang Gäärst*  
 A guats Stück weiter oba der alt März, der Burgamoester<sup>5</sup> ond sae Bua, der Jakob *der Jächdler*  
 Dernäaba der alt Häbeler mit saem Weib *d' Bauchläpple*  
 Aschließend a däan der kromm Hääbaler, *der Groofabääbaler* – Grafen-Heppeler  
 Weiter oba der alt Heckel, *der Wendfasser*  
 Noo der Gabreel Kärcher, derhenter dra der alt Kärcher, Burgamoester  
 Ond Höfles Kärcher mit saem Sprößling, saem David, *der Rautbart*  
 Glei näaba dem der Schneider Alt, *der Aberglaub*  
 Dicht näaba dem *der Höflesklompp*, *der Hemmadflaiger* – (nur mit dem Hemd bekleidet; fläugen = fliegen machen)  
 Jetzt kommt der alt Schultes Bertsch, *der Buttavogt*  
 Glei dernäabad der alt Müller, *der Stäffalesmüller*  
 Noo der alt Gäärst, *der Burgamoester*  
 Noo der alt Strauß, *der Bronnastrauß*  
 Weiter om a Haus, der Nanz, *der Krappananz* – (Krappe = Rabe)  
 Dernäabad wieder a Nanz, *der Schuirananz* – (Scheurrenanz)  
 Henta droba em Gängle alt Jonas Rüale, *der Felgbauadengler* – (felgen d. i. Arbeit im Weinberg; wer die Felghaue dengelt)  
 Noo kommt der Gabreel Krämer ond sae Enkale, der Gäärst, *der Stolperle*

Noo kommt der alt Traubawirth Krämer.  
 Jetzt 's Pfarragäße nuff, em Traubawirth sae Mietshäusle!  
 Dernäabad der alt Rüale, der schwaarz Rüale!  
 Näaba dem der Schuamacher Zielfleisch, *der Spitzelschuaster*  
 Dernäabad der alt Knaus, *der Schärschgeblasen* – (?)  
 Noo der alt Offterdengers Karrle, der Schuamacher Drobar dra der Määrz, der Weiwiirth zom Träuble, *der Knäpper* – (einer, der knappt, hinkt)  
 Dernäabad der alt Schneider Nanz, *der Amerekaner*  
 Noo kommt der Schreinar Rüale, *der Kappabagamar* oder *der Hilze* – (vielleicht verschrieben statt Hagenmaier oder -mann = Farrenhalter, -hölzern)  
 Noo der Maurer Rüale, sae Bruadar, *der Stoane* däam sae Bruader – (steinern)  
 Jetzt rübar uff de ander Seitä s' Pfarrahaus, mit am Pfarrer Wonderlich!  
 Onter am Pfarrahaus der Köngater, der Stoahauer!  
 Noo der Dürr, *der Barak*, noo der Schuamacher Pfeil!  
 Dernäabad d' Wiirthschaft vom Kaiser, vom Pflästarer!  
 Noo der Wilhelm Haug, *der Laang*  
 Näaba dem *der laang Müller*!  
 Noo *der schwaarz Dürr*, der Zemmermaa!  
 Jetzt ontä a der Pfarraströoß s' Mühlbronners Rosel mit iaram Friederle!  
 Noo der alt Becka Maser, ond der alt Haug!  
 Droober draa der alt Bertsch, der Burgamoester a der Kirch!  
 Jetzt de alt Kirach mit iaram historischa Heiland<sup>6</sup>  
 Derhenter der Kirachhoof mit äll däane alte ond jonge, moo schau da graasiga<sup>7</sup> ganga send ond Zwetschga ghüatä<sup>7</sup> hent, heutigsdags ka mer dees joo nemme, denn dia Kirchhoofwäg send äußerst ond peinlich reinlich, mer sieht fast koa Gräasle mae, ond d' Zwetschgabööm send au verschwonda, so hent de alte ond au de jengere em Daud noo en guata Zweck verfolgt, waas de heutige nemme möglich ist, se könnat höchstens no Stoaklötz, Stoakreuz ond drgl. hüatä<sup>7</sup>.  
 Jetzt kommt näaba der Kirach a alta Schuira, em Becka Strauß  
 Aschließend a dui em Becka Strauß sae Kaserna<sup>8</sup>, ontä bardär<sup>4</sup> räachts *der denn Wäaber* mit saem ältsta Zögleng, *der Gottsträflich* lenks däam sae Toochtermaa, der Schiebel, der Zemmermaa.  
 Oba räachts der Klompp, der Holzhäuer, *der Zibebadaved* – (Zibebendavid)  
 Lenks oba der alt Manawel<sup>9</sup> Strauß, der Maurer,

der *Lamech* ond dem sae Tochtermaa der Kärcher,  
der *jong Bolz*

Noo kommt s' Kenderschüale mit der einstiga Schwester Sara!

Dernäabad der Dausch am Kenderschüale! mit saem Tochtermaa der Rüale, der *Prophit* – (ob = Prophet? oder = Profit?)

Noo der laang Rüale, der *Laufamar* mit saem Noochfolger der Hoeda-Kärcher – (Beziehungen zur Stadt Laufen? oder von rascher Gangart?)

Dernäaba der Müllar, d' Gurgel oder der *Gurgelmüllar*!

Noo der reich Gäärst, noo a Bertsch, der *Lammbertsch* ond der Strauß der Lammwiirth, der *Beckastrauß*

Dernäabad der Selder im Hööfle!

Vorna der Erker<sup>10</sup> mit am *Erkerrüale* ond der *Locherhannesle*

Noo der Hirsch, früher em dicka Wäaber ond saem Noochfolger Strauß ond s. w.

Jetzt de alt Keltera vom Wäabar und sae Noochfolger der Aziser<sup>11</sup> Nirk!

Dernäabad der Gottliab Krämer, der *Herrkrämer*

A Stück weiter der alt Knaus, der *Holzspälter*

Noo der alt Rüale, der *Zornfuuß*

Dernäabad der *Schualhausnanz*

Jetzt s' Schualhaus mit am alta Schualmoester Grünewald *Kohlabrenner* – (die Schläge, die er gab, branneten wie Kohle)

Jetzt s' Kaltatäle<sup>12</sup> naus, vorna räachts der Schneider Nanz, der *Biedermaier*

Noo nuie Gäärta droba au räachts der Baroo vo Erb. Nochf. Toni!

Jetzt uff de lenk Seitä vom Kaltatäle, grad raa vom Toni, a Locher, der *Kropflocher* mit saem ältsta Zögleng der *Locharhelme*, *Weigartschütz*

Dernäabad der Rüale der *Negearsch* mit saem Weib d' Bötte – (vielleicht Näcketersch gemeint; die Bötin)

Noo der Kärcher, der *Abrahämle* mit saem Weib d' *Wachskugel*

Glei dernäabad der Kärcher der *Adämle*, der alt Bolz

Näaba dem onta am Berg der Krämer, der *Hä* –

(vermutlich Fragewort eines Schwerhörigen)

Grad nüber a Krämer, der *Hexakrämer* mit saem Weib *Hexakrämere*

Ober däam, mittla am Berg der *schwaarz Krämer*

Uff der andra Seitä weiter onta der Locher, der *Heckabeerle*

Ober däam a Stück der Krämer, der *Christöffalle*

Näaba dra wieder a Krämer mit saem Zögleng, der *Herravizer* – (Stutzer)

Dernäabad der alt Schreiner Lorenz mit saene zwoe Buaba *Saurüasel* ond *Saffrichquattle* – (Safran-Krokus; dicker Mensch mit watschelndem Gang)

Noo der Schneidar Walter mit saem ältsta, der (Käswalter)

Näaba dem der alt Single mit saem Noochfolger, der *Michelmaier*

Ober däam der alt Deyhle, der *Schätzera Dicker* ond sae Noochfolger, der *Bulverlaub* – (Pulverlaub)

Näaba dem der alt Schuamacher Stopp, der *Bergschuaster*

Noo a Dürr mit saem Weib, d' *Könige*

Noo a Scheung, der *kromm Scheung* ond der Eisa-braun, der *Gscheidle*

Der *Bergmüller* ond der *Bergnanz*, der *Christean*

Jetzt raa vom Berg onta am Bach der *Brücklesrüale* mit saem oana Buaba, der *Brüazkübel* ond sae Tochtermaa der *Bachschultes* – (Kübel zum Anrichten des Kurzfutters „Gebrühtes“)

Hentrem letzta em Eifallhaus<sup>13</sup> der alt Heckel, der *Bohnabeckel* ond der Gottlob Nanz, der *Naasalob* – (Gottlob mit auffallender Nase)

Jetzt rüber uff d' Bachensel, grad rüber vom alta Schualhaus der alt Maier, der *Stoobrecher*! ond sae Noochfolger, der Metzger, der *Waldmoester*!

Dicht dernäabad der *Polezeidäaner* ond der Orts-arrest!

Hinter dem der Glaser Haum ond sae Noochfolger der *Stompaadam*

Näaba dem der alt Iahle, der Metzger ond sae Noochfolger, der Schreiner Zieger!

Grad rüber uff däam freia Platz der Ludwig Rüale ond der *Selteralipple*

Grad rüber vo däane der Schmied Seybold ond der Angst der Feldschütz mit saem Noochfolger, der Jakob Dausch, der *Gönnewae*

Näaba dem der alt Kübler Scheung, s' *Bonnäbarle* – (zu Baum? zu Näber = Bohrer? zu Eber = Schwein?)

Noo kommt der alt Zemmermaa Dürr mit saem Noochfolger, der *Stoadrucker-Klompp*

Jetzt d' Hauptstrooß naa, oba der alt Becka Maser ond sae Benjamin!

Übram Bach hüba a der Hauptstrooß der alt Schultes Omgelter ond sae Gottliab, sae ältster, der *Läbsanft*

Noo a Marquard ond a Deyhle näabam Adler!

Noo der Adler vom Stoeger ond Strauß ond däane iare Mitbewohner der kloe Häbaler, der dick Müller, der *Koblenser* – (von Beziehung zur Stadt K.) ond d' Hebam d' Marquarde!



Hochzeitgesellschaft in Gablenberg, etwa 1890

Ubram Adlergarta drüba de zwoet Kaserna<sup>8</sup>, ontadrenna der Jakob Bofenger, der Wännau oba der Bofenger, der Rittmoester – (vermutlich nach Redewendung „wenn auch“), der Andräs Müller ond der Bofenger, der Amslapfiff

Dernäabad der Christian Krämer ond der Wegner Schell

Noo dernäabad a Locher, der Bronnalocher

Näaba dem der Strauß am Mäuerle ond de alt Offterdengere

Noo kommt der Phillipp Nanz, der Raemareißer – (einer, der Reime macht)

Ond der Müller, der Maulmüller

Jetzt über der Deichstrooß hüba der alt Dausch, der Hebammeler

Noo der Krämer, der Mößner, der Kirchadaußler – (vgl. oben)

Näaba dem a Selter, der Sauselter ond sae Jaköble! Dernäabad der alt Ändräs, der Müller, der Schützle mit saem Enkelsoo s' Kloofter – (Klafter, Längenmaß)

Noo der alt Käufer Marquard, der Faßreiter, dicht näaba dem der Häbaler, der Heiner, der Krottwiirth am alte Fuarsae, dernäaba dra! – (nach dem Handwerk des Küfers? oder o-beinig?)

Noo kommt s' Schlöble<sup>14</sup> mit am Schlöblesrüale mit saem oana Sooh, der Messe – (?)

Noo d' Brauerei zom Schlöble mit am Erhard Stickel<sup>14</sup>, der Kellargoest

Dernäabad der Waldschütz Deyhle ond der Müller, der Gattas – (?)

Noo der Raehard Nirk ond der Müller, der Badmüller



Freiwillige Feuerwehr Gablenberg, 1904

Darnäbad a Knaus, *der Dreck-Knaus*  
 Noo *der Rüalesheimerle* ond *der Rüaleslipp*, *der Lippas* – (nach dem Rufnamen Philipp)  
 Jetzt kommt *der Ommerle* mit saem Noochfolger  
*der Dittmann*, *der Gerber!*  
 Dernäabad d' *Krona* vom *Häbaler* ond saene Noochfolger,  
*d' Lädlesfrau*, *Nachtrieb* usw.  
 Näaba dra *der Omgelder*, *der Fäarschamichale* –  
 (*Fersenmichele*)  
 Noo *der Nirk* *der Azisar*<sup>11</sup> *zor Kelter* mit saem  
 Noochfolger *der Lädlesfritz*  
 Näaba dem *der alt Kärcher*, *der Brenntasuppakocher*  
 Noo s' *Eck* vom *Lendaplatz*, *der alt Schneider Six*  
 ond *der Metzgerlaub*  
 Jetzt nüber über da *Lendaplatz*, *vorna a der Saegaß*,  
*der Lendananz*, *der Brennastual*, *der Leinwäabar*  
 Dernäabad *der Stoeger* *der Stoffe* ond sae Nooch-

folger *der Laub*, *der Spännar* – (*Spinner*, *Mensch* mit  
 eigenartigen übertriebenen Gedanken)  
 Noo kommt *der alt Rommel* mit saem Noochfolger,  
*der Krämerfritz!*  
 Näaba dem *der Bodahöfer*, *der Stondahälter!*<sup>15</sup>  
 Noo *der Christian Gäärst* mit saem Noochfolger *der*  
*Rüalesheimerle*, *Musikheimerle*  
 Noo *der Gottfried Rüale*, *der buckalich*, ond sae  
 ältester, *der Millionarüale*  
 Noo kommt a *Deyle*, a *Nirk* ond a *Kärcher*, *der Bis-*  
*marck*  
 Jetzt wieder am *Lendaplatz* *vorna räachts*, *der Mül-*  
*ler* em *kleina Häusla*, *der Bazarmüller* ond sae äl-  
 ster, *der Knäasfermichel* – (= *Genefer?* zu *Nef* =  
 unruhige, nörgelige Person)  
 A guats Stück weiter henta *der alt Maurer Wochale!*

Dernäabad der Ramminger mit saem Weib, d' *Dreckliesel*

Jetzt henta nuff d' Saegaß lenks a Häbaler, a Nanz, der *Nenne* – (?)

Noo a Jakob Dausch, der *Vorstanddausch*

Noo kommt d' Laemsiaderei<sup>16</sup> ond dia Noochfolger, der Haug, der *Narrete* ond der Stoeger, der *Alleswischer*, noo wieder a Haug!

Näaba dem der Scheung, der Heilichapfläager!<sup>17</sup>

A guats Stück weiter oba der Feldschütz Deyhle mit saem ältsta d' *Specknasa*

Noo kommt der Kärcherfriederle, der *Willakärcher* – (wohnt in einer Villa oder träumt davon)

Näaba dem der alt Franz der Rüale, der *alt Franzabaladerer* der Ähne vom jonga; dem sae Noochfolger der Pflästarer Klompp – (vgl. oben)

Dernäabad der Deyhle, der *Laadaiseblarrer* ond der *Hommelkrämer* dem sae Vorfährer, der *Sauselter* – (ob = Plärrer d. i. Schreier? Landaisen – ein Gewand unten an der Sauhalde)

Näaba dem a Krämer, der *Mädleskrämer* mit saem oezicha Buaba der *Schnapsjakob*, saene zwoe Töchter, d' *Barone* ond de *schö Karlena*

Noo kommt a Küafar Marquard ond sae ältster, der *Jardeschreiner* – (?)

A Stück weiter a Nanz, der *Nanzastoffele*

Weiter om a Stück der Selter, der *Scharfeckselter* am Scharfagäße

Jetzt d' Sauhalda<sup>18</sup> naus lenks der Zeinerkarl, der *Raubörstich* – (kratzbürstig?)

No a Dürr, der *Schoggo* – (zu Schokolade?)

Jetzt uff de räacht Seite s' letzt Haus, der *Säubaldananz*

Weiter raezuas der Schuamacher Rüale, der *Gneiberle* – (Kneiper = krummes Schustermesser)

Näaba dem der alt Nanz, der *Radekaal* – (nach Lieblingsausspruch)

No der Rüalesheiner, s' *Käppsalle* – (Zündhütchen; leicht explodierend)

Näaba dem der Schuamacher Deyhle, der *Drotstangaapostel* – (Drahtstangenapostel)

No em Stolpergäße s' *schöne Dürra Christian*

Weiter vorna der alt Dürr, s' *Kutterbuschele* – (Kutterbüschel)

A guats Stück weiter henna a Offterdinger, s' *Pfannaküable* ond der Marquardskarle, der *Mappalapp* – (lautmalender Name)

Jetzt henta ra d' Saegaß lenks, näabam Maser, der *alt Hommelkrämer*

Dernäabad der alt Näf mit saem Sprösleng, der *Bombanäf* – (Beziehung zu Pumpe? oder, falls aus dem 1. Weltkrieg, zu Bombe?)

No a Dürr ond a Omgelder

No der Karl Rüale, der *Ables* – (?)

Näaba dem a Krämer d' *Mauba* – (?)

A guats Stück honta der Gottlob Gärst, der *Hattige* – (?)

Ontar dem der Philipp Offterdenger mit seiner *Xantippe* – (zänkisches Weib)

Jetzt rom gegam Lendaplatz hentar der Gerberei der Ramminger, der Wochale ond der *Bazarmüller* am Lendaplatz haerts auf mit däane Nama, Beinama ond Onama! De alt Baudere am Lendaplatz net vergessa, d' Muader vom Bauder, vom *Bappschab*, Liableng vom Stuaarder Bublekom – (vielleicht Zusammenhang mit der Leimsiederei, Anm. 16).

Jetzt no dia gewichtige Gablaberger Weibsleut. Oba uff am Berg d' *Köniche*, onta am Berg d' *Hexakrämere*, d' *Sybüllä an der Säubalda*, d' *Wachskugel* em Kaltatäle ond d' Baroneß von Erb, a *Mädleskrämere*, mittla em Flecka, a Schwester vo däara, de *schöö Karlena* em graußa Haus. A Stück dronter dra d' Häblere, s' *Bauchläpple* ond onta em letzta Haus lenks der *Olgarüale* mit seiner Olga.

Also oba uff am Berg d' *Köniche* ond onta em Flecka d' *Olga* – dees ist doch ganz gwüß äbbes, was mer net überaal trifft.

Dees send also so zemlich dia Nama vo däane alte Gablaberger. Waas dia Beinama oder Onama abelangt, so kommt dees dohäär, weils so viel gleichnamige Gablaberger gää hot. Seiets noo Beinama oder Onama, Männer ond Weiber sends gwää; der Maa hat sae Räacht ghet, ond 's Weib hot sich onter des beugt, grad so, wias en der Bibel stoht. Hosa hent se au koana traga, weder oba no onda, wia haetigstags d' Weibsleut, ond d' Männer bloß no Weibarmänner send ond schaffat ond eslat für däane Weibsleut iarn Staat ond iare sonstige Extraansprüch. Domols send d' Weibsleut no natürlich gwää ond aghärtnet onta wia oba, koan falscha Arsch, koane falsche Zöpf ond dgl. traga hent. Au koane falsche Zä oder falsche Dittla, ond 's Gsücht ist au net so falsch gwää wia heutigstags bei de Weibsleut. Dees ist no dui Zeit gwää, mo der Wengärter noo mit gschmierte Stiefel, Zwillach, Läädar oder Buxganhosa<sup>19</sup>, em Wammes ond mit am oböglata Hemmad (d. h. 's Weib hots am Tischeck nazoga, so hot mer früher böglet) mit Bendel vorna zemabonda, sogar vom Wengart weg, mit ogschmierte Stiefel uffs Stuaarder Rothaus ganga ist ond saene amtliche Sache erledigt hot. Dees ist dui Zeit gwää, mo 's Rickale ond 's Kätharle zom Bábale en Kaarz ganga send, mit der Konkl ond Spennrad ontram Arm ond gsonga

ond gspanna hent, mo der Ähne oder der Vatter hentram Ofa gsässa ist ond Welschkorn oder Bohna ausbrockelt, au Wengartband gschlitz hot, 's Most- oder au 's Weikrüagle uff am Ofa oder näaba sich ghet hot, mo der Dävad ond der Frieder iare nächtliche Bsüach gmacht hent, um de richtig Stimmung en Kaarz raizbrenget. Wemmer über des nochdenkt, no kennt mer grad moana, d'Leut seiet heutigstags ganz verkaert uff der Welt, se däanet uff am Kopf laufa, mo iar Verwondrong mit de Füaß auszdrucket, aber noa, des kaa net sae, denn doo tätmer zua viel onatürliche Sacha säa. Wie spennet noo heutigstags dia Weibsleut, anstatt der Konkl nemmet se de Spiegel end Haad, anstatt em Werk da falscha Zopf, anstatt der Spendl d' Huatnoodl. Anstatt em Spennrad rächter Haad de Schirm, lenker Haad de Herzgebockelta<sup>20</sup>, dees ist dui heutig Spennerei, dees hoeßt, daß ällas gschannt ist. Dees ist au dui Zeit gwäa, mo mer fast neks zbeißet ond neks znaget geht hot, mo 's ghoefse hot, 's ist koa Zeit, se kommt net wieder. Se ist selbichsmol do gwäa, en de fufzger Jahr, mo mer kaum no Bad<sup>21</sup> ghet hot, se ist wieder komma durch dean elenda Kriag, doch net so wia selbichsmol. Mer hot doch ällaweil no Brod ond guate Äbira ghet, was mer selbichsmol net ghet hot. Au hent sich d' Menscha uff sell liadrich Zeit na net viel bessaret, ond uff de jetzig Zeit na no viel weniger, em Gegatoel, se wäaret emmer liadriger. Oas wias ander schempft über die liadrige Zustand, aber koas denkt dra, besser zmachet, noa, oas suacht 's ander en der Liadrichkeit z'übertrompfet, ond wenn's no lang so rortgeht, no wisset die Elendsproduzenta überhaupt nemme, mo oder was se send, ond se kaeret wieder dort na zruck, mo se häarkomma send, vom Tiarreich ens Tiarreich; ob se dort ufgnomma wäarnt, ist no a graußa Frog, denn se send jetzt schau tiarischer als 's Tiar, ond ob's der Deufel holt, ist au no a graußa Frog, denn se send däam schau z'lüadrig, sonst hätt er's schau lang gholt, ond dia naetige Räumlichkeita vo der Höll send au nemme vorhanda ond ist nemme grauß gnuag, denn dui müaßt schau da ganza Weltraum einemma, ond worom send se denn so, wia se send, weil alles ond alles bloß noch däam oezige elenda Mittl Geld trachtet, emmer bloß em Übermoß sich az'eignet suacht ond koas gnuag kriaga ka. 's wurd aber no dui Zeit komma, mo dui Menschheit en Ekl dra faßt an iarem Liablengsgötza, denn schau hoeßt's, was tuane mit däam Geld? Fressa kann es net, au haert mr vo bargeldlause Zahlunga u. dgl. Wenn i früher schau eigseha hau ond gsae hau, des ist falsch, ond dui Zeit wurd no komma, no ben e der Dackl, der Walle,

der Esel gwäa, ond hot's ghoefsa, i stand net uff der Haeche der Zeit; jetzt send mer jo glücklicherweis mit däam Gelddeufel uff der Haiche der Zeit akomma, ond bloß dees hot däan Absturz verursacht. Michel! Michel! bleib honta, steig nemme so hauch nuff, sonst wenn da rafallst, no bist hee!

Des ist des Verzoehnis, d' Redensart (ond der Dialekt wia mer saet), vo de alte Gablberger, ond so äbbes alt gabelbergerisch därf net verlora gau ond ghaert amma heutige Gablberger Bürgerverei en 's Stammuach oder en d' Bibliodeg, wia mer saet, ei- verleibt, zo Nutz ond Fromma der Nochkommenschaft, wenn se au nemma so wäaret wia de alte, so isch doch a Erennerong a *dia alte Stäffesrutscher*, Läadar = Buxgäng = Zwillachhosa, Zwillachkittel, Wammes, Kappa, Pechstiefel ond Schnallaschua tragende Gablberger Burger, denn Burger send's gwäa aus em äffäff! Dia fremde, mo raekomma send, hent se bloß raegschmeckte oder raegflickte ghoefsa; natürlich hent des bloß dia saga kenna, mo no nia nausgschmeckt ghet hent. Ällardengs hent dia raegschmeckte ond raegflickte äaba schau z'viel drussa romgschmeckt ond romgflickt, ond dodurch ond damit däan übertriebena Goest ond Firlefanzen raetrage, ond des hot däane alte Gablberger net paßt. Au hent dia alte Gablberger nia däan heuchlerische, schaeheiliga Gruaß: „Grüaß Gott“ anander gegänüber ausgschprocha, sondern bloß a natürliches: „Kommst au?“ „Gota Morga“ ond „Got Nacht“\*. Doomit Schluß!

Jetzt ist Heu gnuag honta! Des ist au so a alter Ausdruck gwäa, ond: „Jo, jo Schwooger, kaascht mein Kräaba hau, aber halsa<sup>22</sup> muaßt a“, „da Budda kaascht schließlic au hau, 's fehlat bloß d'Halsa<sup>22</sup> ond a paar Dauga<sup>23</sup>. Henter der Schuira ontram Dachtrauf liagat se.“

Jetzed woef i weiter neks mae, als daß der Michael, der Sch... drecknanz noch Stuagert ens Türmle en der Kathrenastrooß verzoga ist. Dort hot er dia verschwondane Kostbarkeita as Tageslicht befördert.

\* Sot hoefsa: Guten Morgen und Gute Nacht. Aber so hot mer äaba gsait.

A. Klumpp

Wahrheitsforscher, Eintrachts und Reelitätspfleger

Da Schreiber dieses nun wohl auch bald den grasisen<sup>7</sup> resp. verkiesten gehen kann, so hielt es derselbe für seine Pflicht, solches einer Gablenberger Nachkommenschaft zu unterbreiten.

A. K.

# Verse von Christian Wagner (1835-1918)

Zum Gedenken an seinen 50. Todestag 15. Februar 1968

Schneeglöckchen drüben am Wiesensaum  
das läutet zum ersten, man hört es kaum.  
Maiglöckchen drunten im Waldestal  
das läutet den Sommer zum andernmal.  
Blauglöckchen droben am Bergesrain  
das läutet den Sommer zum dritten ein;  
ihr Dreiklang verkündet es hier und fern:  
Jetzt naht wahrhaftig der Tag des Herrn!

Wanderer stehe, kennst dein harter Sinn  
Kein Erbarmen mit den holden Kleinen?  
Blicke tiefer in ihr Auge hin  
Und die ihren blicken in die Deinen.  
Und ist nicht dein Fuß wie festgebannt  
Wenn sich bittend ihre Häupter regen?  
Wanderer, stehe, dies ist heiliges Land!  
Wanderer, kehre, geh auf andern Wegen!

Auszuraufen im Korn das üppig wuchernde Unkraut  
ging ich die Flur entlang,  
Von fern schon sah ich erglänzen, blau von Zyanen  
und tief purpurn vom Mohne, das Saatfeld.  
Zwar mich betrübend darob,  
doch wonniglich schwelgend im Anblick  
dieser unsäglichen Pracht gelobt ich:  
Nicht stör ich den Frieden, Flur, hochgöttliche, dir!  
Stets sei mir heilig die Schönheit! Nimmer verletz ich  
sie,  
gern vermiß ich die fehlenden Garben!  
Sprachs und wandle heim, stillfreudig und göttlich ge-  
hoben.

Heilig ist der Leib und was lebendig!  
Sei dein Wahlspruch immer und beständig;  
Vor dem heil'gen Leib sollst du dich scheuen,  
An des Leibes Kunstwerk dich erfreuen.

Mitgeteilt von Willy Birkert

## Anmerkungen zum Beitrag Dölker

<sup>1</sup> Eckleswiesen beim Gewand Ecklen in der Nähe des Orts; vgl. H. Dölker, Die Flurnamen der Stadt Stuttgart, 1933, S. 416 (Nr. 784). – <sup>2</sup> Kreuzstraße – Straßenkreuzung in der Nähe des Orts. – <sup>3</sup> Als nicht selbständige Gemeinde hatte Gablenberg keinen Schultheiß, sondern nur einen Heimbürgern im Sinne eines „Anwalts“, vgl. Karl Pfaff, Geschichte der Stadt Stuttgart I, 1845, S. 186. – <sup>4</sup> Parterre. – <sup>5</sup> Bürgermeister im Sinne der altwürttembergischen Gemeindedienste, etwa wie Gemeindepfleger; vgl. Schwäb. Wörterbuch I, 1537. – <sup>6</sup> Ein silberner Kruzifix soll einmal bei einem Kirchenumbau gestohlen worden sein; das Ereignis ist als örtliche Sage lebendig und hat den Gablenbergern den Necknamen Heilandsstehler eingetragen. Vgl. Hugo Moser, Schwäbischer Volkshumor, 1950, S. 50. – <sup>7</sup> „Den grasigen gehen, den verkiesten gehen“, „Zwetschgen hüten“ – es handelt sich hier um verhüllende Umschreibungen für „sterben“ und „begraben“ sein, wie sie sehr verbreitet sind. In der Wendung „Zwetschgen hüten“ liegt eine Vermengung vor aus der geläufigen „dem Mesner seine Hennen hüten“ und der Tatsache, daß an Friedhöfen auch Zwetschgenbäume wachsen können, deren Ertrag dem Mesner zufällt; vgl. Württ. Jahrbuch f. Volkskunde, 1956, S. 112 ff. (Dieter Narr) und Schwäb. Wörterbuch IV, 1637. – <sup>8</sup> „Kaserne“ für großes Mietshaus, was es in Gablenberg früher natürlich nicht gab. – <sup>9</sup> Wahrscheinlich Kurzform für Immanuel. – <sup>10</sup> Haus mit Erker auf freistehender Holzsäule; Gablenberg, Haupt-

straße 106; vgl. Dölker, Die Flurnamen der Stadt Stuttgart, 1933, S. 436 (Nr. 856). – <sup>11</sup> Akziser – ein Gemeindegam; hatte mit der Erhebung indirekter Steuern zu tun; vgl. Schwäb. Wörterbuch I, 122. – <sup>12</sup> Vgl. Dölker, Die Flurnamen der Stadt Stuttgart, 1933, S. 424 (Nr. 812). – <sup>13</sup> Gemeint ist wohl ein Haus, das schon eingefallen oder jedenfalls sehr baufällig ist. – <sup>14</sup> Das Haus Hauptstraße 75, das die Bezeichnung trägt, soll einmal einem Edelmann Hans Hack gehört haben. An dem Haus befindet sich eine Wappentafel mit Inschrift „Erhart Stichel 1602“; vgl. Dölker, Die Flurnamen der Stadt Stuttgart, 1933, S. 436 (Nr. 857). – <sup>15</sup> Der örtliche Älteste der pietistischen Gemeinschaft, der die Erbauungsstunde zu halten hat. – <sup>16</sup> Seestraße 34 und 36 war in der 2. Hälfte des 19. Jh. eine Leimsiederei. – <sup>17</sup> Kirchliches Gemeindegam; – Rechnungsführung; vgl. Schwäb. Wörterbuch III/1357. – <sup>18</sup> Geschätzte Weinberghalde bei Gablenberg; vgl. Dölker, Die Flurnamen der Stadt Stuttgart, 1933, S. 425 (Nr. 819). – <sup>19</sup> Buckskin. – <sup>20</sup> Der Herzgebockelte = der Geliebte, Liebhaber; Schwäb. Wörterbuch III/1529. – <sup>21</sup> Was ist gemeint? Vielleicht „Band“ zum Gebrauch im Weinberg? – <sup>22</sup> Halse = aus Weiden geflochtener Träger am Weingärtnerbütten. Dazu das Zeitwort halsen, Schwäb. Wörterbuch III/1075. – <sup>23</sup> Daube; Schwäb. Wörterbuch II/111. – Die beiden Fotografien sind um die Jahrhundertwende in Gablenberg aufgenommen. Sie werden hier wiedergegeben, weil sie dem Leser, abgesehen von ihrem lokal- und kulturhistorischen Wert, einigermaßen ein Bild von den Menschen geben, von denen in den Erinnerungen des Herrn Klumpp die Rede ist.

# Wimpfelings Carmen Heroicum auf Herzog Eberhard von Württemberg

Von Gottlieb Merkle

Ad illustrissimum Principem Eberhardum  
Wirtembergensem Theccensemque Ducent  
Hecato sithicon Panegyricum Congratula  
torium: Jacobi Wympehlingi: Sletstatini.

Preis- und Glückwunschgedicht in hundert Versen  
verfaßt von Jakob Wimpfeling aus Schlettstadt  
zu Ehren des Fürsten Eberhard,  
Herzogs von Württemberg und Teck

**H** Agnánime & prudens prudētū sūmus amator  
 Iusticie cultor; rígidus servator honesti **A**  
**Q**uo noua relligio & foelix achademía floret **B**  
 wyrtembergensis nactus virtute ducatum  
 Non est te melior quisq̄; non promptior vllus  
 Alter ad officium; facilm te aduentibus offers **C**  
 Ipseque respondes, mitis. grauitate retenta **D**  
 Nam te magnanímū mōstrat patientia, qua tu **E**  
 Vincere lasciuos didicisti fortiter hostes  
 Non ego magnanímū fateor; quē sola iurabit **F**  
 Vltio, contemnit prestans obprobria virtus  
 Ignoscitq̄; libens fraudes oblita malignas  
 Turpe est principibus, si nugas forte dolosq̄ **G**  
 Audierint quales nebulo deblaterat excors  
 Inuidus & tristis, veri contemptor & æqui  
 Si mox sancta putent que fallax enomit ore,  
 Inde sit vt princeps; facile qui credit; atrum  
 Estuet in bellum; paret arma, paretq̄; caballos,  
 Conuocet & proceres; hastas enses catapultas  
 Bombardasq̄; aptet vulcano & puluere plenas  
 At postq̄; seruens sanguis refriguit; & cum  
 In lucem prodit turpis fallacia; cumq̄;  
 Se videt elusum, iustis non posse tuēri  
 Bellis; in curas se precipitauit amaras:  
**T**u porro es sollers ac prudentissimus heros **H**  
 Quippe animi manifestasti prudentis acumen  
 Dum tu electores potuisti conciliare  
 Quos penē inuasit belli furiosa libido  
 Et cum dissimiles sibi non dilexerit vllus  
 Prudens fraterno Bertoldus iunctus amore est  
 Hennenbergensis tibi; quam Maguntia sacrum  
 Cernere pontificem sublimi culmine gaudet  
 Atq̄; tuo lateri comites assistere fidos  
 Auratosq̄; equites optas, legumq̄; pe ritos **I**  
 In quibus est maior sollertia; maius acumen  
 Ingenij; & multarum est experientia rerum

Hochherzig-kluger, zugleich auch erhabener Freund Du  
 der Klugen, / Auch der Gerechtigkeit Pfleger und stren-  
 ger Wahrer der Tugend! / Dir wird Erneuerung des  
 Glaubens verdankt und der Hochschule Blühen, / Der  
 Du Württembergs Herzog durch eigene Tatkraft gewor-  
 den. / Niemand ist besser als Du, und niemand jemals  
 bereiter / Zur Erfüllung der Pflicht; wer zu Dir kommt,  
 dem gibst du huldreich / Selber Bescheid voll Milde. Denn  
 in verhaltener Würde / Läßt die Geduld Dich immer hoch-  
 herzig erscheinen, mit der Du / Tapfer die übermütigen  
 Feinde besiegen gelernt hast. / Nicht kann als hoch-  
 herzig rühmen ich den, den lediglich Rache / Freut. Es  
 verachtet Beschimpfung die überragende Tugend / Und  
 sie verzeiht auch gerne vergessend häßliches Trugwerk. /  
 Schimpflich ist es für Fürsten, wenn unnützen Kram sie  
 und Listen / Hören müssen, die ihnen ein dummer  
 Schwätzer daherbringt – / Neidzerfressen und traurig,  
 Verächter des Wahren und Rechten. / Achten für unver-  
 brüchlich sie solch eines Schurken Gerede, / Dann kann  
 es sein, daß ein Fürst, der leichtgläubig war, sich zum  
 finstern / Krieg läßt entflammen, stellt Waffen bereit,  
 dazuhin auch Pferde, / Ruft die Ritter zusammen, läßt  
 Lanzen, Schwerter, Geschosse / Richten und die Ge-  
 schütze, die bergen Feuer und Pulver. / Aber nachdem  
 das siedende Blut dann wieder erkaltet / Und das Licht  
 darauf kommt die schlimme Gemeinheit, und wenn dann  
 / Sich der Fürst sieht getäuscht – daß Schutz nicht brin-  
 gen gerechte / Kriege –: dann hat er gestürzt sich so in  
 bittere Sorgen. / Du bist allezeit Herr der Lage, ein Held  
 voller Klugheit: / Hast Du bewiesen doch die Schärfe der  
 Klugheit des Geistes, / Als Du damals verstandst zu ver-  
 söhnen die Kurfürsten alle, / Die schon die wilde Lust  
 zum Kriegen fast hatte befallen. / Als sich alle befehdet  
 und keiner den anderen schätzte, / Hat sich in Bruder-  
 liebe von Henneberg Bertold, der kluge, / Mit dir vereint:  
 wie freut man in Mainz doch sehr sich, zu sehen / Ihn,  
 den Fürsten der Kirche, mit seinem ragenden  
 Haupte. / Und es steht Dir zur Seite – so willst Du's –  
 ein treues Gefolge, / Güldene Ritter und tüchtige Kenner  
 sodann der Gesetze, / Die über rechte Gewandtheit ver-  
 fügen und trefflichen Scharfsinn, / Die auf vielen Gebie-  
 ten besitzen auch ihre Erfahrung, / Die mit gelehrtem

Et qui seu studio, seu longo temporis vsu  
 Iusticie partes nouere profundius omnes  
**Q**ui non delirant sit pro ratione voluntas: **L**  
 Nempe susurrone, nugaces, blandiloquosq;  
 Assentatores spernis, famulosq; bilingues:  
 Veraces iustos prudentes diligis, audis. **M**  
 Castigas etiam fontes; ne vapulet insons  
 Nec sinis esse tuis prede, latrocinia terris  
 Nec sinis vt Druidum cleri populi, proceꝝve **N**  
 Ligna, lactus, arcēs, decimas, es, predia, vicos.  
 Occupet aus belli quisq; populetur in vmbra  
 Postq; ergo caesar te plene norat; & ac re **O**  
 Ingenium moresq; tuos; regimenq; beatum  
 Possesq; prudenter superandos agmen in hostes  
 Ducere; victorem facileq; euadere fortem  
 Te sibi perpetuo deuinctum munere foecit. **P**  
 Et propter meritū magno dignatus honore est. **Q**  
 Atq; inter proceꝝ voluit precellere pulchra  
 Sede, & honoratos intersplendescere patres  
 Teq; ducem ducibus voluit coniungere caesar  
 Quam bene decreuit regis sapientia, nam tu:  
 Vim virtutis habes; fidei seruator; asylum **R**  
 Iusticiae, prorsus nescis simulare, nec in te  
 Est aliquid ficti; sed veri pectus & æqui  
 Plenum; synceris nostrisq; per omnia feruet **S**  
 Religionis amor, ne cpace aut marte feroci  
 Principe te maior; nec dux prestantior armis  
 Integer es clemens constans moderatus & omnis  
 Vsq; adeo polles grauitatis acumine, summos  
 Inter vt heroas recte memor eris, & orbi **T**  
 Iure coliprinceps & dux mereare eberarde,  
 O vos foelices; genuit quos sueuisa, nam vos  
 Regia maestas ornauit priniepe claro  
 Quo patrie vestre nemo foelicius vnquam  
 Praefuit, aut rexit sapientius; en, meliora  
 Iam vobis sperare licet; nam nulla thyrainis  
 Vobiscum; sed lex, æquum, virtus dominatur **V**  
 Barbariem tollit foelix achademia priscam  
 Et iuste satrapæ opulo nunc presiciuntur **w**  
 Vna salus; patrie terrarumq; vnio facta est. **X**

Eifer, zugleich auch aus langer Vertrautheit / Wirken alle  
 als gründliche Kenner der Zweige des Rechtes, / Die nicht  
 meinen verblendet, die Willkür ersetze das Denken. /  
 Wahrlich, die Ohrenbläser, die Schwätzer und süßlichen  
 Schmeichler, / Sie verachtest Du alle, die doppelzüngigen  
 Sklaven; / Aber die ehrlich, gerecht und klug sind, die  
 liebst Du und hörst Du, / Strafst die Schuldigen auch,  
 damit nicht der Schuldlose leide, / Und Du lässtest nicht  
 zu, daß Räuber herrschen im Lande, / Lässtest nicht zu,  
 daß die Wälder, die Seen, die Burgen, der Zehnte, / Geld  
 und Güter und Dörfer des Klerus, des Volkes, des Adels  
 / Werden ein Opfer des Kriegs und jemand plünder im  
 Dunkeln. / Darum, nachdem Dich der Kaiser von Grund  
 auf erkannt und die Schärfe / Deines Geistes und Deine  
 Gesittung, Dein glücklich Regieren, – / Wußte, daß Du  
 verstehst, das Heer in die Feldschlacht zu führen / Gegen  
 den Feind, und daß leicht Du als tapfrer Sieger hervor-  
 gehst, / Machte er Dich durch ein unvergänglich Ge-  
 schenk sich verpflichtet / Und er hat hoher Ehren nach  
 Deinem Verdienst Dich gewürdigt. / Ja, unter Hohen (so  
 wollt' er) sollst Du Dich erheben auf schönem / Sitze; es  
 sollte Dein Glanz erstrahlen vor würdigen Ahnen, / Und  
 so wollt' Dich als Herzog zu Herzogen stellen der Kaiser.  
 / O, wie gut hat entschieden das weise Urteil des Königs:  
 / Hast Du die Kraft doch des Manns, bist der Treue  
 Wahrer, die Heimstatt / Dessen, was recht ist; Du  
 kannst ja niemals heucheln, noch ist auch / Irgend ein  
 Falsch in Dir: vom Wahren und Rechten erfüllt ist / Dir  
 die Brust, und durch alles erglöh die ehrliche Liebe /  
 Frommer Gesinnung. Im Frieden und auch im grimmigen  
 Kriege / Ragt über Dich kein Fürst hinaus, kein Herzog  
 an Waffen. / Untad'lig bist Du und milde, beständig,  
 maßvoll, und aller / Glanz erhabener Würde strahlt aus  
 von Dir immer, so daß man / Unter die höchsten Heroen  
 Dich füglich rechnet. Auf Erden / Giltst Du mit Recht als  
 ein Fürst, mein Eberhard, und als ein Herzog. / Glücklich  
 Ihr, die geboren Ihr seid im Lande der Schwaben; / Hat  
 unser Herr doch und König geziert Euch mit solch einem  
 Fürsten! / Glücklicher hat noch niemals in Eurem Lande  
 gewaltet / Je ein Herrscher noch weiser die Zügel ge-  
 führt: ja viel Beß'res / Dürft Ihr erhoffen Euch jetzt,  
 denn jetzt liegt keine Tyrannis / Auf Euch. Nein, das  
 Gesetz, das Recht und die Tugend, sie herrschen. / Wo  
 Barbarei einst war, ist der Hohen Schul' sie gewichen, /  
 Und jetzt erhält nach Gebühr das Volk seine Richter und  
 Vögte. / Heilbringend wurde erreicht die Einung der hei-  
 mischen Lande. / Einer nämlich ist Herrscher, ein Wille

*Vorbemerkung:* Der lateinische Text weist entsprechend der Druckweise der damaligen Zeit eine Reihe von Abkürzungen und verschiedene Druckfehler auf. In der deutschen Übersetzung sind diese aufgelöst und korrigiert. Die Übersetzung besorgte freundlicherweise mein Kollege Hans Widmann; aus seiner Feder stammen auch die nachstehenden Erläuterungen; ihm gebührt besonderer Dank.

*Erläuterungen:* Zu einzelnen Motiven des hier in bewußt naher Anlehnung an den Text übersetzten Gedichts in hundert Hexametern („Hecatostichon“) darf – ohne der Gesamtinterpretation vorzugreifen – folgendes gesagt werden:

Über Jakob Wimpfeling am ausführlichsten noch immer Joseph Knepper: J. Wimpfeling (1450–1528). Freiburg 1902 (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens

Vnus enim princeps, eadem lex, vna voluntas:  
 Et cum finitimis seruantur foedera; ciues  
 Vrbes, agricolas, clerum violentia nulla  
 Concute; & peragrat lætus dumeta viator  
 Et pax cum patribus cęsar quam sanxit apud vos  
 Intemerata manet; tuta est, tranquillaq; vita  
 Non latro, non raptor; & non impune satelles  
 Qui causam iustę sibi litis ab arbore rupit **Z**  
 Irruit in timidos infontes, & peregrinos  
 Tam crudele nefas facinus tam turpe feroxq;  
 Dux prohibes; siquidem meditaris acumine mentis  
 Cur tanta a superis tibi sit concessa potestas:  
 Quipe vt conferres patriam, defensor vt affis  
 Pupillis, viduis, clero, cultoribus agri  
 Atq; peregrinis, qui postquam limina rheni  
 Aut sęuie attigerint, sese euasisse latrones  
 Raptoreseq; putant; vestigia deniq; sancta  
 Exemplumq; pium iusto capis a friderico  
 Qui matris germanus erat; qui fundir us arces  
 Predonum strauit; & fecit itinera terrę  
 Tuta sic pulsis raptoribus, vt decet; ergo  
 Ultra fauromathas nigrosq; volauit ad yndos  
 Gloria fama decus friderici principis; & tu  
 Omnibus in terris celebrabere laude perhenni

### Finis Hecatosthycon

und einheitlich Recht gilt. / Und mit den Nachbarn verbinden uns Bündnisse: unsere Bürger, / Städte, Bauern, den Klerus kann keine Gewalt je erschüttern. / Ohne Sorge durchzieht, wer da reist, das Dickicht der Wälder, / Und der Friede, geschlossen vom Kaiser dereinst mit den Vätern, / Ungetrübt dauert bei Euch er; das Leben ist sicher und ruhig, / Nirgends ein Dieb oder Räuber. Nicht ungestraft stürzt sich ein Schurke / (Der sich vom Baume je brach einen Grund zu gerichtlichem Streite) / Gegen die furchtsam Unschuld'gen und die von auswärts Gekomm'nen. / Diese grausame Sünde, so scheußlich und wildes Verbrechen / Hältst Du, mein Herzog, fern, bedenkend mit scharfem Verstande, / Wodurch soviel verlihn an Macht Dir sei von dem Himmel: / Dazu gewiß doch, damit Du erhaltest das Vaterland, schützend / Waisen, Witwen, den Klerus, den ackerbebauenden Landmann / Und die Fremden, die immer, sobald sie die Grenze des Rheines / Oder von Schwaben erreicht, vermeinen, sie seien den Dieben / Und den Räubern entkommen. Ein heiliges Vorbild empfängst Du / Und ein Beispiel, ein frommes, von Friedrich, dem wahrhaft gerechten, / Der Deiner Mutter Bruder gewesen, von Grund auf die Burgen / All des Räubergesindels geschleift hat, die Wege gesichert, / Dadurch daß er vertrieben die Räuber, wie sich's gehört; drum / Über das Land der Sarmaten und dunklen Inder hinaus noch / Drang der Ruhm und der Ruf von Friedrich, dem Fürsten: so Du auch / Wirst auf Erden gewinnen allüberall dauernden Nachruhm!

Gesch. d. deutschen Volkes. Hrsg. v. Ludwig Pastor. Bd. 3, H. 2-4). Dort Näheres über die chauvinistischen Züge bei Wimpfeling (S. 72 f., u. ö.), seine Abneigung gegen den französischen Nachbarn (S. 71), seine bei aller Kritik positive Einstellung zum Klerus (S. 61 f., 65) – Motive, die im „Carmen heroicum“ mehr oder weniger deutlich anklingen. Zur Grundhaltung Wimpfeling's vgl. (neben historiographischen Werken wie *Fueter*) Richard *Newald*: Probleme und Gestalten des deutschen Humanismus. Berlin 1963. Darin über Wimpfeling: S. 346-368.

Zu einzelnen im Gedicht erwähnten Personen (bezüglich deren ich Herrn Prof. *Decker-Hauff* für freundliche Hinweise danke):

*Berthold von Henneberg* (1441-1504), geb. als das 12. Kind des Grafen Georg von Henneberg-Römhild; 1474 Domdekan, 1484 Erzbischof von Mainz. B. v. Henneberg bekämpfte die Hausmachtspolitik der Habsburger ebenso wie die einzelner Territorialfürsten; 1495, auf dem Reichstag zu Worms (auf dem Eberhard im Bart in den Herzogstand erhoben wurde) setzte sich B. v. H. unter anderem für die regelmäßige Einberufung von Reichstagen ein.

„Friedrich, der Deiner Mutter Bruder gewesen“ (qui matris germanus erat): Gemeint ist *Friedrich von der Pfalz* („Friedrich I. der Siegreiche“), 1425-1476, der Bruder von Eberhards Mutter Mechthild (ihr Vater:

Kurfürst Ludwig). Mechthild wird in erster Ehe mit Graf Ludwig von Württemberg verheiratet; nach dessen Tode vermählte sie sich 1452 mit Erzherzog Albrecht von Österreich (gest. 1463), dem Bruder des deutschen Kaisers Friedrich III. Mechthild nahm die Stadt Rottenburg (in der damaligen Grafschaft Hohenberg) zum Witwensitz, nachdem sie schon während ihrer (unglücklichen) Ehe mit Erzherzog Albrecht dort mehrfach geweilt hatte.

*Gedruckt* ist die Schrift, in der das „Carmen heroicum“ samt dem vom Verfasser stammenden Eigenkommentar enthalten ist, bei Johann *Prüss d. Ä.*, der, aus Herbrechtingen (Württ.) stammend (geb. 1447), 1474 in der Ingolstädter Matrikel erscheint und 1490 als Bürger zu Straßburg belegt ist, wo er von ca. 1480 bis zu seinem Tode (1510) eine Druckerei betrieb (Lit. hierzu in den einschlägigen biobibliograph. Werken von Charles *Schmidt*, Straßburg 1893; Jos. *Benzing*, Wiesbaden 1963; Albert *Kolb*, ebd. 1966). Die Druckausführung des „Carmen heroicum“ ist allerdings alles andere als fehlerfrei (z. B. *aus belli* statt *ars belli*, und mehrfach, vor allem finden sich Fehler in griechischen Wörtern: „Finis Hecatosthycon. Epithome Hecatosthici“, u. ä.); vgl. dazu den Stoßseufzer von Matthias *Schürer*, dem gelehrten Korrektor in der Prüss'schen Offizin, s. H. *Widmann*: Der deutsche Buchhandel in Urkunden und Quellen. Bd. 1. 1965, S. 280 f.

H. W.

Seitdem Jacob Burckhardt im Anschluß an den französischen Geschichtsschreiber Michelet „die Entdeckung der Welt und des Menschen“ als das Wesen der Renaissance gekennzeichnet hat, sah man in der Renaissance und in ihrer treibenden Kraft, im Humanismus, in der Regel den Beginn des Individualismus und die Morgenröte der Aufklärung. Man beachtete in der Renaissance besonders das subjektivistisch-revolutionäre Element, das uns typisch in dem Kreis des Erzhumanisten Konrad Celtis und noch mehr in der leidenschaftlichen Natur eines Ulrich von Hutten begegnet. Nachdem man aber im Renaissance-Menschen vorwiegend eine Durchbruchsnatur, deren Vollendung der Übermensch Nietzsches ist, zu sehen gewohnt war, wurde nicht bloß von einem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Christentum und Renaissance gesprochen, wie es etwa Ludwig Pastor tat, sondern es wurde auch das objektive und idealisierende Element, die positive Seite und Bedeutung des Humanismus für ein neues Menschenideal zu wenig beachtet.

#### 1. Das Anliegen des Humanismus

Diese positive Seite des Humanismus liegt zunächst in dem Streben nach dem Wesentlichen und Ursprünglichen. In historisch kritischer Methode sucht der von aufrichtiger Wahrheitsliebe beseelte Humanist ad fontes, d. h. zu den Quellen vorzustoßen. Zum Humanismus gehört ja die „Herrschaft des Quellenbegriffes und des Gefühls für Urkundlichkeit“<sup>1</sup>. Dabei wollte man sich in keiner Weise mit dem bloßen Wiederbringen der fontes begnügen. Man wollte zugleich die literarischen Quellen auch reinigen und durch strenge Textkritik in ihrer Ursprünglichkeit wiederherstellen. Als weiteres positives Element des Humanismus möchten wir das Streben nach dem Maßvoll-Vernünftigen hervorheben. Bei einem echten Humanisten hat die ratio, die Vernunft den Vorrang. Darum gab Erasmus seinem Freund Petrus Aegidius den Rat: „Vor allem bitte ich dich wieder und wieder: gewöhne dich, in allen deinen Vorhaben dich eher von deinem vernünftigen Urteil, als von der Wallung deines Gemütes leiten zu lassen“<sup>2</sup>. Schon in den Jugendbriefen des Erasmus spürt man das Bemühen, diese Lebensnorm bei sich selber zu verwirklichen, aus dem Primat der Vernunft zur Sachlichkeit zu kommen und nie das klare Urteil durch Extreme in Anschauung, Gefühl und Ausdruck zu trüben. Es darf in diesem Zusammenhang daran erinnert werden, daß auch der deutsche Humanist Rudolf Agricola den von Vernunft und Selbstbeherr-

schung getragenen Menschen über alle anderen Menschen erhebt und den Geist eines gebildeten Menschen als heilig (sacer) bezeichnet<sup>3</sup>.

Fast noch wichtiger will uns ein drittes Element im Humanismus erscheinen, das allerdings im zweiten schon anklingt, die Tendenz einer idealen Steigerung, die sich besonders im Menschenbild auswirkt. Der ideale Mensch erhebt sich nicht bloß durch die Vorranghaftigkeit der Vernunft über andere Menschen, er überragt in allen Bereichen des menschlichen Seins den Durchschnitt, besonders hinsichtlich der Tugenden das Alltägliche. So bringt der Humanismus eine neue ideale Steigerungstendenz, ein neues Menschenbild in der Richtung der Bevorzugung des Außergewöhnlichen, der Annäherung an das Übermenschliche und Göttliche. Nach humanistischem Sprachgebrauch kann man diese ideale Steigerungstendenz auch als Streben nach Heroisierung bezeichnen. Freilich muß hier sofort einem Mißverständnis vorgebeugt werden. Für die meisten Menschen, besonders in Deutschland, ist das Wort „heroisch“ mit der Vorstellung von etwas Tragischem verbunden. Der Humanist kennt in Wort und Begriff „heroisch“ kein Element des Tragischen, er verbindet vielmehr mit ihm das Bild von etwas Überragendem, Außergewöhnlichem und Gottähnlichem in der Geisteshaltung, Lebensführung und bis zu einem gewissen Grad auch in der körperlichen Erscheinung.

#### 2. Das Carmen Heroicum

In diesem Zusammenhang verdient das Carmen Heroicum auf den Herzog Eberhard im Bart von Württemberg besondere Beachtung. Das Gedicht, ein hekatosthicon, d. h. ein Gedicht von 100 Versen, erschien 1495 in Straßburg und ist das Werk des berühmten elsässischen Humanisten Jakob Wimpfeling von Schlettstadt. Der Titel bzw. die Überschrift lautet: „Ad illustrissimum Principem Eberhardum wirthembergensium Theccensemque Ducem Hecatosthicon Panegyricum Congratulatorium: Iacobi wimpfelingi: Sletstatini.“ Das Glückwunschedicht steht in direktem Zusammenhang mit der Erhebung des Grafen Eberhard zum Herzog im Jahre 1495. Eberhards alter Freund Gabriel Biel war zwar der Meinung, die Ehre werde dem Land wenig frommen<sup>4</sup>, im übrigen aber wurde die Erhebung des Grafen zum Herzog, die am 21. Juli 1495 unter freiem Himmel zwischen der Karmeliterkirche und St. Martin in Worms stattfand, sehr gefeiert. Auch der Speyrer Stiftspropst Friedrich von Nippenburg ließ den Herzog durch den ihm befreundeten Jakob Wimpfeling

glanzvoll besingen. Er fügte dem Carmen Heroicum Wimpfelings noch ein eigenes Huldigungsschreiben bei. Der Dichter selber ließ dem Carmen auch eine „Epithome Hecatosthici“ in Form eines comentarium hecatostychon, also eines Kommentars zu den 100 Versen folgen. In dem Gesamttitel dieser drei Teile wird das Glückwunschsreiben, das bei Johann Prüss in Straßburg noch im gleichen Jahr gedruckt wurde, als „carmen heroicum“ bezeichnet<sup>5</sup>. In dem oben erwähnten Kommentar gibt Wimpfeling eine Definition davon: „Heroicum est carmen, quo praeclara magnificaque heroum ac principum gesta decantantur.“ (Heroisch ist ein Gedicht, in dem die glänzenden und großartigen Taten der Heroen und Herrscher besungen werden.)

### 3. Das humanistische Element im Carmen Heroicum

Es geht nicht darum, die einzelnen Punkte des Gedichtes im Blick auf das Leben und die Taten des Grafen genau zu untersuchen. Vielmehr soll gezeigt werden, in welchem Geist das Gedicht geschrieben ist und welche typisch humanistischen Begriffe und Worte zur Charakterisierung verwendet und in welchem Umfang und welcher Art die Tugenden des Herrschers gerühmt werden.

Zunächst ist festzustellen, daß durch das ganze Carmen hindurch sich die Absicht, den Herrscher in heroischem Licht zu zeigen, verfolgen läßt. Seine Taten in Krieg und Frieden, vor allem die Bewährung im Bereich des Ethischen werden so geschildert, daß sie Bausteine für ein ideales Bild des Herrschers liefern. Das Steigerungsprinzip wird gleich in der Anrede sichtbar: „Magnanime et prudens prudentium summus amator, iustitiae cultor rigidus servator honesti“ (großmütiger und kluger höchster Liebhaber der Klugen, strenger Hüter der Gerechtigkeit, Hüter des Ehrbaren). Kurz und bündig wird Eberhard als Heros bezeichnet: „Tu porro es sollers ac prudentissimus heros“ (Du bist in Wahrheit ein gewandter und sehr kluger Held). „Der König handelte (mit Weisheit) bei der Erhebung des Grafen zum Herzog, denn du hast die Kraft der Tugend“ (vim virtutis habes). Eberhard ist ein Schützer des Glaubens, ein Asyl für die Gerechtigkeit. Nichts Falsches ist an ihm. Er wird in Krieg und Frieden von niemand übertroffen. Der Herzog ist unbescholten, milde, beständig, maßvoll. Er hat ein Höchstmaß, d. h. ein Höchstmaß der Erhabenheit erreicht (gravitatis acumine; acumen ist ein Lieblingswort Wimpfelings). „Mit Recht wirst du zu den größten Heroen gezählt“ (summos inter ut heroas recte memoreris).

Seine Geduld weist ihn als großmütigen Menschen aus (magnanimum monstrat patientia). Immer wieder muß Wimpfeling die Großmut des Herzogs rühmen, die sich nicht der Rachsucht bedient und sich zu nichts Unbesonnenem hinreißen läßt. Diesem Herrscher ist nach Wimpfeling ewiger Ruhm sicher.

In seinem Kommentar zu dem Gedicht stellt Wimpfeling nochmals einen Tugendkatalog von Eberhard zusammen. Darin finden wir wieder die spezifisch humanistisch klingenden Tugenden wie constantia (Beständigkeit), temperantia (Mäßigung), gravitas (Würde und Erhabenheit), magnanimitas (Großmut), Klugheit (prudencia), iustitia (Gerechtigkeit). Dazu kommen spezielle Herrschertugenden und natürlich spezifisch religiöse Tugenden wie fidei constantia (Festigkeit im Glauben) und die Grundtugend Frömmigkeit (religio). Mit besonderem Nachdruck hebt der Verfasser die Großmut, die Klugheit, die Vorliebe für kluge Menschen und an erster Stelle die Gerechtigkeit hervor. Eine Tugend, die bei vielen Herrschern eine Seltenheit ist, wird von dem Humanisten bei Eberhard noch extra hervorgehoben, die humanitas, die Menschenfreundlichkeit, die menschliche Herzensbildung (laudatur dux ab humanitate in quibusdam principibus rara). Die gravitas, die magnanimitas und longanimitas, die würdevolle Haltung, die Hochherzigkeit und Seelengröße und schließlich die Langmut zieren den ausgezeichneten Mann (excellens vir), mit dem Graf Eberhard gemeint ist. Es ist für die geistige Herkunft einer solchen Seelenhaltung aufschlußreich, wenn Wimpfeling im Zusammenhang mit magnanimitas die Ethik des Aristoteles, Tullius (Cicero), Juvenal und Seneca, also Männer der Antike zitiert. Sollen wir uns wundern, wenn Wimpfeling in seinem Kommentar zum Carmen Heroicum schließlich begeistert ausruft: „Tu porro autem Heros princeps“ (Du aber bist fernherhin als Fürst ein Heros) und schließt mit dem Wunsch: „O Germanorum dux Eberarde decus. Dij tibi dent vires: a te nam cetera sumes. Sint modo virtuti tempora longa tuae“ (O Herzog Eberhard Zierde der Deutschen. Die Götter mögen dir Kräfte verleihen, denn das Übrige nimmst du von dir selber. Wenn dir nur ein genügend langes Leben zum Wirken geschenkt wird. Der Tugend möge eine lange Zeit gehören).

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf das Begleit-schreiben, das der Auftraggeber Friedrich von Nippenburg dem Carmen Heroicum Wimpfelings mitgab. Auch ihm ist Eberhard der „illustrissimus princeps“ (der erlauchteste Herrscher), dessen hervorragende Herrschaft in einem wunderbaren Glanz

erscheint (*hoc mirifico et immenso illustris tuae dominationis splendore*), der sich in vielen anderen Dingen auszeichnet (*rebusque aliis innumeris excellentem*) und an dem er die „*eximias ac ineffabiles suas virtutes*“ (seine hervorragenden und unaussprechbaren) und die sehr großen, bedeutenden Tugenden (*maximas et amplissimas virtutes*) rühmt. Der Propst bestellte das Glückwunschgedicht „*pro immortalis amplitudinis et magnificentiae tuae memoria*“ (für das unsterbliche Andenken deiner d.h. des Herzogs Erhabenheit und Hoheit). Zweimal redet er auch von der *excellencia* des Herrschers, dem gegenüber die Familie der Nippenburger sich sehr ergeben weiß (*deditissima*). Die von Friedrich von Nippenburg benützten Beiworte wie *nobilis* und *magnificus* (vornehm), *generosus* (hochherzig), *gloriosus* (ruhreich), *amplissimus* (großartig), *excellens* (überragend), *illustris* (berühmt), *magnanimus* (großmütig) usw. liegen alle in der Richtung einer idealen Steigerungstendenz, ähnlich wie die häufige Verwendung von Superlativen wie *illustrissimus*, *gloriosissimus*, *erudissimus* (sehr gelehrt). Sie wollen bestimmte Personen im Bewußtsein der Mitmenschen in eine Sphäre des Idealen, ja Übermenschlichen, erheben. So entwirft das *Carmen Heroicum* des Schlettstädter Humanisten von Herzog Eberhard ein erhabenes Bild, in dem der württembergische Herrscher als eine maßvolle, beherrschte Persönlichkeit von hoher Tugendhaftigkeit und Seelengröße in triumphalem Glanz gezeigt wird. Seine Untergebenen empfinden ihm gegenüber eine große Distanz und sind ihm in Bewunderung und Devotion ergeben.

#### 4. *Das Carmen Heroicum und das humanistische Menschenideal*

Das von dem Humanisten Jakob Wimpfeling und seinem Auftraggeber Propst Friedrich von Nippenburg entworfene literarische Bild von Herzog Eberhard im Bart weist deutlich humanistische Züge auf. Es zeigt eindeutig die Tendenz, den Herrscher zu einem ganz außergewöhnlichen Menschen, zu einem Heros zu machen. Diese Heroisierung gründet ganz im Ethischen, wie es der humanistischen Tradition entspricht. Die zur Charakterisierung von Eberhard als Heros benützten Beiworte und stark hervorgehobenen Tugenden sind der humanistischen Vorstellungswelt und ihrem speziellen Sprachschatz entnommen. Bereits bei Francesco Petrarca (1304–1374), der nach seinem Aufenthalt in der Einsamkeit bei Avignon an italienischen Fürstenhöfen und zuletzt bei Padua lebte, finden sich die Formen für die humanistische Steigerungstendenz. Georg Weise hat

dies deutlich gezeigt: „Schon bei Petrarca findet sich durchweg die Stilisierung der Menschen des Altertums ins Würdevoll-Erhabene und zu übermenschlicher Größe des Wollens und der Seele, eine heroisierende Erhöhung, für die die Begriffe der *gravitas*, *dignitas*, *maiestas*, *amplitudo*, *magnitudo animi*, *magnificentia*, *generositas*, *celsitudo animi* etc. als ethische Ideale maßgebend sind . . . Cicero und Seneca haben in erster Linie die Normen und kennzeichnenden Worte für die heroisierende Steigerung geliefert“<sup>6</sup>.

Demnach geht das humanistische Menschenideal bis auf die Antike zurück, und wir möchten hinzufügen: auch das Wort und der Begriff des Heroischen. Wir haben in unseren Ausführungen unter heroisch nicht das Heldenhafte und vielfach Tragische gesehen, sondern damit die Vorstellung von etwas Außergewöhnlichem, ja fast Göttlichem verbunden. In diesem Verständnis erscheint der terminus „heroisch“ in der Antike, und zwar in der nikomachischen Ethik des Aristoteles. Hier nimmt der Stagirite neben der gewöhnlichen Tugend eine noch vollkommene Tugendhafte Haltung, ein Übermaß der Tugend an und nennt sie „heroische oder göttliche Tugend“<sup>7</sup>.

Dieses bei Petrarca so klar ausgeprägte Ethos mit seinem besonderen Sinn für das Große und Bedeutende und seinem neuen Sinn für geziemenden Ernst und eine durch hohe Ziele bestimmte Lebensführung und Kraftentfaltung, die den Menschen über den Bereich des Alltäglichen ins Erhabene, ja in die Sphäre des Göttlichen, des Heroischen erhebt, wird in der Zeit der Renaissance bestimmend. Es formt besonders in der Zeit der Hochrenaissance und des Humanismus die Lebensäußerungen und wird Lebensinhalt, weil es immer mehr auch in die volkstümlichen literarischen Strömungen eingedrungen war. Wie sehr dieses heroisierende Menschenbild über Italien hinaus auch in Deutschland wichtig wurde, dürfte das *Carmen Heroicum* auf Graf Eberhard deutlich gezeigt haben. Ja es scheint, daß seine Bedeutung nach 1500 noch größer wurde, allerdings nicht überall. Ein typisches Beispiel dafür ist die Einleitung und Widmung, die Friedrich Nausea seinen dreihundert Homilien, Köln 1530, als *epistola nuncupatoria* vorausschickt<sup>8</sup>.

Nausea (latinisiert aus Grau), 1496 zu Waischenfeld-Bamberg geboren und 1552 in Trient gestorben, war Nachfolger des Bischofs Fabri in Wien. Seine hervorragende humanistische Bildung ist bekannt. Die Predigten sind dem Kurfürsten und Erzbischof von Mainz, Albrecht von Brandenburg, gewidmet. Dieser war ein eifriger Gönner der Humanisten. Man sagte

ihm einen wenig erbaulichen Lebenswandel und eine etwas schwächliche Amtsführung nach. Trotzdem entwirft Nausea von ihm ein ideales Bild. Wir lesen über ihn in der Widmungsepistel u. a.: „Was kann Göttliches von Gott den Sterblichen gegeben werden, was sich nicht in Dir in ausgezeichneter Form und in reichster Fülle finden ließe. Welch hoher heroischer Körperwuchs ist Dir in besonderem Maß eigen! Welch große huld- und würdevolle Form! Welch ein fester Blick? Welch glückliche geistige Veranlagung. Welche Festigkeit der Glieder. Welche Statur? Welches Benehmen? Wie viel sonst noch? Hat Dich nicht der Dichter bildhaft gemalt, indem er so Dich besingt. In Deinem Antlitz und in Deinen Schultern bist Du Gott ähnlich<sup>9</sup>.“ Diese Heroisierungstendenz bleibt bis zum Ende des Barocks und des fürstlichen Absolutismus in Literatur und Kunst wirksam.

Es wurde versucht, das *Carmen Heroicum* Wimpfeling's auf Herzog Eberhard als ein Dokument für die ideale Steigerungstendenz des Humanismus und als Beitrag zum Verständnis des humanistischen Menschenideals aufzuweisen. Aber nicht bloß bei Jakob Wimpfeling, auch bei anderen Männern seiner Zeit wird die Person und das Werk des Grafen Eberhard ins Ideale gesteigert und heroisiert. So ruft Albert von Bonstetten, der Dekan des Stiftes Einsiedeln, dem Grafen zu: „Vale princeps justissime, Suevorum sidus meusque crispus Apollo“ (Leb wohl gerechter Fürst, Du Schwabens Stern und mein krausgelockter Apollo<sup>10</sup>). Gustav Bossert schreibt in seinem Buch über Eberhard im Bart: „Der vaterländische Dichter Heinrich Bebel, Professor in Tübingen 1497–1515, pries den Fürsten, der die Tugenden der berühmtesten Helden des Altertums in sich vereinigte, in zahlreichen lateinischen Gedichten. Und immer neu ertönte des edlen Herren Preis. Philipp Melancthon und Joachim Camerarius hielten im 16. Jahrhundert Ehrenreden auf Eberhard ... Sebastian

Brant, der scharfe Kenner menschlicher Schwächen, weiß nichts Herrlicheres und Edleres in Deutschland als Eberhard<sup>11</sup>.“ Am eindruckvollsten und kürzesten in klassisch humanistischer Form schrieb Johann Fergenhans, Propst an der Tübinger Stiftskirche und erster Kanzler, Rektor der Universität, unter dem Namen Naclerus bekannt, der väterliche Freund des Herzogs über Eberhard „Hoc vivo stetit, hoc cecidit Germania lapsa“ (Deutschland stand fest so lang er lebte und sank mit seinem Tod).

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Wackernagel, Humanismus und Reformation in Basel, 1924, S. 210. – <sup>2</sup> Mestwerdt, Die Anfänge des Erasmus, 1917, S. 196. – <sup>3</sup> Mestwerdt a. a. O., S. 170. – <sup>4</sup> Vgl. Gustav Bossert, Eberhard im Bart, Württ. Neujahrsblätter 1884, 1, S. 49. – <sup>5</sup> Der Gesamttitel lautet: *Ad illustrissimum Principem Eberardum: wyrtenbergensem: Theccensemque ducem. Carmen Heroicum. Hecatosticon. Cum eius explantatione: Que nonnulla principibus decora. Et rebus publicis salutaria continet Jcobi wynpfelingij Sletstattini.* – <sup>6</sup> Georg Weise, Italien und das heroische Lebensgefühl der Renaissance, Germanisch-Romanische Monatschrift, 1934, S. 338. – <sup>7</sup> Zitiert nach Hofmann, Die heroische Tugend, Münchner Studien Heft 12, 1933, S. 4. – <sup>8</sup> Genauer Titel: *Friderici Nauseae Blancicampiani, divinarum, humanarumque L. L. Doctoris Consultissimi, tres evangelicae veritatis homiliarum centuriae, Coloniae 1530.* – <sup>9</sup> Lateinischer Text: *Quid etiam divinitus a Deo dari possit mortalibus quod in te non sit eximium et cumulatissimum? Quam enim imprimis Heroica tibi corporis proceritas? Quanta formae cum dignitas tum gratia? Quis oculorum vigor? Quam felix ingenium? Quae membrorum firmitas? Qui status? Quae habitudo? Quid multis. Nonne te nobis Poeta graphice depinxit, ita canens. Os humerosque Deo similis.* – <sup>10</sup> Zitiert nach Bossert a. a. O., S. 55. – <sup>11</sup> Bossert a. a. O., S. 64.

Das Titelbild des Heftes, das eine Zeichnung wiedergibt, die in eine Inkunabel (ein *Mariale* von Voragine) der Württ. Landesbibliothek eingeklebt ist, zeigt Graf Eberhard ohne Heroisierungstendenz ähnlich lebensnah wie die Holzbüste am Blaubeurer Altar (1493/94). Ins Ideale gesteigert ist seine Darstellung aber auf dem Grabmal in der Tübinger Stiftskirche. Diese Tumba wurde allerdings erst 1550 durch Josef Schmid von Urach geschaffen. In Herrscherpose erscheint der Herzog auch auf einem Kupferstich aus einer 1704 gedruckten Bibel.

# Theologie im Wandel

Tübingen feierte das 150jährige Bestehen seiner Katholisch-theologischen Fakultät

Von Ernst Müller

Geistesgeschichtliche Ereignisse von der Bedeutung der Errichtung einer Fakultät, die neben der evangelischen die katholische Theologie vertritt, gehören m. E. in unserer Zeitschrift nicht nur vermerkt, sondern auch erläutert. Unser Geschäftsführer Dr. Schahl nährt sich, wie ich weiß, bei seinen Erklärungen und Führungen, wenn er Kirchen und verlassene oder rezente Klöster mit unseren Mitgliedern besucht, sehr ausgiebig und kennerisch von katholisch-theologischen Lehrmeinungen. Solche Speise ist, denkerisch verdaut, leicht in konkrete Anschauung umzusetzen. Beispiel: die Legenden und Heiligen auf Gewölbefresken und bei Altären, die Zusammenstellungen von biblischen und traditionellen Personen-gruppen an der Außenplastik romanischer und gotischer Gotteshäuser.

Genauer erklärt, verlangen sie eine immense Kenntnis katholischer Erfahrung und eines theologischen Programms. Noch wichtiger wird die Theologie bei Erklärungen gegenwärtiger Kirchenkunst, wo neue Wege erschlossen sind, um dem Offenbarungsmysterium beizukommen.

Doch zur Sache: Tübingen ist die älteste deutsche Universität, die zwei theologische Fakultäten hat. Seit 1817, als König Wilhelm I. die von seinem Vater 1812 in Ellwangen gegründete „Katholische Landesuniversität“ nach Tübingen verlegen ließ, ist im erweiterten Königreich Württemberg die konfessionelle Parität gesetzlich hergestellt. Bekannt ist, daß von 1534 bis 1812 im Herzogtum nur die eine, die evangelisch-lutherische Konfession zugelassen war, deren theologischer Sitz ebenfalls in Tübingen ist. Nun fand die Gründung einer einzigen, aber nicht konfessionellen, sondern allgemein christlichen Fakultät im Jahre 1477 statt, zusammen mit den zwei anderen klassischen mittelalterlichen Fakultäten der Jurisprudenz und der Medizin.

Innerhalb dieser spätmittelalterlichen Fakultät gab es zwei einander heftig bekämpfende theologische Parteien. Die eine ging den Weg der moderner, die andere den der antiquer. Beide Parteien tolerierten sich gegenseitig in der einen Fakultät. Das wurde 1534 anders, als der Landesherr Herzog Ulrich die Evakuierung der bisherigen Fakultät befahl und an

ihre Stelle mit reformatorisch gesinnten Professoren die Evangelische Fakultät einrichtete als Rechtsnachfolgerin der nun ausgeschiedenen katholischen Fakultät. Die Reformation zerstörte damit endgültig die Einheit der theologischen Fakultät, deren Schicksal bis auf den heutigen Tag die konfessionelle Fakultät ist. Als die Gründer 1812 auch an die Wiedererrichtung der Einheit der theologischen Fakultät dachten, also an die Wiederherstellung des Anfangs, erwies sich das als unmöglich. Die evangelische Fakultät spielte dreihundert Jahre lang in engster Bindung an den Staat die Rolle einer einzigen konfessionellen Fakultät. Diese Entwicklung rückgängig zu machen, hieß die Spaltung der Reformation aufzuheben. Realistisch konnte das 1812 nicht sein und ist es auch heute nicht. Darum betrachteten auch die Historiker der katholischen Fakultät die Lösung, die der König vorschlug, als die der Vernunft und der Lage der Spaltung angemessen. Zwei Fakultäten für denselben Glauben, dieselbe Frohbotschaft, dieselbe Bibel und dieselbe theologische Wissenschaft.

Dazu kommt, daß die Mehrzahl der Ellwanger Professoren von ihrer geographischen und wissenschaftlichen Isoliertheit in Ellwangen wegstrebten und in die Tübinger universitas litterarum wünschten eingegliedert zu werden. Was ja auch der Parität entsprach und den Vorteil der evangelischen Fakultät abschwächte.

In der Streitfrage, ob Neugründung oder Wiederherstellung, entschied der Historiker für Neugründung. Mit fünf Professoren zogen vor 150 Jahren die Katholiken in Tübingen auf. Heute umfaßt die Fakultät zwölf ordentliche Lehrstühle. 60 Studenten – die meisten wohnhaft im früheren collegium illustre, das mit dem Namen des Stifterkönigs Wilhelmsstift heißt – besuchten 1817 die Vorlesungen, heute ist die Zahl der Studierenden auf 500 angewachsen.

Doch nicht nur die Zahlen haben sich geändert, auch die Wissenschaft der Gottesgelehrsamkeit ist dem Gesetz der Geschichtlichkeit allen Forschens und Denkens unterworfen. Über derlei Vorgänge gibt die mit 35 Aufsätzen bedachte Festschrift zum Jubiläum erstaunliche Auskunft. Sie trägt den beziehungsreichen Titel „Theologie im Wandel“.

Für die württembergische Geistesgeschichte bieten diejenigen Aufsätze am meisten, die auf die Anfänge und die Entwicklungen der Tübinger Gelehrsamkeit zurückblicken. Da ist zuoberst J. R. Geiselman zu nennen, der mit seinen Arbeiten über die katholische Tübinger Schule (1964) und über Johann Adam Möhler (1942) die Grundlinien gezogen hat, die gegenwärtige Forscher weiter ausziehen oder differenzieren konnten. Am ertragreichsten hat das Walter Kasper getan, heute Ordinarius, einer der vielen, die aus dem Wilhelmsstift hervorgingen.

Die Situation im frühen 19. Jahrhundert war durch die kantische Kritik der Vernunft und die Schellingische, später Hegelsche Spekulation bestimmt. Für die Tübinger J. S. Drey, dem frühen Möhler und J. B. Hirscher, um nur die wichtigsten zu nennen, diente die Spekulation der Vernunft dazu, der zu Ende gehenden Aufklärung, deren plattem Rationalismus, aber auch dem dogmatisch gebundenen Orthodoxismus (Rechtgläubigkeit) den Kampf anzusagen. Die katholischen Professoren (übrigens lauter gute Württemberger) stellten sich mit den fortschrittlichen unter den evangelischen dem überlieferten System der Kirche und des Glaubens. Sie arbeiteten, um es mit einer Programmschrift Dreys zu sagen, an einer „Revision des gegenwärtigen Zustandes der Theologie“. Sie dachten optimistisch über die Zukunft des Christentums und das baldige Kommen des Reiches Gottes, aber hielten nicht viel von abgeleiteten Gottesbeweisen der Scholastik oder einer Buchstabengläubigkeit.

Gewiß, das schien das Erbe der Aufklärung zu sein: der frohe Mut, der auf die praktische Wirksamkeit der Botschaft des Heils vertraut und sich mit dem Herzen geborgen weiß in der Mutter Kirche. Die Kirche war für sie wie die Religion (Glaube) göttliche Stiftung und damit unbezweifelbare Tatsache. Aufklärerische Bestrebungen, Religion und Kirche zu verweltlichen und zu vernünfteln, lehnten sie als ungeschichtlich und konstruiert ab. Wirklich ist z. B. für Drey nur das Tatsächliche. Die Geschichte der Kirche beurteilten sie wie Schelling mit dem aus der Biologie entlehnten Begriff des Organismus. Wie ein Baum, eine Pflanze oder ein Mensch eine Entfaltung nimmt aus kleinem Samen zu großem, reifem Gewächs, so auch wuchs und entwickelte sich die Kirche aus den im Samen geheimnisvoll wirkenden Potenzen und Kräften. Schellings Spekulation wiederum schloß an Herders Ideen vom wachstümlichen Werden an. Indessen setzte Schelling Organismus gleich Idee, Idee wiederum war ihm das Ewige gegen das Veränderliche und zugleich das Absolute, d. h. der Grund

alles Werdens und Seins, und zuletzt die Einheit, aus der Vielheit entsteht, um wieder in die Einheit zurückzukehren. Eine solche Spekulation übertrugen die Tübinger auf Kirche und Religion, indem sie sagten, das Absolute, die Einheit, die ewige Idee ist der in Gottes Willen beschlossene Heilsplan. Was sich ins Zeitliche entfaltet und entäußert, das sind die kirchengeschichtlichen Epochen und Veränderungen. Das Urbild der Entfaltungsstufen zeigte sich ihnen in dem Verhältnis von Altem und Neuem Testament, das in der Korrelation von Weissagung und Erfüllung in Jesus Christus steht. Heute würden wir sagen, die frühen Tübinger lehrten eine systematische klare christliche Philosophie, insofern ihnen durch philosophische Begriffe Sinn und Gehalt der biblischen Offenbarung erschlossen wurde. Das Zukünftige in dieser Lehre weist auf das Anfängliche, nämlich die Einheit hin, in der sich zuletzt alle Entfaltungen und Entäußerungen und sogar Entfremdungen wieder vereint finden.

Zu dieser Organismusidee kam dann, als Hegel in Tübingen nach 1830 bekannt wurde, die Theologie der Vermittlung. Historisch genauer hießen jetzt die einzelnen Epochen der Veränderungen Stufen, wobei die zeitlich höhere oder der Gegenwart nähere Stufe vermittelt wurde durch die vorausgegangene niedrigere Stufe. Die Vergangenheit war also jeweils in der Gegenwart aufgehoben und wies auf eine weitere Entwicklung in der Zukunft hin. Staudenmaier, der diese idealistisch-progressive Dialektik über Drey hinaus systematisch vortrug, legte das Christentum, das ja als Offenbarungsreligion von unveränderbaren Urtatsachen ausging, so aus, daß alle Veränderungen in der Zeit spirituelle Wiederholungen des Anfangs sind. Das Historische besteht also aus lauter Wiederholungen. J. E. Kuhn (gest. 1887), die stärkste spekulative Gestalt der Tübinger Schule, korrigierte die Wiederholungstheorie grundsätzlich, indem er sie scharf von der durch F. Ch. Baur gelehrten protestantischen Entwicklungslehre trennte. Nach Baur sind die Wiederholungen des Anfangs wirkliche Aufhebungen oder Vernichtungen (Negationen sagt Hegel). Zugleich sind sie aber auch etwas Neues, etwas Höheres, was sich weit über den Anfang hinaus als geistesgeschichtliche Epoche darstellt.

Das Christentum ändert also mit jeder Epoche sich selbst, so daß zuletzt sein Anfang überhaupt nicht mehr erscheint. Die Offenbarung vergeistigt sich, und zuletzt fällt das Reich Gottes mit dem weltlichen Reich des Geistes zusammen. Dagegen erhebt Kuhn Einspruch. Für ihn kann der „wunderbare Anfang,

Jesus als Gottessohn“ (Baur) in keiner Zeit der Entwicklung jemals aufgehoben oder gar negiert = vernichtet werden. Die historischen Veränderungen, die nie zu leugnen sind, vergegenwärtigen in zahllosen Variationen immer nur den Ausgangspunkt, den Anfang. Der Gottmensch bestimmt alle nur kirchengeschichtlich möglichen Wiederholungen dessen, was einmal durch den Einbruch der Transzendenz in die Welt (Offenbarung Gottes) in Bethlehem, auf Golgatha und am leeren Grab zu Ostern geschehen ist. Was geschehen ist am geschichtlichen Anfang, das wird bis an das Ende der Zeit immer wieder geschehen. Zwar so, daß jede Epoche der Kirche und des Christentums genau nach dem zu bemessen und zu werten ist, wie sie sich zum Gottmenschen und seinem Erlösungswerk stellt. Grenzüberschreitungen in das weltliche Gebiet und in die Profangeschichte (bei Baur fallen Kirchen- und Profangeschichte zusammen) wird der Dogmatiker niemals wagen, wenn er nicht die Wahrheit leugnen und den Irrtum bejahen will. Damit hat Kuhn am stärksten von allen Tübingern ein konkretes, im Jetzt und Heute lebbares Christentum gefordert und sich am weitesten von der *theologia perennis*, d. h. von einer gleichsam zeitlos zu deduzierenden Religion entfernt. Christentum kann nicht gelehrt und durch Begriffe logisch erläutert werden, es ist eine Erfahrungstatsache. Erfahrenes – das klingt an die heute so beliebte existentielle „Widerfahrnis“ an – wandelt den Menschen tiefer um als verstandesmäßig Begriffenes.

Erreicht ist damit die Trennung von weltlicher und religiöser Geschichte, besser gesagt Geschichte der Offenbarung Gottes. Das hatte Folgen, an denen die katholische Theologie bis heute schwer zu tragen hat. Das Christentum muß nicht weltflüchtig, es muß weltüberwindend sein. Die Heilsgeschichte darf nicht unberührt von der Weltgeschichte als eine zweite Art von Geschehen begriffen werden. Gott der Allmächtige würde dann bloß der Herr seiner Offenbarung, nicht aber der Herr der offenbarungslosen, der finsternen Menschen- und Weltgeschichte sein. Doch Kuhn sah die Gefahr genau. Im Vorgang des Gottmenschen ist das Gottsein der Offenbarung und das Menschsein in der Welt untrennbar beieinander. Gott ist nicht ohne die Welt und die Welt nicht ohne Gott. Im Heilswerk sind sie vereint. Gott ist Mensch geworden um der Menschen willen, um ihnen die Teilhabe an Gottsein gnädig zu schenken. Indessen J. A. Möhler, das Genie der Tübinger Schule, schaltet jede Art von Spekulation, angewandt auf das Historische, radikal aus. Er sieht in solchen Versuchen als Historiker, der er anfangs war, nur

gnostischen, anders ausgedrückt heidnisch-griechischen Irrtum. Er dringt wie Luther zu Beginn des 16. Jahrhunderts auf eine Wiederholung der biblischen prophetischen Situation des freien Eingreifens eines allmächtigen Willens, einer menschlich-logisch nicht faßbaren Persönlichkeit. Gleichwohl verwendet er einen stoischen, heidnischen Begriff, den schon Klemens der Römer eingeführt hatte, nämlich die *providentia* (*pronoia*), die er allgemein und besonders nur Gott zuspricht. Daraus ist die uns bekannte Vor-Sehung gedeutet als Voraus-Sehen dessen, was jemals in der Welt geschehen wird. Die *Providentia* spielt in Möhlers Geschichtskonzeption die Rolle eines fundamentalen Prinzips. Ihr romantischer Ursprung bedarf keines Beweises, wohl aber deren Herleitung gerade gegen die heidnische Lehre vom *fatum* (Schicksal), das auch in der Hegelschen Dialektik mit Notwendigkeit den Gang der Geschichte bestimmt. Dem *fatum* zu entrinnen ist dann keinem Menschen möglich, besonders sind Geschichtsläufe im vornherein nicht vorgesehen, sondern vorbestimmt. Möhler verwickelt sich also mit seiner *Providentia* in denselben Widerspruch wie diejenigen der Hegelianer, die der Notwendigkeit den Vorrang vor der Freiheit geben.

Staudenmaier denkt darum Möhlers *providentia* weiter. Da er mit Hegel nicht weiterkommt, greift er auf den späteren Schelling zurück. Schelling hatte zum erstenmal in seinen Stuttgarter Vorlesungen des Jahres 1809 die „Freiheit Gottes“ in der gotteigenen Höhe und Tiefe, die nicht mehr irdisch, sondern metaphysisch ist, spekulativ zu ergründen gesucht. Warum, so fragt er – und Heidegger erneuert die Frage in seiner Vorlesung über *Metaphysik* 1930 – ist überhaupt Etwas und nicht Nichts? Alles Endliche, spekuliert er weiter, ist der Weg- und Ausfall des Unendlichen; biblisch gesprochen der Sündenfall, die Austreibung aus dem Absoluten oder dem Paradies. Endliches aber unterliegt der Werdenslust und Werdensqual grundlos. Warum? Der Grund und das Maß alles Werdens ist die Freiheit Gottes, die selbst nicht mehr begründet ist oder auf etwas Begründbares zurückweist. Freiheit ist grundloser Urgrund. In solcher Spekulation ist rational wohl der schwierige Begriff der Notwendigkeit, des Zwangsläufigen wegdisputiert, dafür aber stellt sich der denkende Mensch einem Unheimlichen jener göttlichen Freiheit, die Gutes und Böses, Endliches und Unendliches nicht nur zugelassen hat, nein, die im Urgrund Böses und Gutes, Endliches und Unendliches gewollt und gezeugt hat. Doch für Staudenmaier ist die Freiheit Gottes – das Böse weist er dem Sündenfall, dem Un-

gehorsam des Menschen, den Einflüsterungen des Teufels zu – eben ein biblisch näherer Ausdruck für die Personalität Gottes, jenes Gottes, den Nietzsche als Gestalt und im Zeitraum hausende Person für tot erklärt hat und dessen Toterklärung im Zusammenhang mit dem modernen Atheismus steht.

Doch hier brechen wir ab. Es dürfte deutlich geworden sein, wie fruchtbar und entwicklungskräftig die Tübinger Schule des 19. Jahrhunderts gewesen ist, als sie im spekulativen Wettstreit mit der Bruder-Fakultät die Offenbarungskonsequenzen aus den Gedankensystemen der zeitgenössischen beiden größten Schwaben, Schellings und Hegels, gezogen hat.

Wir sagten, die Tübinger seien fortschrittlich in ihrem Forschen auf dogmatischem und fundamentaltheologischem Gebiet gewesen. Sie gingen auch in der Bibelwissenschaft und in der Kunst der Auslegung jene kritischen Wege, die die evangelischen Partner, freilich mit gebotener Anlehnung an das Dogma, gegangen sind. Ich erwähne zuerst den heutigen Kirchenhistoriker K. A. Fink, der sich in der kritischen Geschichtsschreibung einen Namen gemacht hat. In der Festschrift schrieb er über Carl Joseph Hefeles Konziliengeschichtsschreibung, die in sieben Bänden nach den Quellen bearbeitet in den Jahren 1855–1874 erschienen ist. „Wiewohl ein Werk großer Gelehrsamkeit und immensen Fleißes läßt sie an geschichtlich-theologischem Verständnis immerhin einiges vermissen.“ Fink bemängelt, daß Hefeles als Geschichtsschreiber einen betont kirchlichen Standpunkt einnehme und tendenziös gegen den Wessenbergischen Liberalismus in Fragen einer Kirchenreform gerichtete Thesen verfechte. Diese Methode hält Fink für unwissenschaftlich. Hefeles Nachfolger F. X. Funk (gest. 1907) meint, Hefeles habe sich bei der Darstellung der ökumenischen Synoden des Altertums und deren Berufung durch die Kaiser auf keine wissenschaftliche Untersuchung eingelassen, sondern habe sich den Hauptsatz Bellarmins (gest. 1621 in Rom) ohne Prüfung angeeignet. Zu fragen wäre auch, ob Hefeles Behauptung stimme, daß die ersten acht ökumenischen Synoden vom Papst, vielmehr dem römischen Bischof bestätigt worden sind. Die geschichtliche Wahrheit stellt das Gegenteil fest.

Fink wiederum stellt fest, auch die unkritische Übernahme der Zählung der allgemeinen Synoden biete Anlaß zur Korrektur. Wie wir heute wissen, besteht

über die alten Synoden eine gewisse Einheitlichkeit der Auffassung, dagegen geht alles durcheinander bei den mittelalterlichen Konzilien. In das Durcheinander habe Hefeles keine Ordnung gebracht. Er übernahm einfach die Zählung der römischen Autorität Bellarmins und dessen falschen Begriff von ökumenisch und kam dabei auf die Zahl achtzehn.

So in der ersten Auflage. In der zweiten Auflage findet sich ein „rectifiziertes Verzeichnis“ mit zwanzig Konzilien, vermehrt um das Erste Vatikanum (1870). Nebenbei gesagt: Hefeles war neben dem Mainzer Bischof Ketteler der letzte, der sich dem Unfehlbarkeitsdogma beugte, das 1870 mit großer Mehrheit auf dem Ersten Vatikanum angenommen wurde. Diese Anerkennung einer Souveränität des Papstes in Lehrsachen findet dann in der Zählung der Konzilien ihren Niederschlag. Als Papst Johannes XXIII. (junior darum, weil es in den Tagen des Konstanzer Konzils schon einen rechtmäßig gewählten Papst dieses Namens gegeben hat, den aber die Jesuiten später von der Papstliste gestrichen haben) das Zweite Vatikanum eröffnete, übernahm er die fragwürdigen zwanzig ökumenischen Konzile. Fink hofft, es werde trotz allem bald eine Wende in der Konziliengeschichtsschreibung eintreten.

Indessen haben Hefeles und noch bestimmter der Kirchenhistoriker Möhler konsequent der Quellenmethode den Vorrang gegeben vor der scholastischen Methode, die sich auf die Autorität der Väter stützt. Der berühmte Traditionsbeweis, daß etwa die Väter der drei ersten Jahrhunderte geeignete Lehrsätze sprechen dürfen, die gewissen objektiven Glaubensaussagen, also den Dogmen, Stütze und Autorität verleihen sollten, hat den Tübingern, die historisch orientiert waren, nicht mehr genügt. Indessen P. Stockmeier, der zweite jetzige Kirchenhistoriker, übt nun ebenfalls wieder Kritik an den Möhlerschen Grundbegriffen, wenn er feststellt, daß Möhlers Geist- und Einheitsbegriff aus dem deutschen Idealismus und der Romantik stamme, aber nicht zu verwechseln sei mit dem biblischen Pneuma-Begriff. Hier müsse sich christlich-religiöses vom philosophisch-metaphysischen Verständnis scheiden. Auf jeden Fall: die Tübinger waren auch hier fortschrittlich und haben die bisher allein geltende dogmatische Methode durchbrochen und einen „neuen Verstehenshorizont“ sichtbar gemacht.

# Heimat (-bund) morgen

Von Peter Haag

„In einem oder zwei Jahrzehnten wird man allgemein begriffen haben, daß die Hauptaufgabe der Gesellschaft nicht in der Produktion von Gütern liegt, sondern in den Schwierigkeiten und Chancen einer Welt sich beschleunigender Veränderung und sich zunehmend erweiternder Horizonte. Veränderung ist immer ein Teil der menschlichen Existenz gewesen. Neu sind heute die Geschwindigkeit der Veränderung und die Aussicht, daß sie schneller und schneller werden und alle Lebensgebiete, einschl. der persönlichen Werte der Moral und der Religion, die der Technologie so fern zu sein scheinen, beeinflussen wird. So schnell ist diese Beschleunigung, daß unser Bemühen, die Veränderung zu begreifen, unsere Hauptaufgabe sein wird. Ästhetische Werte und ethische Werte werden sich entwickeln im Zuge der Entscheidungen, bei denen sie angewandt werden. Die Frage nach dem Fortschritt wird lauten: ‚wie gut?‘ anstatt ‚wie viel?‘. Der Bruch zwischen der Periode der schnellen Veränderung und der radikalen Veränderung ist nicht scharf. 1950 ist ein willkürliches Anfangsdatum. Immer mehr Aspekte des Lebens verändern sich schneller, bis es nicht mehr angebracht ist, Gesellschaft als etwas Festes oder sich langsam Veränderndes zu betrachten, während die Flut an ihr vorbeiströmt. So viele Lebensformen ändern sich, daß es nicht länger nützlich erscheint, über das Verhältnis des Neuen zum Alten zu diskutieren. Die Bewegung ist so schnell, so umfassend, und die Landschaft der Beschleunigung ist so weit, daß ein gedanklicher Sprung in die Zukunft keinen Ruhepunkt, kein stilles Bild sozialer Ordnung finden kann<sup>1</sup>.“

Dieses schwerbepackte Zitat, man muß es mehrfach lesen, sei an den Anfang eines im ganzen notwendigerweise auch stark verdichteten, aber heute wohl notwendigen Betrachtungsversuches gestellt.

Ein solches Zitat ist heute schon fast beliebig auswechselbar: Ist erst die Evidenz der Gedanken erkannt, so finden sich diese heute wieder, wohin der Blick auch geht: in Philosophie und Religion<sup>2</sup>, in den Naturwissenschaften, in Technologie, Psychologie, Soziologie<sup>3</sup>, Medizin und Erziehung. Folgerichtig wurde dann in den letzten Jahren die Notwendigkeit erkannt, in diese Perspektiven auch die neuen Grundlinien der Großraumplanung, des Städtebaus und der allgemeinen Architektur, so wie sie sich für die nächsten etwa 2–3 Jahrzehnte erkennen lassen, einzufügen<sup>4</sup>.

Ein flüchtiger Rückblick auf einige Veranstaltungen des vergangenen Jahres macht dies ebenfalls deutlich:

Der „Bund Deutscher Architekten“ stellte bei seiner Tagung in Hannover die Frage: „Wie werden wir weiterleben?“<sup>5</sup> Ähnlich war das Thema des „Deutschen Werkbundes“ in Karlsruhe: „Der Mensch in

sich wandelnder Welt“<sup>6</sup>. Die Innenarchitekten tagten in Amsterdam und machten sich Gedanken über mögliche Wohnformen der Zukunft<sup>7</sup>. Die Erhaltung der biologisch gesunden Großraumlandschaft (am Beispiel Oberrhein) und die uns alle nicht weniger unmittelbar angehende Frage des sinnvoll geplanten Grünbereichs in unseren Städten, waren Themen zweier Ausstellungen während der Bundesgartenschau in Karlsruhe<sup>8</sup>.

Schon nach dieser kurzen, nicht vollständigen Aufzählung ist der (allerdings auch schon nicht mehr ganz neue) Einwand möglich: „Futurologie = Phantastereien = Flucht vor den harten Gegebenheiten der Gegenwart in eine doch gar nicht bestimmbare Zukunft . . .“ Diese allzu bequeme und kurzschlüssige Denkfaulheit können wir uns heute nicht mehr leisten.

Auch und erst recht nicht die Architekten.

„Die Wandlung der Umwelt“, „Tendenzen heute“<sup>9</sup> sind deshalb auch für viele nur zwei bezeichnende Themen, unter denen Architekten sich zu Wort meldeten, um zu zeigen, welche modellhaften Vorstellungen heute entwickelt und welche Zusammenhänge gesehen werden müssen, um für eine „offene Gesellschaft“ in eine „offene Zukunft“ hinein so planen und bauen zu können, daß Landes- und Regionalplanung, Städtebau, Schul- und Verwaltungsbau, Siedlung und Wohnung nicht falsch und veraltet sind, ehe der erste Kübel Beton in die Baugrube oder der erste Wagen Schotter auf eine neue Straße fallen.

All diese Programme und Untersuchungen, Ausstellungen, Vorträge und Aufsätze weisen aus, daß viele (wahrscheinlich sehr viele) unserer bisherigen Maßstäbe nicht mehr brauchbar sind; sie zeigen Linien von Entwicklungen auf, die zum Teil schon (und vorläufig oft noch unkontrolliert und chaotisch) eingesetzt haben oder in Kürze einsetzen werden, und für die Beispiele aus unserer bisherigen Geschichte vielfach nicht mehr zur Hand zu sein scheinen. In immer mehr sich steigernder Geschwindigkeit und in immer komplexer ineinander verflochtenen Beziehungen (für den einzelnen schon vielfach nicht mehr durchschaubar) vollziehen sich weitgehende Wandlungen in allen Bereichen des Lebens. Die Tendenzen für die nächsten etwa 2 Jahrzehnte sind erkenn-

bar. Dabei ergibt sich nach allgemeiner Anschauung ein stetiger Wandel der Wechselwirkungen zwischen allen Lebensbereichen. Und hieraus resultiert wiederum für heute die lebensnotwendige Aufgabe einer (soweit wir es mit den besten Kräften und Mitteln je vermögen) fortlaufenden und umfassenden „offenen“ Zukunftsplanung.

Ziel der Planung ist: Analyse der heute weithin feststellbaren Hypertrophien und Verkümmierungen und ausgleichendes Ordnen unserer Umwelt, die stets und je offenbleiben muß für zwangsläufig immer schneller aufeinanderfolgende Evolutionsansätze. (Man kann dies in der Kürze nur mit komplexen, aber deshalb nicht notwendigerweise verwachsenen Schlagworten sagen, in der Hoffnung, daß der Leser ihnen etwa den gleichen oder ähnlichen Inhalt zulegt.)

Grundlage aller Planung ist neben dem Erkennen der wirkenden Gegenwarts- und Zukunftstendenzen die umfassende Bestandsaufnahme.

Zu unserem Bestand gehören, ob es der eine oder andere wahrhaben will oder nicht, auch unsere Geschichte, unsere Vergangenheit, unser „Sogewordensein“. Diesen, unseren überkommenen Besitz (Menschenwerk und Natur, wie sie heute sind) müssen wir in die Zukunftsrechnung mit einsetzen. Dies zu negieren ist nur möglich „einem Menschen ohne Erinnerung und ohne Hoffnung“<sup>10</sup>.

Das heißt für hier und jetzt und für die Zwecke dieser Betrachtung: die Natur, die Landschaft, das Gebaute und von Menschen Gestaltete, und damit Landschaftspflege, Naturschutz und Denkmalpflege (andere Bezeichnungen haben wir heute nun einmal leider nicht, sie stimmen irgendwie nicht mehr ganz), sind auch (auch!) als nicht eliminierbare Teile einer umfassenden Bestandsaufnahme bei jeder Planung partiell mit einzuordnen.

Die Bewertung dieser Faktoren schwankt zwar heute noch offensichtlich. Ihre Bedeutung für die Zukunft wird sehr verschieden beurteilt. Dies darf nicht übersehen werden<sup>11</sup>.

Wertvolle „Kronzeugen“ aber, die den Schutz und die Erhaltung bejahen, sind (neben anderen) internationale Gremien. Es gibt die „internationale Charta über die Erhaltung und Wiederherstellung von Denkmälern“<sup>12</sup>, die mit dem folgenden Absatz beginnt:

„Als Träger einer geistigen Botschaft der Vergangenheit bleiben die monumentalen Werke der Völker im heutigen Leben das lebendige Zeugnis ihrer jahrhundertalten Tradition. Die Menschheit, die sich täglich der Einheit humaner Werte bewußt wird, betrachtet sie als ein gemeinsames Erbe und bekennt sich den künftigen Generationen gegenüber solidarisch verantwortlich für ihren

Schutz. Sie ist verpflichtet, sie ihnen in dem ganzen Reichtum ihrer Ursprünglichkeit zu übermitteln.“

Und aus der Resolution des UIA-Kongresses 1967 in Prag<sup>13</sup> folgende Sätze:

„Das historische Erbe der Architektur bereichert unser Lebensmilieu. Dieses Erbe ist von einem unschätzbaren kulturellen Wert und bringt die Kontinuität des Lebens und des schöpferischen Geistes der verschiedenen Nationen zum Ausdruck.

Die Achtung vor den historischen Denkmälern reicht von dem Schutz der einzelnen Monumente bis zur Erhaltung der gesamten historischen Umgebung . . .

Die Erhaltung der Monumente hängt von ihrem früheren Wert, sowie von der Einbeziehung in das zeitgenössische Leben ab. Ihre Erhaltung ist eine moralische Verpflichtung gegenüber dem Erbe unserer Vorfahren, daß sie allen Menschen gehören und ihre Erhaltung mehr als eine bloße Frage der Rentabilität ist . . .

Der ewige Kampf zwischen Mensch und Natur äußert sich heute in vielen Ländern in dem Eindringen der Zivilisation in die Natur, und zwar in der Weise, daß die eigentliche Substanz von Natur und Landschaft mißachtet wird.

Obwohl das Eindringen der modernen Technik sogar zu der Schaffung künstlicher Landschaften führen kann, ist die Natur von grundlegender Bedeutung für den Menschen, sowohl hinsichtlich ihrer potentiellen Quellen, als auch hinsichtlich des so notwendigen Ausgleichs für die Wohngebiete. Aus diesen Gründen sollte man sich in der ganzen Welt für den Schutz der Natur einsetzen.

Wenn wir auch die Voraussetzungen für die zukünftige Entwicklung der menschlichen Umgebung nicht genau kennen, so sollte unser Ziel doch darin bestehen, die Harmonie zwischen Mensch und Natur anzustreben, wobei der Zusammenhang zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht unberücksichtigt bleiben darf.“

Auch das Präsidium des Deutschen Städtetags erklärt in einer „Stellungnahme zum Verhältnis von Stadtplanung und Denkmalpflege“ vom 6. Oktober 1966<sup>14</sup> unter anderem:

„Nach den heute unverständlichen Opfern, die in der Zeit um die Jahrhundertwende zugunsten vermeintlicher Notwendigkeiten des Verkehrs und der Wirtschaft oder aus übersteigertem Repräsentationsbedürfnis gebracht worden sind, und mehr noch nach den großen Verlusten an wertvoller alter Bausubstanz im letzten Krieg, ist die Erhaltung von Baudenkmalern und Stadtstrukturen, wo immer sie sinnvoll und möglich ist, zu einer kulturellen Aufgabe von Bund, Ländern und Gemeinden, privater und öffentlicher Stellen geworden . . .

Die Denkmalpflege soll an der Gestaltung des Stadtbildes der Gegenwart und an seiner Zukunftsentwicklung mitwirken. Im Interesse einer solchen Kontinuität ihrer Arbeit ist der Denkmalpflege eine Intensivierung ihrer Zusammenarbeit mit der Stadtplanung in Ausbildung und Praxis zu empfehlen. Eine entsprechende Bereitschaft wird auch von der Stadtplanung erwartet.“

Also eigentlich doch recht hoffnungsvoll? „Wir kommen schon nicht zu kurz!“

Ohne Zweifel: Es gibt, je länger je mehr, Institutionen und einzelne, die den Sinn, den Wert des Erbes

erkennen und die Aufgabe des richtigen Verwaltens dieses Erbes bejahen, die also auch ernsthaften Willens sind, es in die Zukunftsplanung seinem Wert entsprechend mit einzusetzen.

Aber der Alltag sieht doch anders aus! Hier „hat es sich noch nicht herumgesprochen“. Hier sehen wir uns anderen Meinungen gegenübergestellt. Hier geht es um die fortlaufende Auseinandersetzung mit dem Normaldenken des Mitbürgers und den demokratischen Gremien, die verständlicherweise mit ihren bewährten persönlichen oder kollektiven egoistischen, kaufmännisch-praktischen Argumenten arbeiten und die vielfach ein gut ausgewachsenes Mißtrauen gegen alle „altmodische, hemmende Pflege“ an den Tag legen.

Die tägliche Erfahrung lehrt: Das Wissen um die Verantwortung aller (heute) für alle (morgen) und die Einsicht in größere Zusammenhänge sind weithin noch nicht gegeben.

Und die Erfahrung lehrt weiter: Alle weitergespannten Perspektiven, alles einsetzende Planen in breiteren Zusammenhängen, alles Denken über größere zeitliche und geographische Räume hinweg, wie wir beginnen es zu üben, sind zunächst noch kein praktischer, im Alltag wirkender Schutz dagegen, daß nicht weiterhin tagtäglich Landschaft und Kultur zerstört werden. („Und wenn dann bald nichts mehr da ist, was kann dann noch geplant werden?“<sup>15</sup>)

Was können und sollen wir tun?

Gelegentlich wird über große Erfolge von Denkmalpflege und Landschaftsschutz in den östlichen Diktaturen berichtet; etwa über die riesigen Landschaftsschutzgebiete, über die vielen vorbildlichen Freilichtmuseen, über ausgezeichnete Renovierungen vieler Schlösser in der Tschechoslowakei und ihre sinnvolle Verwendung für die heutigen Bedürfnisse der Allgemeinheit<sup>16</sup>, über die Sanierung der Prager Altstadt oder den Wiederaufbau von Warschau u. a. m. Gewiß, die Maßnahmen sind klug, vorausschauend, die Erfolge großartig – aber um welchen politischen Preis sind diese befohlenen Ergebnisse erkaufte? So geht es bei uns „gebrannten Kindern“ nicht<sup>17</sup>.

Uns bleibt nur der zwar unendlich mühselige und oft lähmend ermüdende, aber allein mögliche Weg des Hinführens zur wachsenden Einsicht in die vielfältigen Zusammenhänge zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf allen Gebieten; zur Einsicht in die (ob wir wollen oder nicht) mitformende Wirkung des Gewordenen und sein notwendiges Inrechnungstellen bei einer humanen Zukunftsplanung, und – nicht zuletzt – zur Einsicht, daß biologisch einmal zerstörte Landschaft nicht mehr repa-

rabel und nicht ersetzbar ist, uns also eines Tages gar nicht mehr verfügbar sein kann.

Wie zu dieser Einsicht kommen oder wie zu ihr verhelfen?

Der biedere Heimatfreund argumentiert vorwiegend gefühlsbetont, romantisch, abgezirkelt im Detail – er läuft Gefahr, vor allem von den Jungen nicht ernst genommen zu werden! Er möchte seine kleine Heimat in Watte packen oder einzäunen, gegen alles Böse und Neue schützen, nichts verändern und alles lassen, wie zu Großvaters Zeiten – der dynamische Unternehmer läßt sich nicht stören! Ihm (unserem Heimatfreund) ist der Planer und Gestalter dieser Zeit ein Greuel: „der macht alles kaputt und hat keinen Respekt vor dem Erbe der Väter“ (wobei unser Heimatfreund, denkt man an so manche Pfscharbeit landauf landab, oft sogar recht haben mag) – aber geplant und gebaut muß werden, dann eben ohne ihn!

Der vielleicht weniger biedere, aber deshalb nicht weniger engagierte Heimatfreund dieser Zeit sollte außer seinen Gefühlskräften (sonst wäre er nicht der Freund der Heimat) vor allem eine Eigenschaft besitzen: Er sollte (ganz „unromantisch“) einfach viel konkretes Wissen haben und sollte zeigen können:

was und wie Vergangenheit in ihren jeweiligen Bindungen war (Geschichte in allen Zweigen); wie vielfältig und differenziert Vergangenheit formend auf heute und morgen wirkt;

was wir von Herzen gern als „Plüsch und Plunder“<sup>18</sup> abwerfen können;

was unverändert seinen Wert behält und gar nicht wegmanipuliert werden kann;

was sich andererseits in Umwelt und Gesellschaft notwendigerweise stets wandeln muß;

und er sollte erklären können, warum umfassende und weitgespannte zivilisatorische und technische Planung heute zwingende Notwendigkeiten sind;

sollte zeigen können, was die Qualitätsmerkmale guter und schlechter Planung aller Maßstäbe sind (Vergleich und umfassende Information).

Wenn diese Kenntnisse und Fähigkeiten mit eingebracht werden, dann kann er auch auf das Recht der Partnerschaft bei allen Planungen hoffen und kann dann auch damit rechnen, daß er ernst genommen und gehört wird – auch einmal bei einem eindeutigen „nein“, wenn dies, wohlbegründet, vorgebracht werden muß. Und er kann dann auch jederzeit und mit dem allerbesten Gewissen zugestehen, daß er, um der Sache willen, oft „der lästige Geselle“, „das Ärgernis“ sein wird und bleiben muß.

So etwa das Bild des modernen „Heimatfreundes der

vielen Einsichten“, der dann auch anderen zur Einsicht verhelfen könnte. Er könnte das Seine in dieser Zeit beitragen zur Erhöhung der Wahrscheinlichkeit, morgen noch in einer lebendigen „Heimat“ leben zu können und nicht in einer toten Zivilisationswüste.

Doch der Heimatfreund „in der Einzahl“ vermag in der Regel nicht allzuviel, und den „Alleswisser“ gibt es nicht, der in allen Disziplinen daheim ist – und wäre es der gescheiteste Schwabe . . . Viele, und nach dem Gesagten aus den verschiedensten Disziplinen, müssen ihr Wissen zusammengeben – der Heimatbund könnte, mehr noch als schon bisher, ein Treffpunkt für sie alle sein!

Von vielen, die sich verantwortlich fühlen, aus vielen Berufskreisen, könnte gemeinsam versucht werden, über die sich ihrer Aufgaben und Pflichten noch so wenig bewußte Gegenwart hinaus selektierend das zu erhalten, was für alle erhaltenswert ist.

Heimat heute besteht aus Vergangenheit und (völlig offener) Zukunft. Wer Zukunft nur und überbetont im Bild der Vergangenheit sieht, wird mit Recht übergangen. Aber Zukunft ohne „eingepflanzte“ Vergangenheit trägt unmenschliche Züge. Dies zu sagen, zu zeigen und zu begründen wird, je länger je mehr, unsere wichtige Aufgabe sein.

Vergangenheit bleibt exemplarisches Teilstück aller Modellversuche, die für die Zukunft zu machen allen Planern heute aufgetragen ist. Unreflektiertes Eliminieren der Vergangenheit durch gewollte Vernichtung (ein Vorgang, der offenbar manchem Schwachen Befriedigung bereitet), „um Platz zu schaffen für das Neue“, ist Barbarei und führt zwangsläufig zur eiskalten Utopie. (Es muß allerdings klar gesehen werden, daß es diese Denkweise in vielen Schattierungen heute auch gibt.)

Heimat morgen: In allen Bereichen geplante Umwelt für ständig sich wandelnde Bezüge und Bedürfnisse. Ziel: geordnete, humane, gesunde Umwelt.

Heimat morgen: Auch (auch!) wurzelnd in richtig gesehener und bewußt bewahrter Vergangenheit, die auch kommenden Generationen mit (mit!) unersetzbarer Lebensstoffe bleiben wird.

Heimatbund morgen: Mehr als schon bisher „Umschlagplatz“ für Wissen und Information, Einsicht vermittelnde und (hoffentlich) bei der Planung mitgehörte Institution. „Im Grunde geht es uns als Heimatbund doch darum, daß wir die Mitverantwortung tragen für das, was künftigen Geschlechtern Heimat sein wird, Heimat im Sinne gemäßer Umwelt . . .“<sup>19</sup>

Nach dem Gesagten darf abschließend vielleicht noch die Anregung gegeben werden, einmal auf die oben skizzierten Aufgaben hin die Satzung des Schwä-

bischen Heimatbundes zu studieren<sup>20</sup>:

Ist § 2, 1 der Satzung:

„Der Zweck des Vereins ist die Pflege der Kultur in ihrer Bindung an Landschaft und Volkstum, also die Einwirkung auf das kulturelle Wachstum im Geiste der Überlieferung. Der Verein wird dabei auch neuen schöpferischen Kräften und Einflüssen der Zeit offen sein und sich dadurch in seinem Streben befruchten lassen. Doch soll unsere Heimat als Ganzes in ihrem Wesen erhalten bleiben und auch den Heimatlosen zur Heimat werden, indem neu Entstehendes mit dem Überlieferten in Einklang gebracht wird.“

noch eine Formulierung, die im Ansatz stimmt und die weit genug ist, um den ganzen Umfang der Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben zu fassen, die ein Verein wie der Heimatbund heute vor sich liegen hat?

Oder kann zum Beispiel

„Ortserweiterung und Landesplanung im Sinne der Anpassung an bodenständige Bauweisen und Bauformen . . .“ (§ 2, 3 e)

wirklich noch als „Zweck des Vereins“ angesehen werden? Das sollte einmal in Ruhe überdacht werden.

Es könnte immerhin sein, daß gelegentlich ein ernsthaft Suchender die Satzung kritisch liest. Er sollte nicht gleich allzusehr durch solche Formulierungen vor den Kopf gestoßen werden. Denn in ihnen wird doch eigentlich alles und nahezu ausschließlich auf die Vergangenheit bezogen. Aber heute muß differenzierter gedacht werden.

<sup>1</sup> Max Ways: „Die Ära der radikalen Veränderung“ (The Era of Radicale Change) in Fortune Magazine. Zitiert in „der architekt“ 6/1967, Essen. – <sup>2</sup> Nur zwei Beispiele: Pierre Bertaux „Mutation der Menschheit“ München 1963 („Heutzutage müßten wir schon fast alle zehn Jahre unsere geistige Ausrüstung erneuern.“ „Die technischen Mittel, über die die Menschheit verfügt, haben sich schneller entwickelt als die Techniken der Prognose, die an sich die Anwendung dieser Mittel regulieren sollten.“ „Wenn man einmal angefangen hat zu planen, kann man nicht mehr aufhören, dies in immer größerem Maße zu tun.“ „Das Denken an die Zukunft gehört keineswegs zur Natur des Menschen, sondern zu seiner Kultur.“) Bertaux zitiert viel von Teilhard de Chardin („in Teilhards Augen gehört der Übergang der menschlichen Gattung auf eine höhere Stufe der Organisation zu dem allgemeinen, unwiderruflichen, ständig beschleunigten Aufstieg des Lebens auf unserem Planeten von den Ursprüngen bis in unsere Tage und darüber hinaus“). „Kontexte“ Band 4. Stuttgart 1967. Aufsätze zur geistigen Situation. (G. Ebeling: „Wir sind Zeitgenossen einer neuen, sprunghaften Steigerung der im Gange befindlichen Weltveränderung, tektonischer Vorgänge von ungeahntem Ausmaß.“ J. Moltmann: „Wir haben Prozesse freigesetzt, die eine Eigengesetzlichkeit entfalten, über die wir noch nicht Herr sind.“) – <sup>3</sup> Vgl. etwa die Arbeiten von A. Mitscherlich. – <sup>4</sup> In „Deutscher Heimatbund, Jahrbuch 1965/66“, Neuß 1966. Architekt J. Lehmbrock: „Die Wandlung der Umwelt“ („ . . . wie sorgfältig wir uns über den vollen Umfang des Daseins informieren müssen, bevor wir an Maßnahmen denken

können.“ „Nur wenn wir in der Lage sind, die schlechten Formeln durch bessere zu ersetzen, dann besteht die Hoffnung, daß sich die Verhältnisse allmählich bessern.“) In „Architektur-Wettbewerbe“ Heft 51, Stuttgart Krämer-Verlag, 1967: Roland Ostertag: „Anmerkungen zum Wettbewerbswesen.“ (Beschreibung des Planungsvorgangs heute mit seiner „Tendenz zur äußersten Wandelbarkeit“, um „ein bauliches System zu finden, welches Korrektur und Veränderung seiner gestalteten Objekte durch ein Maximum an auswechselbaren, zeitlich anderen Umweltsbedingungen angepaßten Elementen erlaubt“.) – <sup>5</sup> Berichte in den Heften 9 und 10/1967 von „der architekt“. (R. Jungk: „nur wer fragt, wird weiterleben“; schon recht genaue Prognosen für 1987.) Vgl. auch: „Pressespiegel“ der Pressestelle der Architekten in Baden-Württemberg Nr. 6/1967. – <sup>6</sup> Bericht von Erhard Becker in Stuttgarter Zeitung vom 4. 10. 1967 („Konditionierung des Menschen für eine künstlicher werdende Umwelt“, Referat von Lucius Burckhardt, Basel, über das zu lernende demokratische Wechselspiel im „Dreiecksverhältnis von Mensch, Politik und Umwelt“). – <sup>7</sup> Bericht von H. W. Theil in „Christ und Welt“ vom 29. 9. 1967; oder Veröffentlichungen in der Schriftenreihe „Projekt, Ideen für die Umwelt von morgen“ (Krämer, Stuttgart) mit Aufsätzen wie: „Totale Wohnung“ oder „Einfamilienhaus für morgen“ (weitestgehende Flexibilität des Einzelwohnungsgrundrisses innerhalb verschiedener Kombinationen der Wohneinheiten in „Teppichen“, „Terrassen“, „Hügeln“). – <sup>8</sup> Zu diesen Ausstellungen zwei Aufsätze in Stuttgarter Zeitung vom 7. 10. 1967: Max Bächer: „Die grüne Gesinnung“, Walter Rossow: „Unbekannte Landschaft der Zukunft.“ „Der seltsame Eifer, mit dem wir hier und da ein kleines Naturschutzgebiet, eine Blume oder einen Baum schützen, indes wir untätig und hilflos der Zerstörung unserer Landschaft zuschauen, erklärt sich aus einem verschwommenen, romantischen Naturverhältnis, das eine Natur vor dem Sündenfall sucht, anstatt diese den Bedürfnissen einer Industriegesellschaft entsprechend zu ordnen.“ „Durch gezielte Planung in den Städten können die Restflächen von Grünstreifen, Vorgärten, Verkehrsteilen und Zwischenräumen neu geordnet werden und in ein zusammenhängendes, benützbare Stadtgrün verwandelt werden... Die Großstadt hat mehr Möglichkeiten, als man

denkt“ (M. Bächer). Aus dem Ausstellungskatalog: „Das kleine und das große Grün“: „Ja zur Natur heißt: Ja zur Industrie, Ja zur Stadt, Ja zur Planung“ (M. Bächer). „Die Landschaft ist die biologische Lebensgrundlage nicht nur des Bauern und des Försters; sie ist die Basis der Stadt. Niemand ordnet oder schützt sie. Sie wird stückweise aus kleinster Sicht und Verantwortung verwirtschaftet... der bestehende Landschafts- und Naturschutz an Einzelflächen oder Einzelobjekten hat darauf keinen Einfluß“ (W. Rossow). Vgl. hierzu auch die „Leitsätze für gesetzliche Maßnahmen auf dem Gebiet der Landschaftspflege“ in Heft 8 der „Schriftenreihe des deutschen Rates für Landespflege“. Bonn 1967. – <sup>9</sup> Vgl. Anmerkung (4). – <sup>10</sup> Aus einem Brief von Adolf Schahl. – <sup>11</sup> Vgl. das Anfangszitat. Daß heute auch viele jüngere (gute) Architekten der Denkmalpflege und dem Naturschutz kraß ablehnend gegenüberstehen, ist mit auf ihre einseitige Erziehung zurückzuführen – sollte aber auch diesen Institutionen zu denken geben. – <sup>12</sup> Veröffentlichung (in einer nicht glücklichen Übersetzung aus dem französischen Originaltext) in „db“ deutsche Bauzeitung 12/1965, Stuttgart. – <sup>13</sup> „der architekt“ 10/1967. Entwurfsvorschläge des BDA für diese Resolution („der architekt“ 9/1967) waren recht unbestimmt und kein klar formuliertes „Ja“, wie es die Resolution ausspricht. – <sup>14</sup> Ganzer Text in „der architekt“ 1/1967. – <sup>15</sup> O. Rathfelder in einem Gespräch. – <sup>16</sup> „Burgen und Schlösser in der Tschechoslowakei.“ Ars Praha, 1962 (deutscher Text). – <sup>17</sup> Golo Mann in seinem Festvortrag „Brauchen wir die Vergangenheit noch“ bei der Jahrestagung des Kulturkreises im Bundesverband der deutschen Industrie (in „der architekt“ 12/1967) gibt zwar zu bedenken: „Unsere polnischen Nachbarn, Kommunisten oder keine, haben uns (mit dem Wiederaufbau von Warschau, der Verf.) eine nachdenkliche Lehre gegeben. Vielleicht wußten oder ahnten sie mehr von der lebenspendenden Kraft des Überlieferten als mancher hierzulande, der sich für konservativ hält, weil er nur das unmittelbar Praktische schätzt, weil er an Free Enterprise und an die Wohlthaten einer scharf durchgreifenden Obrigkeit glaubt.“ – <sup>18</sup> Vgl. Festvortrag von Prof. W. Besson, Erlangen: „Der Heimatgedanke in der modernen Welt“, bei der Kundgebung der „Arbeitsgemeinschaft deutscher Heimat-, Wander- und Naturschutzbünde 1966 in Hannover“ nach Bericht in Stuttgarter Zeitung vom 17. 3. 1966. – <sup>19</sup> Adolf Schahl in einem Brief. – <sup>20</sup> Satzung, beschlossen in der Mitgliederversammlung vom 5. Februar 1949.

## Was uns beschäftigt - was uns angeht

### Und die Silberburg?

Der Artikel in der Stuttgarter Zeitung vom 30. 11. 1967 und der Beschluß des Techn. Ausschusses vom 10. Januar 1968 haben Tausende der alten Stuttgarter, welche die Geschichte und die Wandlungen des Bürgergartens „Silberburg“ zum öffentlichen Park in den letzten Jahrzehnten mit Aufmerksamkeit und Freude verfolgt haben, erschreckt aufhorchen lassen. Die prägnante Überschrift „Ein Hochhaus und ein größerer Park“

erweckte Vorstellungen und Erwartungen, über die wohl sehr geteilte Meinungen entstanden, um so mehr als gerade der 2. Teil der Schlagzeile noch nicht durch konkrete Angaben erläutert wurde. Erfreulich ist auf jeden Fall, daß die Silberburgstraße im Abschnitt zwischen Marien- und Reinsburgstraße beidseits aufgeweitet werden soll. Aber man dürfte wohl von dem, was die Stadt fest in der Hand hat, in dieser zentralen Grünanlage nichts abgeben, bevor nicht aus den unsicheren Wechseln auf die Zukunft

reale Kapitalerhöhungen geworden sind. Für eine solche sachliche Einstellung muß u. E. auch ein großes Versicherungsunternehmen durchaus Verständnis haben.

Und die Bürger? Müßten sie nicht die Bemühungen des Bürgervereins Süd und des Verschönerungsvereins, zu welchen der Schwäbische Heimatbund sich auch bekennt, durch private Initiative und Spenden unterstützen, um dazu mitzuhelfen, daß der Gedanke „größerer Park“ bald greifbare Wirklichkeit wird?!

W. K.

Norbert Lieb – Franz Dieth, *Die Vorarlberger Barockbaumeister*. Zweite völlig neubearbeitete und erweiterte Auflage. Verlag Schnell & Steiner, München und Zürich, 1967. 144 Seiten, 272 Abbildungen.

Die erste Auflage dieses grundlegenden Werkes erschien im Jahre 1960. Inzwischen ging die Forschung weiter. Besonders wichtig sind zwei Veröffentlichungen: Oscar Sandners Buch „Die Kuen“ und P.-H. Boerlins Monographie „Die Stiftskirche St. Gallen“, die nachstehend besprochen werden. Da die erste Auflage des Buches „Die Vorarlberger Barockbaumeister“ seinerzeit in der „Schwäbischen Heimat“ nicht behandelt wurde, erscheint es erforderlich, auf die zweite neubearbeitete Auflage ausführlich hinzuweisen, zumal neben der Schweiz Schwaben das wichtigste Wirkungsfeld der Vorarlberger war.

Der Bregenzer Hauptlehrer Franz Dieth, dessen Mutter von den Familien Beer, Moosbrugger und Thumb abstammte und der sich seit Jahrzehnten mit der Genealogie, der Soziologie und dem Zunftwesen der Vorarlberger Meister beschäftigt, hat die Meisterverzeichnisse mit Angaben über Lebensdaten und Tätigkeit bearbeitet (in der zweiten Auflage sind sie von Norbert Lieb überarbeitet worden), er hat die Stammtafeln der wichtigsten Baumeisterfamilien aufgestellt, eine graphisch-statistische Darstellung der Tätigkeit der Vorarlberger Baumeister sowie eine Übersichts-Karte zur Ausstrahlung der Werke der Vorarlberger Baumeister unter besonderer Berücksichtigung der Auer Zunft gezeichnet. Ein großer Teil der photographischen Aufnahmen stammt von ihm. Der kunstwissenschaftliche Teil des Buches ist verfaßt von Norbert Lieb, einem der intimsten Kenner des süddeutschen Barock, früher Direktor der Augsburger Museen, jetzt Professor der Kunstgeschichte in München. Dieser Teil gliedert sich in folgende Abschnitte: Stand und Aufgaben der Forschung; Land und Volkstum; Die Baumeister; Geschichtliche Lage und geographische Ausbreitung der Tätigkeit; Die großen Meister der Baukunst; Klosterbauten und Stiftsanlagen; Typen des Kirchenbaus; Die „Auer Lehrgänge“; Bedeutung und Eigenart.

Vorarlberg liegt an der Kreuzung zweier großer Verkehrsachsen: zwischen Italien und dem oberdeutschen Alpenvorland, zwischen Arlberg und Oberrhein, es ist also ein Gebiet des Durchgangs, der Sammlung und der Ausstrahlung. Das Volkstum Vorarlbergs, in der Hauptsache dem schwäbisch-alemannischen Stamm angehörig, ist teilweise untermischt mit raeto-romanischen Resten und mit Wallisern, die im 13. und 14. Jahrhundert nach Vorarlberg einwanderten. So entstand ein kraftvolles und hochbegabtes Volk, das der Synthese germanischer und romanischer Elemente in der Barockarchitektur besonders aufgeschlossen war.

Die Bauleute stammen, gemäß der alten Territorialgliederung Vorarlbergs aus den Bezirken Bludenz, Feldkirch, Rankweil, Dornbirn, den nördlichen Randgebieten, Bregenz, vor allem aber aus dem Bregenzer Wald, wo die „Auer Zunft“ ihre Heimat hatte. Die Auer Zunft beginnt ihr erstes Zunftbuch im Jahre 1657. „Anfänger der Laadt“ war Michael Beer, geboren um 1605. Die Auer Baumeisterfamilien sind vielfach verwandt und verschwägert, so die Beer, Moosbrugger und Thumb, in deren Familien auch ein wallisischer Einschlag wahrscheinlich ist.

In der Auer Zunft war eine dreijährige Lehrzeit vorgeschrieben, die mit der Ledigsprechung abgeschlossen wurde. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zum Jahre

1787 sind 1814 Ledigsprechungen zu verzeichnen. Die Ausbildung erfolgte zum Teil auf der Baustelle, zum Teil in theoretischer Unterweisung. Dann folgte die übliche Gesellenwanderschaft. Die nächste Stufe war die Funktion des Paliers. Nach erfolgreichem Palierdienst konnte die Meisterschaft erworben werden. Die Bautrupps waren verschieden groß. Sie wurden im Winter zusammengestellt, zogen im Frühjahr fort und kamen im Spätherbst zurück.

Die Vorarlberger Barockbaumeister, die nach dem Dreißigjährigen Kriege allmählich die Welschgraubündener Baumeister verdrängten, weil sie sehr einfach lebten und deshalb sehr billig arbeiten konnten, haben sich hauptsächlich in der Schweiz, in Oberschwaben und Bayrisch Schwaben und am Oberrhein betätigt. Nur vereinzelt sind sie nach Oberbayern, zum Mittelrhein und nach Mainfranken vorgedrungen, während zum Nachbarland Tirol kaum Beziehungen erkennbar sind.

Von den bedeutendsten Vorarlberger Barockbaumeistern bringt Lieb Kurzbiographien, von Michael Beer, Michael Thumb, Johann Georg Kuen, Christian Thumb, Kaspar Moosbrugger, Franz Beer (II) von Bleichten, Peter Thumb und Johann Michael Beer von Bleichten. (Von diesen gehört nur Johann Georg Kuen nicht zur Auer Zunft. Näheres über ihn in der Besprechung über das Buch „Die Kuen“ von Oscar Sandner.)

In dem Abschnitt über die Klosterbauten und Stiftsanlagen werden die verschiedenen Grundschemas der Anlagen beschrieben und mit Beispielen belegt. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle darauf näher einzugehen.

In dem Abschnitt „Typen des Kirchenbaus“ wird zunächst der Begriff „Vorarlberger Münsterschema“ behandelt, den Berthold Pfeiffer zu Beginn unseres Jahrhunderts geprägt hat. Er hat ihn aus den Kirchenbauten Schönenberg-Ellwangen, Obermarchtal, Friedrichshafen und Weißenau abgeleitet. Die Hauptkennzeichen sind: Wandpfeilerhalle, Emporen, breitrechteckige Vierung mit zurückgesetzten Emporen, durchgehendes Tonnengewölbe. Die Wandpfeilerhalle ist keine Erfindung der Vorarlberger, sondern ein in der Barockzeit weitverbreiteter Typus. Das Vorarlberger Münsterschema ist auch nicht der einzige von den Vorarlbergern verwendete Typus. Trotzdem möchte Lieb den Begriff als Vereinbarung beibehalten wissen. Lieb verfolgt die Entwicklung der Wandpfeilerhalle von der Spätgotik (Stadtkirche in Schwaigern) über die Zeit um 1600 (Schloßkirche in Haigerloch) zu den Kirchen der Jesuiten (Dillingen, Eichstätt, Landshut usw.). Die unmittelbaren Vorgänger von Schönenberg und Obermarchtal finden sich in der Schweiz und zwar bei den Jesuitenkirchen in Luzern (Planskizze 1665) und Solothurn (Kirchenplan 1672, Schlußredaktion durch Jesuitenpater Heinrich Mayer 1679). Bei Schönenberg arbeitete noch der Jesuitenpater Heinrich Mayer mit. Ihm wird die Anordnung der Attika über dem Hauptgesims zugeschrieben. Für Obermarchtal aber geht die Konzeption allein auf Michael Thumb zurück. Seine Mitarbeiter waren sein Bruder Christian Thumb und sein Vetter Franz Beer (II). Das Schema von Obermarchtal wird fast unverändert beibehalten in Friedrichshafen (Christian Thumb), Isee, Rheinau und Belleley (Franz Beer II) und Sankt Peter im Schwarzwald (Peter Thumb). Es wird bereichert und rhythmisiert von Franz Beer II in Sankt Urban und Weißenau. Es wird modifiziert u. a. in Weingarten, Katharinental und Münsterlingen (Franz Beer II).

Dazu kommen andere Grundarten des Langbaues: Basilika (Kirche St. Lorenz in Kempten von Michael Beer), Säulenhalle (Große Sakristei und Studentenkapelle in St. Gallen von Kuen), Pfeilerhalle (Großkornburg von Joseph Greissing), der einräumige Saal (u. a. Bludesch von Michael Beer bis zur Wallfahrtskirche Neubirnu

von Peter Thumb). Ferner Kirchenbauten in Kreuzform (Ehingen), Verbindung von Zentralbau und Kreuzform (Friedhofskapelle in Salem-Stefansfeld von Franz Beer II und Kirche in Bernhardszell von Ferdinand Beer). Am wichtigsten sind die Kirchen, die eine Langhauskomposition mit einem Zentralraum verbinden: Lorenzkirche in Kempten, Klosterkirche in Einsiedeln und Stiftskirche St. Gallen. Der Schlußzentralraum in Kempten erweist sich nach Lieb als Motiv fürststiftlicher Exklusivität. In Einsiedeln ist der Zentralraum als Motiv des Wallfahrtskultes an den Anfang gesetzt. Lieb: „Hier binden und lösen sich die Spannungen von Weite und Höhe, Tiefenrichtung und Umgang, Bewegung und Ruhe in einer der individuellen Andacht wie der Kultgemeinschaft gleichermaßen bereiten Sakralität.“ Zu St. Gallen sagt Lieb: „Der Mittelraum bildet – nicht zufällig in der der Aufklärung sich nähernden Spätzeit –, das Zentrum einer fast abstrakten Gleichmäßigkeit von Haltung und Fassung.“ Es folgt dann eine ausführliche Würdigung der beiden „Auer Lehrgänge“, die Franz Dieth im Jahre 1954 in Au-Rehmen im Besitz von Nachkommen alter Baumeisterfamilien entdeckte. Die Bände enthalten eine Anzahl von Tafeln, die nach theoretischen Werken von Pozzo und d'Aviler-Sturm kopiert sind und eine Anzahl von Kirchenplänen. Lieb schlägt als Sammler und Zeichner der Auer Kirchenpläne, für einen Großteil auch als Urheber, Franz I Beer, genannt von Bildstein, vor. Der Fund ist ein Beweis dafür, daß die in der Barockzeit vielfach gepflegte Architekturtheorie auch im Bregenzerwald Liebhaber gefunden hat.

Dem großartigen Schlußabschnitt „Bedeutung und Eigenart“ möchten wir nur einige wenige Angaben entnehmen und einige Stellen wörtlich zitieren. Die Vorarlberger haben im ganzen gegen 800 Bauaufträge und etwa 200 Stukkaturaufträge erhalten. Davon entfallen auf die Auer Zunft 60% der Bau- und 70% der Dekorationsaufträge. Neuschöpfungen sind: 51 Klosterkirchen, 12 Wallfahrtskirchen, 125 Stadt- und Dorfkirchen, 116 Neu- und Teilbauten von Klöstern. Vom Verhältnis der Vorarlberger zur Dekoration und Bildkunst schreibt Lieb u. a.: „Bei der Stereometrie und konsistenten Tektonik der vorarlbergischen Bauauffassung ist die malerisch-bildhafte und plastisch-bildnerische Art einer ‚barocken‘ Maler- und Stukkatoren-Architektur nicht zu erwarten.“ Der hochbegabte Stukkator Johann Jakob Schwarzmann ist nicht zu einer Zusammenarbeit mit einem der großen vorarlbergischen Baumeister gekommen. Die späten Rokokomeister aus der Familie Moosbrugger, die sehr originelle Einfälle hatten, haben ebenfalls einen Zusammenhang mit großer Architektur nicht finden können.

Zum Gesamtbild der Vorarlberger Baumeisterschaft nur noch zwei kurze Zitate: „Von allen Vorarlbergern haben Kaspar Moosbrugger und Franz Beer von Bleichten schöpferische Höhen erreicht, ist Peter Thumb solchen nahe gekommen. Im ganzen der Barockarchitektur Deutschlands erscheinen die Vorarlberger als vortreffliche und treue Diener an konkreten Aufgaben: in zuverlässigen Bauführungen, in der Durchbildung der zumal für Stiftskirchen ausdrucksvollen Wandpfeilerarchitektur, in der Regularität großer Stiftnanlagen.“ Und zum Schluß: „So ziehen wir als Summe das Ergebnis, daß das Schaffen der Vorarlberger Baumeister eine Leistung von eigener Art und beständigem Wert darstellt, die auch im internationalen Gesamtbild der Barockarchitektur ihre Bedeutung hat.“

Das Buch ist vom Verlag, dem es ein besonderes Anliegen war, glänzend ausgestattet, es ist für den Bauhistoriker unentbehrlich und für den Liebhaber ein großer Genuß. Das Erscheinen des Werks wurde durch die Förderung der Vorarlberger Landesregierung in Bregenz ermöglicht.

Walther Genzmer

Oscar Sandner, *Die Kuen, Bregenzer Baumeister des Barock*. Jan Thorbecke Verlag Konstanz, Lingenhölle & Co., Bregenz. 1962. 104 Seiten, 52 Abbildungen.

Oscar Sandner, Kulturreferent der Stadt Bregenz, der 1950 mit einer Dissertation „Die Vorarlberger Bauschule; die Entwicklung der kirchlichen Raumformen 1650–1780“ in Innsbruck promovierte und 1954 im Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins eine Arbeit mit dem Titel „Das Vorarlberger Münsterschema und die Zeit von 1680 bis 1700“ veröffentlichte, hat die Monographie über die Baumeisterfamilie Kuen auf Grund eingehender Forschungen verfaßt.

Die Familie Kuen stammt aus der Herrschaft Hohenegg, nördlich von Bregenz gelegen und seit 1814 zu Bayern gehörig. Mehrere Brüder wanderten 1622/23 in Bregenz ein. Die wichtigsten Mitglieder der Familie sind Michael Kuen, sein Sohn Johann Georg und sein Enkel Franz Anton Kuen. Die Kuen sind die einzigen bedeutenden Barockbaumeister Vorarlbergs, die nicht zur Auer Zunft gehören.

Michael Kuen, geboren im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, gestorben 1686, ist ein Zeitgenosse des Bregenzerwälders Michael Beer, geboren um 1605, gestorben 1666, Johann Georg (1642–1691) ist ein Generationsgenosse Michael Thumbs (1640–1690).

Michael Kuen, gleich Michael Beer ein, wie Sandner sich treffend ausdrückt, „Baumeister auf eigene Faust“, hat eine umfangreiche Bautätigkeit entfaltet. In einer zeitgenössischen Würdigung heißt es, daß er „im Reich, in diesen österreichisch-Schweizer- und andern Landten auch ganz neue mans und Frauen Clöster, vil vornehme Kirchen, palläst vnd andre köstliche gepeuw Gaist: vnd weltlicher Fürsten, Craffen und Heeren ohne ainige Klag und mangl aufgeführt“ hat. Während das Lebenswerk Michael Beers wohl vollständig bekannt ist, ist das bei Michael Kuen nicht der Fall. Man weiß z. B. nicht, was mit den Bauten in „andern Landten“ gemeint ist.

Beide Baumeister haben verschiedene Stilmerkmale gemeinsam: die einfachen Baukuben, die gleichmäßige Verteilung der Fensteröffnungen. Verschiedenheiten bestehen in der Gestaltung der Giebel. Michael Beer verwendet grundsätzlich glatte Giebel, teilt aber die Giebelflächen sehr lebendig auf. Michael Kuen bevorzugt Staffelfiebel mit einfachen Aufteilungen der Giebelflächen (Schloß Tettmang, Schloß Ittendorf, das ehemalige Schloß Langenargen). (Näheres über Michael Beer in den beiden Abhandlungen des Verfassers dieser Buchbesprechung „Das Lebenswerk des Vorarlberger Baumeisters Michael Beer“ in der Zeitschrift „Das Münster“, 1952, Heft 3/4, und „Der Einfluß der Bauweise Michael Beers auf die Bregenzerwälder Barockbaumeister“ in der Zeitschrift „Montfort“, Heft 2/1966. Die erstgenannte Abhandlung gab die Anregung zu dem Buch von Natalie Beer „Jubel der Steine, Roman einer Baumeisterfamilie“, erschienen 1964 beim Leopold Stocker Verlag, Graz und Stuttgart. Darin gibt die feinfühlig Schriftstellerin, eine Nachkommin der Bregenzerwälder Baumeisterfamilie Beer, eine in freier dichterischer Form gehaltene Lebensbeschreibung des kraft- und phantasievollen Begründers der Auer Zunft Michael Beer und ein eindrucksvolles Bild der Zustände nach dem Dreißigjährigen Kriege in Vorarlberg und der Tätigkeit der Mitglieder der Auer Zunft. Auch eine Begegnung Michael Beers mit Michael Kuen wird geschildert, wie sie sich etwa zugetragen haben könnte.)

Michael Kuen hat in Bregenz eine Anzahl von Profanbauten ausgeführt, darunter das hübsche Deuring-schloßchen und das Rathaus der Oberstadt, einen Fachwerkbau. Das Dominikanerinnenkloster Thalheim in Bregenz ist zur Hälfte von Michael Kuen, zur Hälfte

von Michael Thumb erbaut. Hierüber entstand ein Streit, über den Protokoll geführt wurde. Dieses interessante Protokoll hat sich zum Glück erhalten, eines der wenigen archivalischen Dokumente zur Tätigkeit Michael Kuens. Das Kloster Thalbach bietet architektonisch kaum etwas Bemerkenswertes. Dagegen ist der Grundriß der Wallfahrtskirche Maria Bildstein von 1662, die archivalisch als ein Werk Michael Kuens bezeugt ist, sehr originell und zeugt von einem selbständigen Geist. Diese Saalkirche mit ihren seitlichen Ausweitungen, die nicht platt geschlossen sind, sondern im Segmentbogen schwingen, deutet zukunftsweisend auf Birnau.

Bei der Vorbereitung des Baues der Jesuitenkirche in Luzern wird im Jahre 1665 im Rechnungsbuch neben zwei anderen Architekten ein „Architectus Brigantinus“ genannt, der auch am 3. Dezember 1666 nach der Grundsteinlegung der Kirche ein Honorar empfängt. Da es keine anderen Baumeister um diese Zeit in Bregenz gab, Michael Beer im Mai 1666 starb und Michael Thumb und Johann Georg Kuen damals noch sehr jung waren, kommt nach Ansicht Sandners nur Michael Kuen in Frage, der sich somit also auch, genau wie Michael Beer (Lorenzkirche in Kempten) mit den Problemen der Basilika befaßt hat.

Michael Kuen hat in seinem höheren Alter viel mit seinem Sohn Johann Georg zusammengearbeitet. Es ist nicht immer möglich, das Schaffen der beiden Meister gegeneinander abzugrenzen.

Sehr anregend ist der Vergleich zwischen Michael Thumb und Johann Georg Kuen. Das Lebenswerk Michael Thumbs kulminierte in den großzügigen Konzeptionen der Kirchen Schönenberg-Ellwangen (1682) und Obermarchtal (1686), die für die späteren im sogenannten „Vorarlberger Münsterschema“ errichteten Kirchenbauten die Anregung gaben. Demgegenüber hat sich Johann Georg Kuen vielseitiger betätigt.

Seine Beichtkirche mit der darüberliegenden Studentenkapelle in Einsiedeln (1676–78) sind feinsinnige Säulenhallen. Die Kirche in Pfäfers (1688–93) verwendet Elemente des Vorarlberger Münsterschemas, fügt aber durch Doppelarkaden eine Art Stützenwechsel hinzu, nimmt also den späteren von den Meistern der Auer Zunft bewirkten Auflösungsprozeß des Schemas bereits vorweg. Der Chor der Wallfahrtskirche Einsiedeln (1674–76) zeigt bereits ein Wandpfeilersystem im Sinne des Münsterschemas.

Sandner möchte auch einen Konnex mit dem Schaffen der Kuen bei der Gestaltung der Jesuitenkirche in Solothurn annehmen. Wäre hier außer dem Langhaussystem (1680) auch die Chorplanung von 1670–72 zur Ausführung gekommen, so wäre Solothurn der erste Bau nach dem Vorarlberger Münsterschema geworden.

Johann Georg Kuen hat auch Zentralbauten geschaffen: die sechseckige Magdalenenkapelle in Einsiedeln (1680 bis 1684) und wahrscheinlich die Antoniuskapelle in Feldkirch-Tisis (1685–86). Sandner hält auch eine Mitwirkung an der Ulrichskapelle in St. Urban, 1690 erbaut, 1711 wegen des Baues der Klosterkirche abgerissen, für möglich. Die Auseinandersetzung von Langbau und Zentralbau findet sich auf dem Idealplan für Kirche und Kloster Einsiedeln, der wahrscheinlich von seinem Schüler Andreas Moosbrugger mit „deß Hans Jörgg sien riß“ bezeichnet ist und um 1676–81 entstanden sein muß. Die Zeichnung, die in Einsiedeln gefunden wurde, zeigt in Parallelperspektive die Klosteranlage mit der kuppelgekrönten basilikalischen Kirche in der Mitte und um vier Höfe gruppierten Klosterflügeln – eine Anlage, die letzten Endes auf das Vorbild Escorial in Spanien zurückgeht.

Wenn Sandner sagt: „Kuen ist weniger zielstrebig als Michael Thumb, aber der größere Baukünstler und un-

gleich vielseitiger“, so wird man ihm recht geben müssen, besonders wenn man die Details, etwa Marienberg von Thumb (1682) mit der Beichtkirche in Einsiedeln miteinander vergleicht, wobei zu berücksichtigen ist, daß die Details im Innern der Klosterkirche Obermarchtal zum großen Teil von dem Wessobrunner Stukkator Johann Schmuzer entworfen und ausgeführt worden sind.

Franz Anton Kuen, der Sohn Johann Georg Kuens, hat sich hauptsächlich als sehr begabter Steinbildhauer, gelegentlich auch als Holzschnitzer, betätigt, nicht nur in der Nähe seiner Heimat, sondern auch vielfach in Böhmen. Das vom Verlag mit Liebe und Geschmack ausgestattete Buch ist als Ergänzung zu dem vorstehend besprochenen Buch von Lieb und Dieth wichtig und lesenswert.

Walther Genzmer

Paul-Henry Boerlin, *Die Stiftskirche St. Gallen*. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Barockarchitektur. A. Francke Verlag Bern, 1964. 213 Seiten, 60 Abbildungen.

Dieser Monographie liegt eine Dissertation an der Baseler Universität zugrunde. Sie bildet eine weitere willkommene Ergänzung zu dem Buch von Lieb und Dieth über die Vorarlberger Barockbaumeister.

Die Stiftskirche St. Gallen, eines der bedeutendsten Bauwerke der Vorarlberger, wird von Paul-Henry Boerlin in ihrer baugeschichtlichen Entstehung beschrieben und in einen größeren Zusammenhang gestellt.

Die Baugeschichte ist sehr kompliziert und in einigen Punkten noch nicht restlos geklärt. In St. Gallen befinden sich nicht weniger als vierzehn Projekte und ein Modell. Dazu kommen ein Grundriß, der 1950 in Luzern gefunden wurde, und ein weiterer Grundriß, gefunden 1956 in Au.

Elf von den Projekten haben keinen direkten Zusammenhang mit der Ausführung. Drei Projekte aus St. Gallen, das Modell und der Grundriß aus Au stellen unmittelbare Vorstufen des ausgeführten Baues dar. Das eine Projekt wird von Boerlin Caspar Moosbrugger, von Lieb Johann Michael (II) Beer von Bleichten zugeschrieben. Das zweite darf als Arbeit Johann Caspar Bagnatos angesehen werden. Das Modell fertigte Bruder Gabriel Looser, ein gelernter Schreiner, und hierzu zeichnete Peter Thumb eine Fassade. 1755 wurde mit dem Bau begonnen. Mit der Ausführung wurde Peter Thumb beauftragt. Unter seiner Leitung wurde das westliche Langhaus und der Zentralraum erbaut. Das östliche Langhaus mit dem Chorraum und der Doppelturmfassade entstand 1761–66 unter der Leitung von Johann Michael (I) Beer von Bildstein. Der schwungvolle Mittelgiebel, an dem der geniale Josef Anton Feuchtmayr, der Schöpfer der Beichtstühle und des Chorgestühls, die Plastiken ausführte, wird wohl, wie Boerlin, unserer Ansicht nach mit Recht, annimmt, auch in seiner Gesamtform von Feuchtmayr beeinflusst worden sein. Das Ganze ist mit großer Ausführlichkeit und sehr lebendig dargestellt. Auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen.

Was dem Buch aber über seine Bedeutung als Monographie hinaus einen besonderen Wert verleiht, ist der Teil III mit der Überschrift: „St. Gallen im Rahmen der deutschen Barockarchitektur.“ Der Verfasser behandelt zunächst die Voraussetzungen, nämlich die Vereinigung von Longitudinal- und Zentralbau, eines der wichtigsten Ziele und Anliegen der Barockarchitektur. Wir fassen den Gedankengang ganz kurz zusammen: Der Longitudinalbau arbeitet mit einem in eine bestimmte Richtungweisenden Bewegungsvorgang. Beim Zentralbau ist, wie Boerlin schreibt, der Raum nicht von einem Punkte aus einer Achse entlang kontinuierlich in einer

bestimmten Richtung entwickelt, sondern von einem Punkte aus gleichmäßig nach allen Seiten. Da das Zentrum aber nicht unmittelbar betretbar ist, muß es von der Peripherie her erreicht werden, und so entsteht sofort im Moment des Betretens eine eindeutige Achse. Das Raumerlebnis erfolgt also verkehrt.

Bis gegen 1600 traten beide Raumformen selbständig nebeneinander auf. Der Barock aber versucht, eine Synthese herzustellen. Hierfür gibt es zwei Möglichkeiten: die Zentralisierung des Longitudinalbaues und die Längung des Zentralbaues.

Bei der Kirche Il Gesu in Rom werden die Seitenschiffe gestrichen zugunsten eines mächtigen Hauptraumes. An das Langhaus schließt sich ein Kuppelraum an, der die halbe Länge des Langhauses hat. Die Längsrichtung bestimmt nicht mehr allein den Charakter des Raumes, sondern stellt nur noch einen Teil der Gesamtwirkung dar. Dieser Bautyp mit seinem additiven Charakter ist jedoch als Beitrag zur Vereinigung von Longitudinal- und Zentralbau noch nicht ganz befriedigend. Daher geht man einen Schritt weiter und verschiebt den Kuppelraum nach der Mitte der Längsachse, d. h. der durchgehende Längsraum wird von einem Zentralraum durchdrungen. Um zu erreichen, daß der Zentralraum unlösbar in den Horizontalfluß der Tiefenbewegung eingeschmolzen wird, verzichtet man auf die Tambourkuppel und ersetzt sie durch eine Flachkuppel oder eine Hängekuppel.

Eine weitere Stufe wird erreicht, wenn der Zentralraum statt eines Kreises in elliptischer Form gestaltet wird; denn hier entsteht durch die Verbindung der beiden Brennpunkte der Ellipse eine Mittellinie, die auch eine Längsausdehnung mit sich bringt. Die kreisende Bewegung, die der Zentralraum ausübt, wird in einer letzten Stufe der Entwicklung auch auf das Langhaus übertragen. Nach dem Vorgange einiger böhmischer Kirchen verleiht Johann Dientzenhofer bei der Klosterkirche in Banz durch schräggestellte Pilaster und windschiefe Gurtbögen auch dem Langhaus eine kreisende Bewegung, eine Form, die durch Balthasar Neumann bei der Wallfahrtskircheierzehneiligen und bei der Klosterkirche Neresheim ihre letzte Vollendung erfährt. Boerlin behandelt auch die zweite Möglichkeit, die Längung des Zentralbaues. Wir wollen sie hier übergehen, zumal sie mit der St. Gallener Kirche nichts zu tun hat.

Wohin gehört nun St. Gallen? In der Grundrißdisposition, im Dominieren eines Kuppelraumes zwischen symmetrischen Längsarmen, stellt die Kirche die zeitgemäße Lösung des Barock dar. Da aber das traditionelle Wandpfeilersystem der Vorarlberger unverändert beibehalten wird, besteht, wie Boerlin sich ausdrückt, „eine Diskrepanz zwischen dem biologischen Standort und demjenigen seiner tatsächlichen Instrumentierung“. Diese Instrumentierung, also das Altertümliche, schreibt Boerlin dem sich stets im verhältnismäßig engen Rahmen der Vorarlberger haltenden Peter Thumb zu, während die Gesamtkonzeption von Architekten beeinflusst ist, die sich anderweitig Anregungen geholt haben.

Das sehr schön ausgestattete Buch ist jedem, der sich mit der Geschichte der Barockarchitektur befaßt, wärmstens zu empfehlen. Ein Besuch der Kirche ist, nach der in den letzten Jahren vorgenommenen hervorragend gelungenen Instandsetzung, einer Großtat der schweizerischen Denkmalpflege, die eine eingehende Behandlung verdienen würde, noch lohnender geworden als früher.

Walther Genzmer

Scharfe-Schenda-Schwedt, *Volksfrömmigkeit*. Bildzeugnisse aus Vergangenheit und Gegenwart, Spectrum-Verlag Stuttgart, Band 7 der Reihe Das Bild in For-

schung und Lehre, herausgegeben von den Landesbildstellen Baden und Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen. 130 Seiten, 155 teilweise ganzseitige Tafeln. DM 36,-.

Das zur Zeit in der volkskundlichen Wissenschaft mehr denn je angestrebte Ziel absoluter Sachlichkeit prägt sich in einem Bildband wie dem vorliegenden ganz besonders wohltuend aus. Aufbauend auf dem Material einer Ausstellung, die 1963 im Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen gezeigt wurde und zu welcher Museen und private Liebhaber Leihgaben beigetragen hatten, ist hier ein anspruchsvolles und für den deutschen Südsten auch erstmaliges Werk entstanden, das in großformatiger Ausstattung Bildzeugnisse religiösen Volksdenkens ohne alle Wertung aufzeigt. Und wie gefährlich nahe läge diese Gefahr der Wertung gerade auf dem Sektor der Volksfrömmigkeit! Wie leicht spräche sich das Wort Kitsch aus, wie deutlich könnte die Versuchung werden, „Altes“ und „Wertvolles“ hervorzuheben, wie das in früher erschienenen Werken solcher Art ohne Bedenken geschah. Hier existiert weder ein künstlerischer, noch ein konfessioneller, noch ein historischer Maßstab, hier wird behutsam und in sehr ernsthaftem Bemühen sauber und werkgerecht nebeneinander gelegt und zur Diskussion gestellt. Wenn gefragt wird, so nur nach dem Inhalt; der Weg ist der direkte, die intentio recta, wie Prof. Dr. Hermann Bausinger in seinem brillant formulierten Vorwort erläutert. Wenn sortiert wird, dann vor dem Hintergrund der entscheidenden Zeitströmungen: Barock, Pietismus, Aufklärung setzen die notwendige Markierung in den Aufsätzen der drei Autoren Martin Scharfe, Rudolf Schenda und Herbert Schwedt. Ob es sich um das Thema des religiösen Volksbrauches, um Erklärungen zu den Bildzeugnissen evangelischer Frömmigkeit oder um die vielschichtigen Wurzeln und Probleme der Wallfahrten handelt – mehr kann eigentlich im Augenblick gar nicht gesagt werden. Es handelt sich jeweils um Konzentrate aus jahrelangen Forschungen, die aber so leicht und lebendig übermittelt werden, daß auch der unvoreingenommene Leser sich an dieser bunten, vielfältigen, ja sprühenden Sachkenntnis freuen muß. Freuen kann er sich auch einfach beim Blättern: die prächtigen, unter neuartigen Aspekten gruppierten Bildbeispiele sprechen für sich.

A. Bischoff-Luitblen

### Italienische Reisen

Das Erlebnis der Wanderschaft ist ein Motiv, das in Otto Rombachs Romanen häufig wiederkehrt. Der Hang zum Wandern und Reisen weist sich in ihnen sogar als charakteristischer Zug eines weltoffenen Schwabentums aus. Sie zeigen jedenfalls, daß die wanderfrohe Aufgeschlossenheit dieses Stammes schon seit eh und je sich anderen Ländern zugewandt, ja nicht selten in der Fremde erst entdeckt hat, was das eigene Wesensbild bestimmt.

Seit einem Jahrzehnt begleiten Reiseberichte das literarische Schaffen in regelmäßigem Abstand. Sie haben, als Niederschlag persönlichen Erlebens, für das Gesamtwerk kein geringeres Gewicht, zumal sie die Quellen belegen, aus denen die dichterische Imagination geschöpft, also ein Roman wie „Der junge Herr Alexius“ sein glaubwürdiges Zeitkolorit erhalten hat.

Schon aus diesem Grunde ist es erfreulich, daß auf die „Ägyptische Reise“ (1957) und die „Alte Liebe zu Frankreich“ (1962) Otto Rombach 1967 einen Band „Italienische Reisen“ folgen läßt (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; 300 S., 24 Abbildungen, Ln. 16,80 DM). Es liegt in

solchem Anspruch freilich auch begründet, daß dieses Buch nicht ein Reiseführer üblicher Art ist. Es reiht sich vielmehr in die reiche Tradition von Berichten und Lebenszeugnissen ein, die seit den Tagen Windkelmanns und Goethes festgehalten haben, wie merkwürdig erregend das Wechselspiel von Natur und Kultur in diesem Land, diesem Urland nordischer Wandersehnsucht erfahren worden ist. Dennoch gewinnt Rombachs beruhigt verweilende, ausgewogene Darstellung dem bereits so vielgestaltig aufgenommenen und erlebten Italienbild eine eigene Note ab. Dichterische Gestaltungskraft und gründliche Sachkenntnis haben hier die Vielheit des einzelnen zu einem Bild verwoben, das die reinere Wirklichkeit des Humanen weder romantisch überhöht noch in sich isoliert, sondern diese in ihrem ursprünglichen Einklang mit allen Lebensschichten des Volkes und dem Elementaren der Natur uns vor Augen stellt.

Rombachs Reisen von den Alpenpässen bis Sizilien lassen uns deshalb erfahren, wie die „innere Erbschaft aus allen Geistesbereichen der mittelmeerischen Welt“ noch mitten im volkreichen Leben der Gegenwart unvermutet hervorbricht und uns in ihren Bann schlägt. Gleichviel, ob die Etruskergräber bei Tarquinia oder die uralten Gemäuer der Nuraghen auf Sardinien, die Ruinen römischer Tempel und Arenen oder die mittelalterlichen Paläste und Dome seinen Blick fesseln und er dabei in den Steinbrüchen von Carrara den Marmor wiedererkennt, aus dem einst Michelangelo seine Skulpturen gemeißelt hat – immer fließt Vergangenheit und Gegenwart in den bildkräftigen Szenen seiner Schilderung lebendig ineinander. Denn Rombach versteht es meisterhaft, das Eigenständige vergangener Zeiten in Vorgänge aufzulösen, in denen wir selber ergriffene Teilhaber des hier Gesehenen und einst Geschehenen werden.

So können wir in stiller Partnerschaft mit den Menschen und Dingen („als sei auf einmal ein Bild aus einer fernen Welt und Zeit zur Wirklichkeit geworden“) den Wegen folgen, auf denen Kaiser und Künstler, Kaufherren und Pilger nach dem Süden gezogen sind. Auf eine ebensolche Weise läßt die ganz persönliche Begegnung mit den eigenbürtigen Werken dieses Landes, seines zur Weite und Größe geöffneten Lebens uns in diesem Buch den immer wieder neu zu entdeckenden Raum des geistigen Abendlands durchwandern.

Emil Wezel

### Welterfahrung im Heimatgrund

Die Frage, wie der einzelne seinen Wesenskern gegen die Welt abzuschirmen und sich dennoch wesentlichen Werten offenzuhalten vermag, ist ein häufig wiederkehrendes Motiv der Erzählkunst, die sich in den beharrenden Tiefengrund der Heimat einläßt. Ein solches Verlangen nach Selbstbewahrung gewinnt eben durch die Liebe diese Offenheit zum Leben, eine den Kern des Persönlichen erfüllende Lebenszuversicht. Das ist das Thema der vier Erzählungen, die *Wilhelm Schloz* in einem neuen Band vorlegt: *Wäre uns die Liebe nicht gegeben* (Verlag Arno Balzer, Stuttgart; 226 S., Ln. 14,80 DM). Denn nur an der Liebe kann der einzelne seinen Wert, das Leben seine Tragfähigkeit erproben. Sie wird deshalb nicht als ein Ereignis gesehen, das sich selbst genug ist, sondern als ein Geschehen, das letztlich über Erfüllung und Reife des Menschen, ja über den Sinn seines Daseins entscheidet. Die ernstere und herbere Tönung einer solchen Liebe gibt sich darum auch nicht im Frühling der Leidenschaft, sondern erst im herbstlichen

Wissen um das Vergehende zu erkennen. An Grenzerfahrungen klärt sich ihr Bild.

Solche Erfahrungen sind es, die in diesen Erzählungen ein schon im Frühwerk angeschlagenes Thema weiterführen und zum nachdenklichen Lesen zwingen. „Der erste Ritt“ macht zwar die Zähmung eines Pferdes zu einem spannenden Jugenderlebnis (in der Urzeit der Landnahme), aber das ahnend-gefühlhafte Aufleuchten einer Liebe, die stärker als das geltende Gesetz ist, kündigt am Ende des Geschehens den Anbruch eines neuen Zeitalters an. „Das Selbstopfer“ schlägt die Brücke in die Gegenwart: eine Kurgastrunde lernt das Maßlose des verstrickenden Augenblicks am Maß zeitüberhobener Schicksalsfügungen begreifen. „Die letzte Liebesfahrt“ prüft Lockung und Grenze einer kurzen Begegnung an einer solchen mit dem Ewigen: an einer von mütterlicher Liebe ins Schwerelose aufgehobenen Stunde des Sterbens. Auch die Ehe der „Frau Magda Meier“ zeigt erst in dem Augenblick, der die Partner endgültig zu trennen droht, was eine im Stillen reifende Liebe wieder zu heilen vermag. Immer in diesen Erzählungen also erprobt sich das Leben an der Liebe, die eins ist mit der Widerstandskraft des Moralischen in reinen Naturen. Wohl bleibt das Bild dieser Liebe an den Anschauungsraum der Heimat gebunden. Aber die Genauigkeit eines geduldig wartenden Ergründens erkennt auch im Alltäglichen die durch die Liebe sich herstellende Gerechtigkeit des Lebens. Denn vor dem Maß ihrer zeitlosen Ordnung scheidet sich Gutes und Böses. Es bedeutet deshalb dem Erzähler Schloz nicht wenig, diese Ordnung als ein Lebensfundament der Welt zu verteidigen.

Etwas von Trauer um die verlorene Einfalt der alten Zeit, die von einer solchen Ordnung noch getragen war, schwingt auch in dem Roman von *Hermann Lenz*: *Verlassene Zimmer* (Jakob Hegner-Verlag, Köln; 251 S., Ln. 16,80 DM). Jene alte Zeit ist hier die des Handwerksbürgertums, das im schwäbischen Raum, selbst in der Großstadt, bis in die ruhelos schwankenden zwanziger Jahre seine Lebensart, sein Verlangen nach Sicherung im schlichten Alltag bewahrt hat. Dennoch läßt dieser Roman das Beharrende und Bleibende im Vergänglichen auf eine andere Weise durch das menschliche Schicksal durchscheinen. Die subjektiverende Erzählform fängt alles Geschehen und Erleben im Spiegel des Bewußtseins ein, in dem das erfahrene Dasein sich mit dem Leisen, Schwebenden, Ungewissenen eines nur ahnenden Fühlens zu unausdeutbaren Möglichkeiten öffnet. Ein solches Erzählen schichtet darum das Innen und Außen wechselvoll ineinander, verhüllt und beleuchtet es zugleich und verklammert es dabei zu einem dichten Geflecht von Reflexionen, Stimmungen und Gefühlen, in denen sich die Erinnerungen ablageren. Wenn somit „jeder schließlich nur den Faden kannte, den er selber drehte“, so taucht doch alles mit allem in das unaufhaltsame Fließen der Zeit, „das zwar nirgends zu bemerken war, aber trotzdem überall eindrang.“

Dargestalt wird im innen gespiegelten Lebenslauf des alternden Ehepaars Krumm die Geschichte dreier Generationen gegenwärtig. Stuttgart, Künzelsau und nochmals Stuttgart bilden den Schauplatz der Handlung. Julius Krumm, ein Werkzeugmacher, ist aus Amerika zurückgekehrt. Aber was er nun innerhalb und außerhalb seines Gasthauses scheinbar beiläufig beim Dabeistehen und Zuschauen erlebt, reflektiert sehr genau die Lebens- und Stimmungslage der Vorweltkriegsjahre, deren Glauben an Vaterland, Sitte und Recht bis ins Detail mundartlicher Sprachwendungen hinein.

Nach Krumms Tod beginnt der zweite Teil des Romans. Das von Güte erfüllte Leben der Mutter legt zwar einen Hauch von Verklärung über das Verhängnishafte, das am Horizont der Zeit heraufzieht. Aber die Tochter Irene

kommt durch die Heirat mit einem Zeichenlehrer, der ein „vaterländischer“ Soldat wird, bereits mit den Mächten in Berührung, die es ihr – vielleicht bald auch ihren heranwachsenden Kindern – immer weniger leicht machen, das Eigene rein zu bewahren. So wird hier die Bewahrung vor dem Leben ein Problem, das der einzelne immer wieder für sich selbst lösen muß. Trotzdem wollen die Gestalten dieses Romans keine Einzelfälle sein, sondern Beispiele für das Humane in einer Zeit, die es bedroht. Wo es noch im Rechtschaffenen eines schlichten Lebens aufscheint, läßt es den Menschen die Einheit mit sich selbst, mit einem festen Lebensboden und Lebenssinn nicht verlieren und ihn trotzdem der Welt eingefügt bleiben.

Emil Wezel

*Am frisch geschnittenen Wanderstab.* Durch Eduard Mörikes Leben und Land. Mit 120 Bildern, gezeichnet von Paul Jauch. 2. erweiterte Auflage, Eningen, Im Grünen Hof, 1966. DM 28,-.

Als sich Paul Jauch daran machte, die Orte, an denen Eduard Mörike lebte und dichtete, aufzusuchen, leitete ihn nicht die Absicht, einen gezeichneten Bildband über jene Orte herauszubringen, ihm kam es vielmehr auf Motive an, die zunächst seiner Form entsprachen – und doch floß gerade in diese, auf das Helldunkel eines abgestuften Bleistifttones gestimmten Form der Klang Mörikescher Worte und Lieder; andere knüpfen motivisch an Mörike-Erinnerungen an, ohne sich darum aus jener innigen Verbindung von Bildton und Wortklang zu lösen. So kam es schließlich zu einer Folge von textbegleiteten Zeichnungen, die wie mit Mörikes Augen gesehen sind. Beide, den Dichter und den malenden Zeichner, eint dieselbe, ins Große und Ganze und ins Kleine und Nahe gehende, umfassende Liebe. Weit über jede illustrative Tendenz hinaus sind die Jauchschen Zeichnungen künstlerische Mörikeinterpretationen. Die erste, 1956 im Silberburg-Verlag erschienene Auflage bot 88 Bilder dar, darunter so köstliche wie die Besonnenen Wolkenstühle bei Urach, das Innere der Bernhausener Kirche, das Innere des Ochsenwanger Kirchleins, die Möriketube in Ochsenwang, das Innere der Kirche in Cleversulzbach, die Studierstube im Pfarrhaus von Cleversulzbach, die Kirchhofmauer von Wermutshausen, die Marien-Bergkirche bei Laudenbach, den Fensterblick im Pfarrhaus Wimsheim, die Brunnenkapelle Bebenhausen oder die Stöckenburg. Aber auch der Übereinklang dieser Bilder mit Briefstellen, Prosa und Lyrik Mörikes bezauberte.

Man mag hieraus ermessen, was es für alle, die das Mörike-Land in einem doppelten Sinne ihre Heimat nennen dürfen, bedeutet, daß sich die Witwe des Künstlers, Frau Emilie Jauch, entschloß, in einer zweiten Auflage das Jauchsche Mörike-Werk im Selbstverlag so herauszubringen, wie es sich der Künstler gedacht hatte, nämlich mit 120 Zeichnungen. Das Netz wird noch einmal ausgeworfen und seine Maschen sind dichter; wir werden zu manchem neuen Mörike-Gedenkort geleitet. Unter den Zutaten befinden sich so schöne Bilder wie Auf dem Oesterberg, Nachts am Schreibpult, Im Pfarrgarten, Kastanien, Am Obersee, Bei Nonnenhorn, Blick aus dem Wäscherschloßchen und Vellberg. In fast allen Fällen gehen Wortklang und Bildton wiederum in beglückender Weise zusammen, so daß das eigentliche Erlebnis dieses Buches, Mörikeerinnerungen anzuschauen, verstärkt wird. Nur vereinzelt gewahrt man, daß das Motiv überwiegend von künstlerischen Gesichtspunkten gewählt und der Text nachträglich dazu ausgesucht wurde. Schade auch, daß Paul Jauch nicht mehr dazu kam, eine dem Gedicht an Josephine entsprechende Zeichnung des Inneren der

Kirche zu Scheer anzufertigen, so daß nun das Scheerer Josephine-Erlebnis – für manchen kaum verständlich – mit der Ansicht des Schloßchens Bartenstein bei Scheer und dem Lied „Frage und Antwort“ nur angedeutet wird. Auch die wunderschöne Zeichnung Im Albwald will nicht so recht zum Gedicht „Zum siebenundzwanzigsten Oktober“ passen. Für die „erbauliche Betrachtung“ wünschte man sich eher eine Zeichnung des Grabsteins mit den Schuhen statt der an sich prächtigen Gewitterlandschaft. Der Text zu dem Bild von Vellberg war als einziger nicht von Paul Jauch festgelegt worden und wurde nun von seiner Witwe ausgesucht. Indessen, dies sind aufs Ganze gesehen unwichtige Einzelheiten. Wichtig ist allein, daß man nun das vollständige Mörike-Werk von Paul Jauch vor Augen hat und daß durch Bilder und Texte ein Geist weht, in dem sich die Töne der Zeichnungen und der Klang der Worte für jeden zum Ganzen vereinen, der ein Auge hat zu schauen und ein Ohr zu hören! Frau Jauch darf für ihre Leistung des Dankes der Mörike- und der Jauch-Gemeinde gewiß sein.

A. Schabl

*Helmuth Maier, Sindelfinger Familien,* 188 Stammtafeln von 1500–1950. Im Auftrag der Stadtverwaltung Sindelfingen. Verlag Adolf Röhm Sindelfingen, 1962. (XIX, 990 S., 12 Tafeln.)

Der geistige Vater dieses Buches, der Sindelfinger Oberbürgermeister Gruber, hatte ursprünglich den großzügigen Plan einer vollständigen Darstellung aller Familien, die jemals in Sindelfingen gelebt haben, doch erwies es sich bei der Bearbeitung, daß das Werk dann auf eine ganze Reihe von Bänden hätte anwachsen müssen. So ergab sich die Beschränkung auf die 188 Familien, die sich seit dem Beginn der Kirchenbücher (1558) oder doch mindestens in der dritten Generation bis heute hier gehalten haben, deren Genealogien vollständig dargestellt sind und den Hauptteil des Buches (S. 21–693) ausmachen. Darüber hinaus sind aber alle Namen aus dem sogenannten Sindelfinger Urkundenbuch (von rund 1300 bis 1550), den Schatzungen des Amtes Böblingen (1470/73), den Kellerei-Lagerbüchern von Böblingen (1495 und 1523), dem Herdstättenverzeichnis (1525), dem Städtischen Lagerbuch (1526/34) und der Türkenhilfe (1545) verzeichnet. Ferner ist der Bestand an Familiennamen im Taufbuch 1558/1570 aufgeführt. Außerdem enthält das Buch eine Liste aller in den Jahren von 1558 bis 1954 zugewanderten Personen mit Zeit und Herkunftsort, die bevölkerungsgeschichtlich höchst aufschlußreich ist. Es sind damit also alle in Sindelfingen vorkommenden Familiennamen erfaßt. Daß außer den über mehrere Generationen in Sindelfingen ansässigen Familien auch die genealogischen Daten der meist nur kürzere Zeit hier wohnhaften weltlichen und geistlichen Beamten samt den Schulmeistern bis zu den Heiraten der Kinder in einer besonderen Zusammenstellung bis 1808, also bis zum Beginn der Familienregister, mitgeteilt sind, ist dem Familienforscher wegen der weitreichenden Verflechtung dieser Bevölkerungsgruppe mit dem übrigen Lande besonders willkommen. Mit diesem umfassendsten Ortssippenbuch, das in unserem Lande bisher von einer Stadt in der Größe Sindelfingens im Druck erschienen ist, hat Landrat a. D. Helmuth Maier, Nürtingen, der bekannte württ. Genealoge, ein nicht nur für die beschriebenen Familien, sondern als Fundgrube für die Bevölkerungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte bedeutsames Werk geschaffen, zu dem Ende 1966 noch wichtige – bei einer solchen Arbeit natürlich unvermeidbare – „Berichtigungen und Ergänzungen“ erschienen sind.

v. Ruepprecht

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 30 27, Städt. Girokasse Stuttgart 2 164 308

## Pfingsttage in Ochsenhausen

1. bis 3. Juni

Auch in diesem Jahr wollen wir über Pfingsten Erholung in Oberschwaben suchen, diesem an Naturschönheiten, Geschichtsdenkmälern und Kunstwerken so reichen Land. Schon der Aufenthalt in dem alten, im Rottumtal gelegenen Klosterstädtchen beglückt; wiederum auch dürfen wir in den Räumen des ehem. Benediktinerklosters zu Hause sein, in dessen Bibliotheksaal der Eröffnungsvortrag und die Ausstellung stattfinden. Am Sonntagnachmittag werden die erneuerte Stadtpfarrkirche von Biberach und das neu aufgestellte Braith-Mali-Museum besichtigt; auch die Glocken der Stadtpfarrkirche sollen vorgeführt werden. Den Pfingstmontag füllt ein Streifzug in bisher wenig besuchte Gegenden, mit spätgotischen und barocken Kirchen und zwei Schlössern aus – und dies alles unter dem weit gespannten Himmel der oberschwäbischen Hügellebene.

Für die Unterkunft in Ochsenhausen stehen, wie immer, gute Zimmer in Hotels, Gasthäusern und Privatquartieren (größtenteils Neubauten) in stillen Wohnlagen zur Verfügung, wobei sich die Preise zwischen DM 5,- bis DM 15,- pro Übernachtung und Frühstück bewegen. Die Mahlzeiten am Abend des Pfingstsonntags und am Pfingstsonntag werden gemeinsam eingenommen. Die Teilnehmergebühr beläuft sich auf DM 5,- (mit freiem Eintritt in alle Veranstaltungen und Fahrpreisermäßigung bei den Fahrten). Die Fahrt nach Biberach am Pfingstsonntag kostet für Inhaber von Teilnehmerkarten DM 2,50 (andernfalls DM 4,-). Die Fahrtkosten für Pfingstmontag, von Ochsenhausen nach Ochsenhausen, belaufen sich für Inhaber von Teilnehmerkarten auf DM 6,- (andernfalls DM 8,-).

Von Stuttgart aus werden die Pfingsttage in Ochsenhausen auch in Form einer Studienfahrt besucht (Gesamtpreis einschließlich aller Ausgaben, nur ohne Unterkunft und Verpflegung, DM 27,-).

### Programm

#### *Pfingstsamstag, 1. Juni:*

##### Anreise

- 20.00 Im Bibliotheksaal des ehem. Benediktinerklosters Eröffnung mit Vortrag von P. Dr. Gebhard Spahr OSB „Barockbibliotheken im Bodenseegebiet und in Oberschwaben in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung“

#### *Pfingstsonntag, 2. Juni:*

- 11.00 „Wir stellen vor“: Die Ulmer Künstlergilde mit Arbeiten von Baptist Baumgartl, Borlinghaus-Arnegger, Butzer, Dempel, Dreyer, Fietz, P. Fischer, Großmann, Hempel, Kneissler, Kofler-Erni, von Linprun, Leyh, Pfund, Schieck, Schwarz-Ehinger, Steiner, Wagner, Walliser, Weber, Zylla. Worte der Einführung von Gildemeister Architekt Dipl.-Ing. Peter Schwarz und Dr. Adolf Schahl
- 14.00 Besuch von Biberach (Führung durch die erneuerte Kirche von Architekt Dipl.-Ing. Peter Haag, glockenkundliche Führung von Pfarrer i.R. G. Gommel, Führung durch das umgebaute und neu aufgestellte Braith-Mali-Museum von Oberstudienrat Fritz Thierer)

#### *Pfingstmontag, 3. Juni:*

- 9.00 Studienfahrt nach Schweinhausen (Wanderung über das Hochgeländ nach Eberhardszell) – Otterswang (reich ausgestattete Spätbarockkirche) – Aulendorf (ehem. gräfl. königseggisches Schloß, roman. u. got. Stadtpfarrkirche mit alter Ausstattung) – Hatzenturm (Burg) – Königseggwald (spätgot. Staffelhalle, Schloß des 18. Jahrhunderts) – Bachhaupten (Kirche mit Rokokoausstattung, teilweise von Jos. Ant. Feuchtmayer) – Sießen (Dominikanerinnenklosterkirche von Dominikus Zimmermann). Von Sießen aus fahren die Stuttgarter Omnibusse unmittelbar nach Stuttgart (s. o.). Ein weiterer Omnibus fährt zurück nach Ochsenhausen. Führung Willy Baur

# Jahreshauptversammlung

Kirchheim u. T., 22. bis 23. Juni

Auch die diesjährige Jahreshauptversammlung greift weit über den Rahmen einer Mitgliederversammlung hinaus und wird zu einer großen Kundgebung unserer Bestrebungen werden. Der Verband der württ. Geschichts- und Altertumsvereine schließt sich an, für den Sonntag auch der Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg. Die Veranstaltung bietet darüber hinaus eine kaum wiederkehrende Gelegenheit Kirchheim u. T. und seine Umgebung in den wichtigsten, das Gepräge von Stadt und Landschaft bestimmenden Zügen kennenzulernen. Für den Besuch der Jahreshauptversammlung wird von Stuttgart nach Kirchheim u. T. ein Omnibus-Pendelverkehr (Zeiten s. u.) eingerichtet, doch ist auch Übernachtung möglich, deren Vermittlung ausschließlich über die Geschäftsstelle erfolgt.

## Programm

### Samstag, 22. Juni:

- 13.30 Abfahrt in Omnibussen ab Stuttgart, Karlsplatz, nach Kirchheim u. T.
- 15.00 Im Kornhaus Eröffnung einer Ausstellung über Zähringer Städte mit einführendem Vortrag. Anschließend Ausblick des Herrn Oberbürgermeisters Franz Kröning auf die Entwicklung der Stadt in der Zukunft
- 17.30 Im Sitzungssaal des Rathausanbaus Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes
- 19.00 In der Konrad-Widerholt-Halle Gelegenheit zur Einnahme eines gemeinsamen Imbisses
- 20.00 In der Konrad-Widerholt-Halle Unterhaltungsabend mit Beitrag von Dr. Ad. Schahl „Eine Weltreise in Zeichnungen von Max Eyth“ (mit Lichtbildern), Mundartgedichten von Albert

Kächele und Gesangsvorträgen eines Kirchenchors der „Eintracht“

- 22.15 Abfahrt in Omnibussen ab Konrad-Widerholt-Halle nach Stuttgart.

### Sonntag, 23. Juni:

- 8.00 Abfahrt in Omnibussen ab Stuttgart, Karlsplatz, nach Kirchheim u. T. Für Teilnehmer, die vor der Feierstunde die Ausstellung und das Heimatmuseum im Kornhaus besuchen wollen
- 10.00 Abfahrt in Omnibussen ab Stuttgart, Karlsplatz, nach Kirchheim u. T.
- 10.45 Im „Universum“ (Dettinger Straße 26) Feierstunde mit Begrüßungen und einem Festvortrag von Professor Dr. Helmut Hölder sowie musikalischer Umrahmung durch das Schwäbische Kammerorchester unter Leitung von Kantor Leuze
- 13.00 Im Gasthof Fuchsen gemeinsames Mittagessen zu DM 6,-
- 14.30 Zusammenkunft aller Teilnehmer auf dem Ziegelwasen beim Gasthof Fuchsen zu folgenden Führungen (wahlweise) in Omnibussen:
  1. Stadtführung (Altstadt und Neustadt). DM 2,-
  2. Burgenfahrt (Sulzburg, Rauber, Reußenstein, Limburg) unter Führung von Eberhard Benz. DM 4,50
  3. Kunstgeschichtliche Studienfahrt nach Owen, Oberlenningen, Weilheim unter Führung von Dr. Roller. DM 4,-
  4. Geologische Studienfahrt unter Führung von Prof. Dr. Aldinger und Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder. DM 3,50
- 17.30 Abschließendes geselliges Zusammensein im Fuchsen
- 19.00 Abfahrt ab dem Ziegelwasen beim Gasthof Fuchsen in Omnibussen nach Stuttgart (Stuttgart an 20.00)

## Allgäuer Tage

Isny, 27. Juli bis 3. August

Der Schwäbische Heimatbund hat schon einmal, im Jahre 1953, in Isny „Allgäuer Tage“ abgehalten. Er will in diesem Jahr wiederkehren, nicht nur, um alte Erinnerungen aufzufrischen, sondern auch und vor allem, um sich all den Erscheinungen zuzuwenden, die seinerzeit nicht mitgenommen werden konnten. Kern der Veranstaltung wird wiederum Isny sein, diese alte, schöne, in eine wald- und seenreiche Landschaft zu Füßen des Schwarzen Grates eingebettete freie Reichsstadt. Noch umgibt die Stadt die mit Tor- und Wehrtürmen versehene Ringmauer. Die Laubenhäuser der Patrizier mit ihrer altbürgerlichen Wohnkultur der Renaissance, die romanische Nikolauskirche mit ihrer kostbaren Biblio-

thek, die eigenartige spätgotische Oelbergkapelle und nicht zuletzt das ehem. Benediktinerkloster, in dessen Kirche sich die Wunderwelt des Barocks auftut, erfüllen den dichten Raum innerhalb der Mauern mit reichem, geschichts- und geistgeprägtem Leben. Der Ausgriff in die Umgebung gilt in erster Linie Natur und Landschaft, wird jedoch auch auf künstlerischem Gebiet reiche Erlebnisse bringen. In Fachreferaten und Vorträgen sollen die dabei gewonnenen Erfahrungen vertieft und geklärt werden. In dem allem soll uns der Raum Isny in neuer Weise Heimat werden.

Für Unterkunft und Verpflegung stehen Hotels, Gasthäuser und Privatpensionen in Isny zur Verfügung; die

Preise für eine Übernachtung mit Frühstück bewegen sich um DM 10,- bis 12,-, zusätzlich 10%, für Vollpension zwischen DM 15,- und 23,-. Die Quartiere werden ausschließlich über die Geschäftsstelle vermittelt, wobei rechtzeitig ausgesprochene Wünsche berücksichtigt werden (Genaueres wird durch Briefwechsel geklärt). Die Teilnehmergebühr beträgt DM 15,- (für Nichtmitglieder DM 20,-). Die Preise für die Studienfahrten werden sich etwa zwischen DM 4,- und 8,- bewegen. Von Stuttgart aus wird eine Gesellschaftsfahrt in Omnibussen (hin und zurück zu DM 21,-) veranstaltet.

#### Programm

##### Samstag, 27. Juli:

20.00 Im Refektorium des ehem. Benediktinerklosters Begrüßungen und Eröffnungsansprache von Landrat Dr. Münch

##### Sonntag, 28. Juli:

14.00 Führung durch die Stadt Isny mit Wehranlage und Bürgerhäusern von Georg Bader und Dr. Adolf Schahl, die Nikolauskirche (mit Bibliothek) von Pfarrer Weise und die kath. Stadtpfarrkirche St. Georg von Stadtpfarrer Ortmann.  
20.00 Kirchenmusikalische Feierstunde in der Nikolauskirche unter Leitung von Kantor Vogel

##### Montag, 29. Juli:

9.00 Studienfahrt unter Führung von Dr. H. Schönamsgruber: Isny – Wengen – Buchenberg – Eschach (Wanderung Ursersberg, Große Schwedenschanze, Enger, Kleine Schwedenschanze, Kreuzleshöhe, Goldachtal) – Eisenbach – Wanderung über den Schwarzen Grat und die Schletteralm nach Großholzleute – Isny

##### Dienstag, 30. Juli:

9.00 Im kath. Gemeindehaus St. Michael Referate:  
a) „Zur Landschaftsgeschichte des Westallgäus“

(mit Lichtbildern) von Dr. H. Schönamsgruber;

b) „Probleme der Baudenkmalpflege in einer Altstadt, dargestellt an den Aufgaben zu Isny“ von Landeskonservator Oskar Heck

14.00 Besuch von Wangen i. A. (Stadt- und Kirchenführung von Stadtarchivar i. R. Dr. Scheuerle)

##### Mittwoch, 31. Juli:

9.00 Studienfahrt unter Führung von Dr. H. Schönamsgruber: Isny – Maierhofen – Eistobelbrücke (Wanderung durch den Eistobel zum Schüttenobel) – Großholzleute – Rotbachtal – Ziegelstadel – Aachquellseen – Isny

##### Donnerstag, 1. August:

9.00 Im kath. Gemeindehaus St. Michael Referate:  
a) „Die Geschichte des Klosters Isny ab dem 16. Jahrhundert“ (mit Lichtbildern) von Kreisarchivassessor Dr. Eisele;  
b) „Allgäuer Bräuche“ von Georg Bader  
14.00 Studienfahrt unter Leitung von Dr. Ad. Schahl: Isny – Schmidfelden (Rokokokapelle mit schönem Altar, ehem. Glashütte und Hausmuseum mit Führung von Herrn Christmann) – Haubach (Letzgraben und Letztörle der ehem. Trauchburger Landhege) – Leutkirch (Führung durch das neu eingerichtete Museum von Herrn Vogler) – Gebrazhofen (Erinnerung an Munding und Pfarrer Schopp, glockenkundliche Führung von Pfarrer Gommel)

##### Freitag, 2. August:

9.00 Studienfahrt unter Führung von Dr. H. Schönamsgruber: Isny – Friesenhofen – Urseen – Fezach- u. Taufachmoos – Badsee – Kisllegg – Gründlenried – Argental – Isny  
20.00 Unterhaltungsabend mit verschiedenen Beiträgen heimatkundlicher Art von Georg Bader

##### Samstag, 3. August:

9.00 Im kath. Gemeindehaus St. Michael: Rückblick und Aussprache  
Abreise

## Studien- und Lehrfahrten 1968

Der Schwäbische Heimatbund wird auch im Jahre 1968 von Stuttgart aus eine Reihe von Studien- und Lehrfahrten unter wissenschaftlicher Führung veranstalten, deren Zweck die Erweiterung und Vertiefung des Heimatlebens und -bewußtseins ist. Diese Fahrten stehen grundsätzlich nur Mitgliedern des Heimatbundes im ganzen Lande offen.

Wir bitten um freundliches Verständnis für folgende Teilnahmebedingungen, die sich in Anbetracht der seit Jahren gemachten Erfahrungen als unumgänglich notwendig erweisen:

1. Es können nur schriftliche Anmeldungen angenommen werden. Über die Möglichkeit der Annahme

entscheidet das Datum der Anmeldung (Poststempel); im weiteren Umkreis um Stuttgart wohnende Mitglieder erhalten dabei einen Tag gutgeschrieben.

2. Die Teilnehmergebühr kann erst nach Empfang einer von der Geschäftsstelle versandten Annahmestätigung überwiesen werden (Barzahlung ist nicht möglich). Nach dem Überweisungsdatum richtet sich die Sitzplatzordnung.

3. Vier Wochen vor Fahrtbeginn erhalten die Teilnehmer eine Vervielfältigung mit Angaben über Einzelheiten der Fahrt.

4. Bei Zurückziehung einer jeden von der Geschäftsstelle bestätigten Anmeldung (vgl. Ziff. 2) wird eine

Behandlungsgebühr von 10 Prozent der Teilnehmergebühr erhoben, auch wenn diese bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht überwiesen wurde.

5. Abmeldungen werden, unter der angegebenen Bedingung (vgl. Ziff. 4), bis 14 Tage vor Fahrtbeginn angenommen. Die Stellung von Ersatz ist nur möglich, wenn bei der Geschäftsstelle keine überzähligen Anmeldungen vorliegen.
6. Bei Meldung von mehr als einer Person ist anzugeben, wer die weiteren Personen sind (Frau und Kinder genießen die Rechte des Mitglieds, nicht aber andere Verwandte und Bekannte).

Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken wir, daß die Teilnehmergebühr den Fahrpreis, die anfallenden Eintrittsgelder, den Honoraranteil für den Führenden und einen bescheidenen Beitrag zur Deckung der Geschäftsgebühren einschließt, nicht jedoch die Kosten für Unterbringung und Verpflegung. Übernachtung und Frühstück – bzw. Übernachtung, Frühstück und Abendessen (Halbpension) – werden von uns so preiswert als möglich vermittelt und im allgemeinen vom Teilnehmer an den Wirt selbst bezahlt. Selbständige Quartierbeschaffung ist nicht möglich; wer ein Einzelzimmer zur Bedingung seiner Teilnahme macht, muß dies bei Anmeldung bemerken.

Als Abfahrtszeit wurde durchweg 7.00 Uhr festgesetzt. Jugendlichen Mitgliedern bis zum Alter von 24 Jahren, die sich in Berufsausbildung befinden und keinen Verdienst haben, wird auf die Teilnehmergebühren ein Nachlaß von 20% gegeben.

#### *Zwischen Donzdorf und Weissenstein*

Führung: Rentamtmann a. D. E. Gemeinder

Samstag, 20. April: Stuttgart – Donzdorf – Ramsberg (Tyrnitz, Rittersaal mit altem Ofen in Eisenguß und Keramik, Burgkapelle mit auch inhaltlich bedeutsamen, neu aufgedeckten Wandbildern Christi in der Kelter und des Jüngsten Gerichtes) – Donzdorf (kath. Pfarrkirche mit Deckenbildern von Jos. Wannemacher sowie Grabmälern der Herren von Rechberg, Schloß) – Grünbach (Peterskapelle mit Fresken von Ende 15. Jahrhundert) – Nenningen (Vesperbild von Ignaz Günther und weiteres Vesperbild in der Pfarrkirche von etwa 1380) – Weissenstein (Schloß und kath. Pfarrkirche mit schöner, von Konrad Huber ausgemalter Stuckdecke, rechbergischen Grabmalen und wertvollen Monstranzen und Kelchen) – Donzdorf – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 9,-.

Emil Gemeinder, gräfl. rechbergischer Rentamtmann a. D., ist wie kein anderer mit den Bau- und Kunstdenkmälern des rechbergischen Gebietes um Donzdorf vertraut. Der räumliche Umkreis der Fahrt ist bescheiden, dafür werden jene Denkmale den Blick in die Weiten längst vergangener Zeiten und Welten eröffnen.

#### *Neckargartach – Heilbronn – Ellhofen*

Führung: Dr. W. Heim, Dr. Koch, Dekan Dr. Siegel, Oberbaurat Wintterlin, Dipl.-Ing. Köllner u. A.

Samstag, 27. April: Stuttgart – Neckargartach (Hammer Schmiede mit Vorführung, spätgot. Schnitzaltar) – Heilbronn (Rathaus, Historisches Museum, Kilianskirche, Deutschhof) – Ellhofen (spätgot. Schnitzaltar) – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 9,50.

Das vielseitige, kultur- und kunstgeschichtliche Programm umfaßt selten gesehene Besonderheiten des Heilbronner Raumes, zwei schöne spätgotische Schnitzaltäre und – als technisches Kulturdenkmal – eine Hammer Schmiede, sowie Heilbronn selbst, wobei die denkmalpflegerische Arbeit besonders gewürdigt werden wird. Im Rathaus wird ein Altstadtmodell besichtigt, die Führung durch das Historische Museum gilt den Abteilungen Vor- und Frühgeschichte (Hetzenberg bei Neckargartach) und Stadtgeschichte. Über all dies werden die Teilnehmer aus erster Hand unterrichtet.

#### *Goslar – Braunschweig – Hildesheim*

Führung: Landeskonservator i. R. W. Genzmer

Mittwoch, 1. Mai bis Sonntag, 5. Mai: Stuttgart – Autobahn Goslar (Altstadt mit Gildehäusern und Wohnhäusern in Fachwerk, roman. u. got. Marktkirche, roman. Zisterzienserinnenklosterkirche Neuwerk, Domkapelle der Mitte 12. Jahrhunderts, Kaiserpfalz) – Braunschweig (romanischer Dom, Burg Dankwarderode mit Welfenschatz, Löwen-Denkmal, got. Altstadtrathaus, got. Martinskirche und Gewandhaus) – Riddagshausen (Zisterzienserkerche des Übergangsstils) – Königslutter (rom. Benediktinerklosterkirche mit wichtiger Bauplastik) – Goslar – Hildesheim (rom. Dom mit Bronzetüren und Bronzeleuchter aus dem 11. Jahrhundert sowie dem Domschatz, roman. Godehardskirche, roman. Michaelskirche) – Goslar – Autobahn Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 81,-.

Diese Fahrt führt in ein Kerngebiet der romanischen Baukunst und des Fachwerks Niedersachsens. Im Mittelpunkt werden die Kaiserstadt Goslar, die Bischofsstadt Hildesheim und die Welfenstadt Braunschweig stehen. Goslar hat den letzten Krieg unversehrt überstanden, Hildesheim und Braunschweig sollen nicht nur bau- und kunstgeschichtlich, sondern auch denkmalpflegerisch betrachtet werden. Vor allem die Michaelskirche Hildesheim darf als eine Großtat der niedersächsischen Denkmalpflege bezeichnet werden. Die geschichtlichen Mächte, denen die Bau- und Kunstwerke ihre Entstehung verdanken, die geistigen Welten, die sie anschauen lassen, und die Liebe, mit der sich die Gegenwart der Erhaltung der Zeugnisse einer großen Vergangenheit widmet, werden gleichermaßen beeindruckend. Auch der Besuch des Okertals, einer der schönsten Partien des Harzes, ist vorgesehen. Die Übernachtung erfolgt ausschließlich in guten Fremdenheimen und Privatquartieren Goslars; die Verpflegung geschieht nach eigener Wahl.

### Burgen der mittleren Alb

Führung: Oberstaatsarchivrat Dr. H. M. Maurer

Sonntag, 12. Mai: Stuttgart – Schwäb. Gmünd – Hohenrechberg – Göppingen – Staufenneck – Wiesensteig – Reußenstein – Sulzburg – Hohenneuffen. Teilnehmergebühr: DM 9,50.

Die aufragende Wand des Albtraufs ist durch tief eingeschnittene Täler in zahlreiche Einzelberge, Höhenzüge und Gebirgssporne aufgelöst. Diese Landschaft war wie geschaffen für den mittelalterlichen Burgenbau. Wie eine Kette reihen sich die Burgen von Südwesten nach Nordosten dem Gebirgsrand entlang, darunter Residenzen führender Hochadelsgeschlechter, die von hier aus über weite Teile des Neckarlandes und der Albhochfläche geboten. Die Exkursion führt zu einigen der schönsten und am besten erhaltenen Ruinen. Themen sind einmal die Formen des Burgen- und Festungsbaus von der Hohenstaufenzeit bis zur Epoche des Absolutismus, zum andern die gesellschaftliche und politische Bedeutung der einstigen Burgherren. Die Fahrtziele, die im allgemeinen mit dem Omnibus gut erreichbar sind, werden auch ihrer fesselnden Rundblicke wegen viel besucht.

### Eichberg – Fürstenberg – Wartenberg

Führung: Willy Baur

Sonntag, 19. Mai: Stuttgart – Riedböhringen – Eichberg bei Blumberg – Eschach – Achdorf – Hausen vor Wald – Fürstenberg – Pfohren – Wartenberg – Offingen – Talheim – Trossingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 19,-.

Von der unteren Mühle Riedböhringen wird zum Westgipfel des Eichbergs gewandert (umfassende Rundschau auf das Wutachtal, die Baar und das Hochohringebiet), von hier weiter nach Eschach (insgesamt rund 6 km). Nach der Mittagspause in Achdorf steigt man vom Schächer zum Fürstenberg auf, dem Eckpfeiler der Baarlandschaft und der ehem. Stammburg der Grafen und Fürsten von Fürstenberg (Auf- und Abstieg rund 1 Stunde). An der Entenburg bei Pfohren vorbei fahren wir zum vulkanischen Wartenberg (ehem. Burg und Jagdschloßchen, umfassende Aussicht), um von hier aus die Rückfahrt anzutreten.

### Floristische Wanderungen auf der Balingen Alb

Führung: Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder

Himmelfahrt, 23. Mai: Stuttgart – Tübingen – Balingen – Lochen (vierstündige Wanderung Lochen, Schafberg, Hinterer Plettenberg, Ratshausen) – Oberdigisheim (Mittagessen im „Grottental“) – Meßstetten – Talgang – Raichberg (Rundgang zum Hangenden Stein, Laibfelsen, Vespermöglichkeit im Nägelehaus) – Hechingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 14,-.

Seit Jahren waren die Himmelfahrtsexkursionen inmitten des Frühlings der besonders charakteristischen Albflora gewidmet. Die südexponierten Trocken- und Halbtrockenrasen der Balingen Berge mit ihren annähernd 1000 m Höhe bieten für Kenner und Anfänger ein besonders günstiges Studienobjekt von den Steppenheidegesellschaften des Trocken- und Halbtrockenrasens (Xero- und Mesobrometen) bis hin zu den Felsenpflanzen der Steppenheide auf den feinerdearmen Schwammstotzen des Weißjura.

Neben weiten Ausblicken bei der vierstündigen Traufwanderung Lochen – Schafberg – Hinterer Plettenberg – Ratshausen wird die schollenhafte Abtragung des Alblandes an besonders markanten Beispielen (Gespartener Fels und Hangender Stein, Raichberg) demonstriert.

### Unbekanntes Niederbayern zwischen Donau, Isar und Inn

Führung: Luitpold Rueß

Himmelfahrt, 23. bis Sonntag, 26. Mai: Stuttgart – Autobahn München, durch das Erdinger Moos mit großem Speichersee nach Notzing (Washingtongrab) – Erding (got. Kirche, Leinberger Kreuzifix) – Altenerding (Rokokokirche) – Maria Thalheim (Rokoko-Wallfahrtskirche) – Eschelbach – Oppolding – Hörgersdorf (eigenartige Rokokokirche) – Maria Dorfen (Wallfahrtskirche) – Eggenfelden (got. Backsteinkirche) – Simbach (Markt mit Barockkirche) – Landau (hoch gelegene Stadt mit Barockkirche) – Usterling (Wachsender Stein) – Wallendorf (großer Markt) – Plattling (roman. Kirche) – Moos (Renaissanceschloß) – Osterhofen (Asamkirche, Damenstift) – Winzer a. d. D. – Hofkirchen (got. Kirche) – Vilshofen mit Kloster Schweiklberg – Aldersbach (großartige Zisterzienser Klosterkirche) – Aidenbach – Sammarei (Wallfahrtskirche) – Ortenburg (Renaissanceschloß) – Fürstenzell (Zisterzienserabteikirche) – Griesbach – Pfarrkirchen – Eggenfelden – Neumarkt a. Rott – St. Veit (got. Benediktiner Klosterkirche) – Buchbach (barocker Zentralbau) – Velden (Markt mit spätgot. Hallenkirche) – Vilsbiburg (Stadtplatz, Hallenkirche) – Gerzen (Montgelas-Schloß) – Frontenhausen (Markt mit got. Kirche) – Gangkofen (roman. Kirche) – Massing – Eggenfelden – Pfarrkirchen – Gartlberg (barocke Wallfahrtskirche) – Triftern – Kößlarn (befestigte Kirche) – Asbach (Spätrokoko-Benediktinerabteikirche) – Rothhof (Siebenschläferkirche) – Ruhstorf (moderne Kirche) – Pocking – Füssing (Thermalbad) – Aigen (Leonhardswallfahrt) – Schildthurn (hoch gelegene Wallfahrtskirche) – Simbach – Altötting – Mühldorf – München – Autobahn Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 73,-.

Nachdem vor einigen Jahren die Holledau besucht wurde, durch Dr. Norbert Lieb eine Führung nach Moosburg und Landshut stattfand, soll nun das noch unbekanntere und vom Fremdenverkehr nicht entdeckte tertiäre Hügelland weiter östlich besucht werden, ein fruchtbares Bauernland, durchzogen von den Flüssen Rott und Vils

mit ihren unendlich vielen kleinen Nebenflüssen in kleinen Tälern, die das ganze Land sehr buckelig gestalten, ohne große Höhenunterschiede aufzuweisen (340 m bis 480 m). Das ganze Gebiet ist gerade in einem großen Umwandlungsprozeß vom reinen Bauernland zum halb industrialisierten Gebiet begriffen, was für viele kleine Bauernanwesen einen großen Wandel bedeutet. Kunstgeschichtlich gibt es einige große Glanzpunkte, sonst aber viele abgelegene kleine Pfarr- und Wallfahrtskirchen mit interessanten volkskundlichen Erscheinungen. Standort ist Eggenfelden.

#### *Natur und Kunst in Oberschwaben*

Führung: Willy Baur, G. Gommel, P. Haag, F. Thierer

Pfingstamsamstag, 1. Juni bis Pfingstmontag, 3. Juni: Stuttgart – Ochsenhausen – Biberach (Stadtpfarrkirche mit glockenkundlicher Vorführung, Braith-Mali-Museum) – Ochsenhausen – Schweinhausen (Wanderung über das Hochgeländ nach Eberhardszell) – Otterswang (Barockkirche) – Aulendorf (Schloß und Kirche) – Hatzenturm – Königseggwald (spätgotische Staffelhalle, Schloß) – Bachhaupten (Barockkirche mit Figuren von Jos. Ant. Feuchtmayer) – Sießen (Dominikanerinnenklosterkirche von Dominikus Zimmermann) – Stuttgart. Teilnehmergebühren: DM 27,-.

Diese Fahrt findet im Zusammenhang mit den Pfingsttagen in Ochsenhausen statt, bei denen P. Dr. Gebhard Spahr OSB einen Vortrag über „Barockbibliotheken im Bodenseegebiet und in Oberschwaben in geistesgeschichtlicher Bedeutung“ hält und eine Ausstellung der Ulmer Künstlergilde zu sehen ist. Vgl. Sonderankündigung S. 107.

#### *Geschichte und Kunst im Jagsttal*

Führung: Karl Schumm, fürstl. hohenl. Archivrat

Samstag, 8. Juni: Stuttgart – Unterreggenbach (Kirche und Krypta im Lichte der Ausgrabungen) – Buchenbach (ev. Pfarrkirche, u. a. mit Wandbildern des 13. Jahrhunderts, und Burg) – Mulfingen (kath. Pfarrkirche und Annakapelle mit gotischen Bildwerken usw.) – Ailringen (kath. Pfarrkirche von 1621 ff. mit gotischen Bildwerken, Bernhardskapelle usw.) – Dörzbach (Kapelle St. Wendel zum Stein) – Neudenu (Gangolfskapelle bei heiliger Quelle, mit Wandbildern des 13.–15. Jahrhunderts, gotischen Altären usw.) – Stuttgart. Teilnehmergebühren: DM 15,-.

Diese Führung soll das besuchte Jagsttal als eine Art „historischer Schichtstufenlandschaft“ nahe bringen, an deren Bildung Kirche, Herrschaften und Volk beteiligt sind. In diesem Sinne werden an den einzelnen Orten Geschichte und Kunst in ihren Wechselbeziehungen veranschaulicht werden.

#### *Hunsrück – Luxemburg – Südwesteifel – Untere Saar – Pfälzerwald*

Führung: Willy Baur

Donnerstag, 13. Juni (Fronleichnam) bis Montag, 17. Juni: Stuttgart – Bacharach – St. Goar – Hunsrückhöhenstraße bis Kastelaun und weiter durch die Burgenlandschaft über Simmern nach Kirn und Idar-Oberstein (Besichtigung einer Edelsteinschleiferei und des Museums, Felsenkirche und Ruine) – Wildenburg mit Naturpark – Birkenfeld – Tholey (bedeutende Kirche) – Hermeskeil – Hunsrückhöhenstraße – Zerf – Trier – Luxemburg (Stadtbesichtigung) – Beaufort und kleine Schweiz bei Echternach (mit Stadtbesichtigung) – Trier – Sauerland – Enzbachtal – Neuerburg – Bitburg – Kylltal – Trier – Saarburg – Klaus bei Kastel – Saarschleife – Mettlach – Saarbrücken – Pirmasens – Dahn (Felsenburgen) – Bergzabern – Karlsruhe – Stuttgart. Teilnehmergebühren: DM 93,-.

Die Fahrt verschafft einen Überblick der Landschaft des Hunsrück mit ihren Natur-, Geschichts- und Kunstdenkmälern, gibt ferner Eindrücke von der Stadt Luxemburg und ihrer Eigenart und vermittelt die Schönheiten der Landschaft an der unteren Sauer durch den Besuch der „Kleinen Schweiz bei Echternach“, deren großartige Quirinus-Abteikirche besichtigt wird. Der vorletzte Tag gilt der Landschaft der südwestlichen Eifel, der letzte der unteren Saar mit der berühmten Saarschleife. Auf dem Rückweg sollen die Felsenburgen bei Dahn mitgenommen werden.

#### *Kirchheim u. T.*

Samstag und Sonntag, 22. und 23. Juni: An diesen beiden Tagen findet in Kirchheim u. T. die Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes, des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine und des Vereins für vaterländische Naturkunde statt, deren Veranstaltungen der großen Vergangenheit der Stadt und ihrer Umgebung gewidmet sind (vgl. Ankündigung S. 108).

#### *Zu den Tausendern der Südwestalb*

Führung: Hauptkonservator Dr. H. Schönnamsgruber

Sonntag, 30. Juni: Stuttgart – Tübingen – Schömburg – Deilingen – Gosheim (Wanderung über Lemberg, 1015 m, Hochberg, 1009 m und Oberhohenberg, 1011 m nach Deilingen) – Wehingen (Wanderung über Lützelalb – Montschenloch, 1004 m, zum Bol, 1002 m, Abstieg nach Deilingen) – Schömburg – Ratshausen – Hausen – Tieringen – Lochen – Balingen – Tübingen – Stuttgart. Teilnehmergebühren: DM 14,-.

In Fortsetzung früherer Fahrten auf die Südwestalb sollen diesmal einige der Tausender im Verlaufe einer dreistündigen Vormittags- und zweieinhalbstündigen Nachmittagswanderung besucht werden, so z. B. der höchste

Berg der Schwäbischen Alb. Eine eigentümliche Landschaft findet sich hier, mit weiten Ausblicken auf das Albvorland und hinüber zum Schwarzwald, an klaren Tagen auch auf die Schweizer Alpen. Fauna und Flora des Gebietes werden ebenso erläutert, wie die Entstehung dieses interessanten Abschnittes der Alb im Laufe der Erdgeschichte und ihre Bedeutung für die Geschichte, wobei besonders die Grafschaft Hohenberg erwähnt werden muß. Modernste Technik tritt uns auf der Albhochfläche beim Sender Deilingen entgegen. Fragen des Natur- und Landschaftsschutzes sollen erörtert werden, vor allem Pflegemaßnahmen auf verwildernden Flächen und das Problem der Aufforstungen.

Für die Wanderungen sind gutes Schuhwerk und die Mitnahme von Regenschutz zu empfehlen, wegen des Höhenunterschiedes und der Auf- und Abstiege wird gutes Gehvermögen vorausgesetzt.

#### *Der Schwarzwald in geologischer Sicht*

Führung: Willi Paul (Vöhrenbach)

Samstag und Sonntag, 6. und 7. Juli: Stuttgart – Villingen – Vöhrenbach – Rohrbach – Stöcklewaldkopf (hin und zurück 1 km, massiv gebauter Aussichtsturm) – Rohrbach – Schönenbach – Furtwangen – Gütenbach – Simonswald – Bleibach – Oberwinden – Hühnersedel (hin und zurück 2 km) – Brettental – Pflingsteck – Schweighausen – Gaisberge – Elzach – Prectal – Rohrhardsberg (zum Schänzle hin und zurück 1 km) – Schönnach – Triberger Wasserfall (1,5 km Weg) – Schönwald – Furtwangen – Brend (1 km Fußmarsch, Gesamttruckschau auf die bisherige Exkursion und Vorschau auf die des folgenden Tages) – Villingen (Übernachtung) – Neueck – Neukirch – Wolfloch (0,5 km Fußmarsch) – Kalte Herberge – Fernhöhe – Steinberg (hin und zurück 2 km) – Lachenhäusle – Hohlegraben – Turnergasthaus – Breinau – Steig – Hintergartener Moor – Hölzlebruck (Fußmarsch 1 km) – Langenordnach – Ahornhäuser – Schwärzenbach – Schollach – Bubenbach – Falken-Oberbränd – Bubenbach – Hammereisenbach – Villingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 31,-.

Die eigentliche Exkursion beginnt in Villingen, wo zunächst die Quartiere eingenommen werden, mit einem Vortrag von Herrn Willi Paul über den Schwarzwald in geologischer Sicht, der sich an die Darlegungen bei der Ferienwoche 1967 anschließt, dabei jedoch auch das besondere Programm dieser Fahrt berücksichtigt. Der 1. Tag gilt zunächst der Ostabdachung des Gebirges in ihrer typischen Art und einer Übersicht (buchstäblich!) über die Scheitelregion des Gebirges im nördlichen Teil des besuchten Raumes. Sie führt dann in einem Zuge hinunter an den oberrheinseitigen Gebirgsrand und über den Nordabfall zur Kinzigmulde zurück auf die Scheitelregion, wo der Rundblick vom Brendgipfel eine ausgezeichnete Zusammenschau ergibt. Der 2. Tag gilt dem Abbruch und dem Absacken des Gebirges von der Scheitelregion zum Oberrheingraben, aber auch zu dem schel-

recht dazu orientierten Bonndorfer- und Bodenseegraben, und liefert fast von Ort zu Ort ausgezeichnete Ein- und Überblicke. Flußgeschichte und Eiszeit sind auf beide Tage verteilt, desgleichen die Vorführung des Gebirgsbaustoffes (Gneise, Granite und deren Gefolgschaft, Buntsandstein).

#### *Kunst und Natur um Murr, Rot und Bottwar*

Führung: Prof. Dr. W. Fleischhauer und  
Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder

Samstag, 13. Juli: Stuttgart – Waiblingen – Winnenden – Stöckenhof – Althütte – Vorderwestermurr – Murrhardt – Hinterwestermurrhärle – Grab – Wielandsweiler – Fichtenberger Rottal (Wanderung) – Mainhardt – Wüstenrot – Stocksberg – Prevorst – Oberstenfeld – Lichtenberg – Kleinbottwar – Höpfigheim – Pleidelsheim – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 11,-.

Auf kleinen Wanderungen soll das Keuperbergland in seinen weiten Höhen und tief eingeschnittenen Tälern erlebt werden; auf geomorphologische und botanische Besonderheiten wird dabei besonders geachtet. Die kunstgeschichtliche Betrachtung wird sich vor allem auf die ehemalige Kloster- und Pfarrkirche, die Walderichskapelle und -kirche in Murrhardt, die Stiftskirche und die Peterskirche Oberstenfeld, die Burg Lichtenberg, Kunstwerke in der Pfarrkirche Kleinbottwar, Schloß und Grabmale in Höpfigheim und die Pfarrkirche in Pleidelsheim erstrecken. So werden Natur und Kunst in gleicher Weise durch berufene Mittler zum Worte kommen.

#### *Höhlen und Quellen auf der Ulmer Alb*

Führung: Hans Binder

Sonntag, 21. Juli: Stuttgart – Geislingen – Urspring (Lonequelle) – Westerstetten – Breitingen – Altheim – Hungerbrunnen – Dettingen – Bolheim – Eselsburg – Hürben (Charlottenhöhle) – Hürbetal – Lontal (St. Ulrich) – Vogelherdhöhle – Hohler Stein – Bockstein – Langenau (Nautopf) – Geislingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 17,-.

Von Kennern wird das Lonetal eines der interessantesten Täler des Landes genannt. Seine Höhlen waren schon in der Altsteinzeit besiedelt. Das Römerkastell ADLUNAM sperrte den Albübergang, den noch heute Bundesstraße und Bahn benützen. In der Regel versickert die Lone unterhalb von Breitingen; das Tal ist also drauf und dran, ein Trockental zu werden. Volkstümliche Überlieferungen mannigfaltiger Art ranken sich um den Hungerbrunnen, eine zeitweilige Karstquelle in einem Seitental des Lonetals. Das gesamte besuchte Gebiet stellt das Einzugsgebiet der Landeswasserversorgung dar, die den Großraum Stuttgart mit Trinkwasser versorgt. So wird, wie bei den vorhergehenden karstkundlichen Fahrten, gezeigt werden, wie sich die Verkarstung auswirkt und wie

der Mensch sich mit ihr auseinandersetzt. Kleine Fußwanderungen sind eingeschlossen. Feste Schuhe und Taschenlampe sind erforderlich.

#### *Allgäuer Tage (Ferienwoche)*

Samstag, 27. Juli bis Samstag, 3. August: In dieser Zeit findet in Isny die diesjährige Ferienwoche mit reichem naturkundlichem und kulturgeschichtlichem Programm statt. Vgl. Sonderankündigung S. 108. Diese Veranstaltung wird von Stuttgart aus mit einer Gesellschaftsfahrt zu DM 21,- besucht.

#### *Alte Glocken im Albvorland*

Führung: Pfarrer i. R. G. Gommel

Samstag, 7. September: Stuttgart – Neckartailfingen – Nürtingen – Bodelshofen – Boll – Heiningen – Grubingen – Weilheim/Teck. Teilnehmergebühr: DM 9,50.

Kein fernes Ziel soll in diesem Jahr angesteuert werden, ist doch das Albvorland der Kreise Nürtingen und Göppingen so reich an Glockenschätzen vom 13. bis 19. Jahrhundert, daß nach acht Jahren eine zweite Fahrt in diese Gegend sich uneingeschränkt lohnen wird. Zudem werden einige interessante Dorfkirchen angenehme Abwechslung hereinbringen. Das Meisterwerk einer großen Glocke in Nürtingen wird Interesse wecken für die durch etwa vier Jahrhunderte bestehende Gießhütte in Biberach. Da die noch zahlreich erhaltenen, jedoch auf dem weiten Raum zwischen Stuttgart und Friedrichshafen zerstreuten Biberacher Glocken eine eintägige, diesem Thema gewidmete Fahrt nicht zulassen, sollen der Besuch von Glocken in Stuttgart am 6. 4., die Pfingsttagung in Ochsenhausen und die Ferienwoche mit diesem Kapitel der Glockengeschichte näher vertraut machen. Für die glockenkundliche Führung in Stuttgart am 6. April wird um gesonderte Anmeldung gebeten.

#### *Die Kunst- und Orgellandschaft zwischen Weser und Elbe*

Führung: Hauptkonservator Dr. W. Supper und  
Dr. A. Schahl

Samstag, 14. September bis Sonntag, 22. September: Stuttgart – Autobahn Hannover (Übernachtung) – Autobahn Bremen (Dom, Pfarrkirchen, Rathaus, Bürgerbauten, Kunsthalle, Paula-Modersohn-Becker-Sammlung) – Moordorf Worpsswede (Würdigung der „Worpssweder Maler“) und Teufelsmoor – Bremen – Dedesdorf (Orgel von Arp Schnitger 1697/98) – Loxstedt (Orgel von Matthias Schreiber 1767/71) – Dorum (Orgelprospekt von Arp Schnitger, Kruzifix) – Cappel (Orgel von Arp Schnitger 1695) – Bremerhaven – Lüdingworth (Kirche mit reicher Ausstattung des 15.–18. Jahrhunderts und Orgel von Antonius Wilde 1598 sowie Rückpositiv von Arp Schnitger 1682) – Altenbruch (Kirche mit reicher

Barockausstattung und Orgel von J. H. Klappmeyer 1730) – Otterndorf (Kirche mit reicher Ausstattung und Orgelprospekt von D. Chr. Gloger 1744) – Oederquart (spätgotische Kirche mit alter Ausstattung) – Freiburg (Orgelprospekt von Josias Ibach um 1610) – Neuhaus (Orgel von D. Chr. Gloger 1744) – Bremerhaven – Stade (St. Wilhadi mit Orgel von Erasmus Bielfeld 1731–34, St. Cosmae et Damiani mit Orgel von Vinzent Lübeck 1669/73) – Steinkirchen (Orgel von Arp Schnitger 1687) – Neuenfelde (Orgelprospekt von Arp Schnitger 1683/88) – Buxtehude – Bremerhaven (Gelegenheit zur Fahrt nach Helgoland) – Verden a. d. Aller (Dom) – Steinhuder Meer – Hannover – Autobahn Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 127,-.

Auf der Grundlage des Erlebnisses der Moor-, Geest-, Marsch- und Küstenlandschaft zwischen unterer Weser und unterer Elbe sollen die kulturellen Schöpfungen des niedersächsischen Bürger- und Bauerntums vergangener Jahrhunderte dem Verständnis erschlossen werden. Dabei wird ganz besonderer Wert auf den Besuch der nach lutherischem Brauch reich ausgestatteten Kirchen der Marschen gelegt, deren alte, von großen Meistern geschaffene Orgelwerke und Orgelprospekte die Landschaft zu einem wahren „Orgel-Land“ machen. In dieses Land wird uns der 1. Vorsitzende der Gesellschaft der Orgelfreunde, Hauptkonservator Dr. Walter Supper, einführen, nicht nur, indem er die Geschichte und die Dispositionen der Orgeln erläutert, sondern auch durch Vorführung der wichtigsten Register und Darbietung alter Orgelmusik. Auge und Ohr werden so in gleichem Maße Teil haben an den künstlerischen Herrlichkeiten des befahrenen Raumes. Darüber werden die „Worpssweder“, die Freie Hansestadt Bremen, die einst erzbischöflich bremische Stadt Stade mit ihren Orgeln, die Bauernhäuser und auch Bremerhaven mit seinen Hafenanlagen nicht zu kurz kommen. Ein Tag ist für einen Ausflug nach Helgoland vorgesehen (die Teilnahme hieran steht frei, der Preis der Überfahrt nach Helgoland ist in der Teilnehmergebühr nicht inbegriffen und wird noch mitgeteilt). Die Übernachtungen verteilen sich auf Hannover, Bremen und Bremerhaven (Ein- und Zweibettzimmer in guten Hotels). Um die Mittagspausen nicht durch längere Essenszeiten zu belasten und die zur Verfügung stehende Zeit nicht dadurch zu kürzen, wurden die Hauptmahlzeiten auf den Abend verlegt (Halbpension).

#### *Südwestalb*

Führung: Prof. Dr. H. Dölker

Sonntag, 22. September: Stuttgart – Tübingen – Balingen – Tübingen – Oberdigisheim – Nusplingen – Egesheim – Königsheim – Böttingen – Dürbheim – Spaichingen – Denkingen – Gosheim – Wehingen – Deilingen – Schömberg – Ratshausen – Hausen am Tann – Oberhausen – Weilstetten – Balingen – Tübingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 17,-.

Die Fahrt setzt am Lochenstein an, wo ein früherer Ausflug am 21. Juni 1964 endete und führt diesen zur Südwestalb hin weiter. Wie die für die Stuttgarter etwas abgelegene Landschaft bieten auch die vielfältigen Zeugnisse der Geschichte und der volkstümlichen Kultur reiche Möglichkeiten zu wertvollen Beobachtungen. Kleine Fußwanderungen auf den oder jenen Berg bzw. Aussichtspunkt werden nach den Gegebenheiten des Wetters eingelegt sein (bitte entsprechendes Schuhwerk).

### *Bamberg*

Führung: Prof. Dr. Dr. G. Merkle

Samstag und Sonntag, 28. und 29. September: Stuttgart – Bamberg – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 36,-.

Diese Fahrt sucht die Begegnung mit einer Stadt von ungewöhnlich reicher Vergangenheit und Kultur. Bamberg liegt beherrschend in der von der Altenburg gekrönten Landschaft; der viertürmige Dom und das ehem. Benediktinerkloster St. Michael beherrschen das Stadtbild. Insbesondere der Dom, ein Werk Kaiser Heinrichs II. und Bischof Ottos I., wird mit seinen beiden Chören, vor allem dem Georgschor, zu einem starken Erlebnis. Hier steht man vor dem „Bamberger Reiter“, den Propheten- und Apostelreliefs der Georgenchorschranken, der Ecclesia und der Synagoge, auch der Heimsuchungsgruppe, bei welcher der kunstgeschichtliche Zusammenhang mit Reims deutlich wird. Auch außen am Dom begegnen wir den Werken eines von Reims kommenden Meisters, und zwar an der Adamspforte, während an der Gnadenpforte noch die alte romanische Welt lebt, deren fester Formgehalt eher lombardische Einflüsse verrät. Im Fürstenportal, das von der Bauhütte von Laon angelegt wurde, spürt man in dem dramatischen Zug des Tympanons Anregungen vom Nordquerhaus in Reims. Auch an der aufgelockerten Form der Westtürme macht sich die Abhängigkeit von Laon bemerkbar. Ein besonderer Anziehungspunkt ist das neben dem Dom gelegene neue Diözesanmuseum, das hervorragende Bauplastik, Kultgeräte und kaiserliche sowie kirchliche Ornate zeigen kann. Die ehemalige Benediktinerkirche St. Michael, die obere Pfarrkirche auf dem Kaulberg, der Karmelitenkreuzgang, St. Jakob, die Kirche eines Chorherrenstifts und die ehemalige Kollegiatstiftskirche St. Gangolf und St. Martin werden weitere Ziele der Stadtwanderung sein. Bamberg hat jedoch neben diesen kirchlichen Kulturdenkmälern auch eine Reihe beachtlicher weltlicher Bauwerke: die alte und die neue Hofhaltung, das Böttingerhaus in der Judengasse und das zweite Böttingerhaus Concordia. Ein besonderer Glanzpunkt ist das mitten in dem Fluß auf Rosten errichtete Rathaus und die Brücke mit einer großen Kreuzigungsgruppe. Gegen Abend wandert man am besten durch die Altstadtpartien an der Regnitz. Nach Möglichkeit werden einige Orte an der Fahrtstrecke kurz besucht.

### *Ins „Hinteramt“ und auf die „Platte“*

Führung: Dr. W. Irtenkauf

Sonntag, 6. Oktober: Stuttgart – Nippenburg (Burganlage und Schloß) – Hemmingen (Hirschpark) – Weissach (Wehrkirche) – Mönshausen (Spaziergang zur Burg) – Wimsheim (Römische Altarfiguren am „Dom“) – Würmberg (Vogesenblick) – Hagenschies (Römische Anlage) – Niefern (Kirche und Niefernburg) – Pinache (Landgraben, Waldenserdorf) – Nußdorf (Friedhof) – Eberdingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 8,-.

„Hinteramt“? „Platte“? Trotz enger Nachbarschaft zu Stuttgart ist dieser Raum zwischen Leonberg, Pforzheim und Vaihingen noch viel zu wenig bekannt. Die unbekannteren Schönheiten in dieser „toten Ecke“ werden erschlossen, wobei kleinere Wanderungen zu besonders schönen und historischen Punkten in der Gäulandschaft diese Herbstfahrt auflockern. Der Entdeckungsfreude sind gerade hier keine Grenzen gesetzt.

### *Der Schönbusch als Kunstlandschaft*

Führung: Dr. Ad. Schahl

Sonntag, 13. Oktober: Stuttgart – Waldenbuch (Erinnerungen an große Dichter, Schloß und Kirche) – Bebenhausen (ehem. Zisterzienserkloster, Ed. Mörike) – Holzgerlingen (spätgot. Kirche) – Hildrizhausen (hochroman. Kirche mit spätgot. Chor, bäuerliches Kunsthandwerk: Ofenfüße, Ofenwandplatten) – Herrenberg (got. Stiftskirche) – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 8,-.

Zweck dieses kunstgeschichtlichen Streifzuges ist, die baulichen und künstlerischen Erscheinungen des Schönbusches als besondere Möglichkeiten gerade dieses Waldlandes verstehen zu lassen. Dazu gehören das Jagdschloß und die Kirche in Waldenbuch ebenso wie das Zisterzienserkloster Bebenhausen, die pfalzgräfl. tübingsche Bergstadt Herrenberg, die ehem. Stiftskirche in Hildrizhausen, die Dorfkirchen und die Zeugnisse bäuerlichen Kunsthandwerks. Aus allem soll sich ein Gesamtbild des Schönbusches als Kunstlandschaft runden.

### *Fahrten ins Blaue*

Samstag und Sonntag, 19. und 20. Oktober (bei Nachfrage auch am 26. Oktober): Auch in diesem Jahr beschließen wir unsere Studienfahrten mit einer Fahrt ins Blaue, an der die Teilnehmer dieser Fahrten umsonst teilnehmen können und die mit einem geselligen Zusammensein endet, bei dem u. a. Aufnahmen vorgeführt werden, die bei den Fahrten gemacht wurden. Eine eigene Einladung hierzu ergeht nicht mehr. Wir bitten um Anmeldung bis 1. Oktober.

## Dank und Bitte

Folgende Mitglieder haben unseren Verein und seine Sache durch Gewinnung weiterer Mitglieder im Jahre 1967 gefördert (bei fehlender Ortsbezeichnung ist der Wohnsitz Stuttgart):

4 Mitglieder warb Herr Manfred Kurz, Bietigheim. 3 Mitglieder verdanken wir Pfarrer i. R. Gerhard Gommel und Frau Hadulint Ziegler. 2 Mitglieder führten uns zu Herr Helmut Billig in Kirchheim/Teck, Herr Karl Felger, Oberstudienrätin Gertraud Kapff, Frau Emmy Nagel, Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder, Apothekerin Hanna Remppis in Weilheim/Teck und Frau Luise Zwicker in Waiblingen. 1 Mitglied meldeten uns Dr. Hans Ackermann in Dossenheim, Stadtarchivar Manfred Akermann in Göppingen, Regierungsrat Hans Alexander, Frau Hedwig Baum in Esslingen, Direktor i. R. Willy Baur in Hechingen, Pfarrer Justinus Bernhardt in Mühlheim/Donau, Frau Breitmeyer, Fräulein Margarete Bussmann, Amtsgerichtsrat a. D. Kurt Flogaus in Biberach, Fräulein Elfriede Fritz, Herr Dieter Gerlinger in Esslingen, Frau Hanna Glaser-Köngeter, Frau Fanny Hagemann, Herr Ernst Hahn, Postobersekretärin Rosa Haller, Frau Gerdi Hauser, Frau Dr. Heiland, Frau Emilie Henne in Heilbronn, Landrat Karl Hess in Böblingen, Frau Else Hörz, Oberbibliotheksrat Dr. Wolfgang Irtenkauf in Ditzingen, Oberfürsorgerin i. R. Margarete Jennewein, Frau Margarete Kaufmann, Frau Elise Kies in Fellbach, Dr. Albert Kissling in Frankfurt-Höchst, Baudirektor a. D. Walter Kittel, Frau Helene Knoeckel, Fräulein Elisabeth Köhler in Tübingen, Frau Herta Korzendörfer in Fellbach, Herr Werner Kraus, Frau Martha

Küstner in Kemnat, Schulleiterin Gertrud Kurz in Bietigheim, Herr Karl Löchner, Fräulein Maria Lohrmann in Kirchheim/Teck, Präsident i. R. Dr. Alfred Neuschler, Fräulein Margarete Nördlinger in Reutlingen, Fräulein Nora Ortlieb, Studienrat Konrad Plieninger in Eisingen, Verwaltungsdirektor Dr. Otto Röhm in Kirchheim/Teck, Frau Charlotte Ruoff, Herr Kurt Sautter, Fräulein Marianne Schad, Frau Fanny Schlenker in Geislingen, Frau Frida Schmückle in Leonberg, Regierungsbaudirektor Bernhard Schober, Frau Kläre Sendler, Professor Paul Sinkwitz in Haag, Fräulein Lydia Warth, Fräulein Alwine Weber, Frau Hilde Weizsäcker in Esslingen, Oberforstrat a. D. A. Wendel in Künzelsau, Fräulein Margarete Ungerer und Herr Hans Zorn.

Wir danken diesen Mitgliedern für die Teilnahme an unserem Vereinsleben, die in diesen Werbungen zum Ausdruck kommt und fügen die an alle Mitglieder gerichtete Bitte an, am Wachstum des Schwäbischen Heimatbundes in gleicher Weise mitzuwirken. Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ als Vereinsgabe dürfte dabei das Hauptwerbemittel sein, hinzu kommen die Vergünstigungen für Mitglieder bei den Pfingsttagen und Ferienwochen und die Möglichkeit der Beteiligung an Studien- und Lehrfahrten, die nur Mitgliedern offenstehen. Wenn sich auch der Sinn einer Mitgliedschaft im Opfer des Mitglieds für die gemeinnützigen Zwecke erfüllt, so wird der Hinweis auf das, was der Schwäbische Heimatbund zu bieten hat, dennoch am Platze sein.

Auch die bloße Mitteilung von Anschriften zum Zwecke der Werbung hat sich, vor allem bei Nennung des werbenden Mitglieds, wirksam erwiesen.

## Landeskunde im Südwestfunk-Programm

Neben seinen regelmäßigen aktuellen und volkstümlichen Sendungen aus Württemberg und Hohenzollern bringt das Landesstudio Tübingen regelmäßig am Freitagabend um 19.00 Uhr im zweiten Programm des Südwestfunks die *Auswahl* mit Notizen zum Kulturgeschehen und daran anschließend von 19.30 bis 20.00 Uhr Beiträge zur Landeskunde.

Vorträge aus allen wissenschaftlichen Disziplinen, die sich um die Erhellung von Geschichte und Gegenwart des Landes bemühen, wechseln ab mit volkskundlichen Dokumentationen und Untersuchungen zur Mundart, mit Monographien über Orte, Persönlichkeiten und Landschaften und mit Sendungen aus der Literatur des Landes von heute und damals.

# Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

## Kunsthhaus

### Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE I C

**Wenn einer eine Reise tut. . . . dann braucht er Reisebücher!!**

#### Josef Maximilian Wiesel: Rom

*Frankfurter Allgemeine:* „Man macht sich kaum einer Übertreibung schuldig, wenn man das Buch von Wiesel als klarsten und übersichtlichsten und auch umfassendsten Romführer bezeichnet, der in deutscher Sprache vorliegt.“

4. verbesserte Auflage. 318 Seiten. Fünffarbiger Stadtplan. 12 Karten und Grundrisse. 8 Fotos. Flexibel gebunden DM 17,80

#### Josef Maximilian Wiesel: Mittelitalien

Toscana – Umbrien

*Stuttgarter Zeitung:* „Wiesel hat einen Führer geschrieben, der schlechthin unübertrefflich ist. Er berücksichtigt einfach alles, was man sich hier anschauen kann.“

258 Seiten. 10 farbige Stadtpläne, 3 Übersichtskarten und Grundrisse. Flexibel gebunden DM 9,80

#### Günter Wachmeier: Prag

Kunst- und Reiseführer

*Literazzia:* „Ich bin mit vielen, vielen Städteführern durch das Goldene Prag gestreift, habe aber nie einen so gründlichen und köstlichen und gut bebilderten in der Hand gehabt. Es gelüstet mich, morgen mit dem Wachmeier in der Tasche nach der Moldaustadt zu karriolen.“

400 Seiten. 12 Kunstdrucktafeln, 2 mehrfarbige Stadtpläne, 4 einfarbige Kartenausschnitte, 51 Grundrisse und Zeichnungen, 3 Stiche, 1 Verkehrszeichentafel. Flexibler Balacron-Einband. DM 19,80

#### Jan Svoboda: Tschechoslowakei

Landschaft, Geschichte, Kultur

*adac – Tips für Kraftfahrer:* „Was das Buch besonders lebenswert macht, ist die Anschaulichkeit und Begeisterung, mit der uns der Autor seine Heimat schildert. Es ist jedoch ebenso ein gründlich informierendes Reisebuch, das umfassend und aus genauester Kenntnis heraus über die kultur- und kunsthistorischen Besonderheiten unterrichtet. Ein Buch, das einem darüber hinaus noch Land und Leute nahebringt.“

196 Seiten. 16 Bildtafeln, 1 Karte. Leinen DM 19,80

#### Oto und Lise Bihalji-Merin: Jugoslawien

Kleines Land zwischen den Welten

*Salzburger Nachrichten:* „Man sollte diese Schilderung lesen, wenn man von Jugoslawien mehr als Sonne, Wasser und Chevapcici erwartet.“

2., erweiterte Auflage. 310 Seiten. 24 Fotos. Leinen DM 24,80

#### C.Ernst Köhne: Belgien und die Niederlande

Landschaft, Geschichte, Kultur

*Westdeutscher Rundfunk:* „Der beste Reiseführer ersetzt dem, der mehr als nur die Oberfläche kennenlernen will, nicht die Lektüre einführender und gründlicher in die Eigenart des fremden Landes eindringender Literatur. Für Holland und Belgien ist hier das Buch von Köhne sehr zu empfehlen. Es ist eine ausgezeichnete Kombination von Kulturgeschichte und Reiseführer.“

243 Seiten. 24 Fotos, 7 Karten. Leinen DM 19,80

Diese Bücher liefern wir Ihnen gern. Bitte schreiben Sie uns auf einer Postkarte Ihre Wünsche.

**Versandbuchhandlung „Dienst am Buch“, 7 Stuttgart O, Postfach 3057**



**Wenn Sie Ihren Wohlstand im Auge haben . . .**

**Geld gut und gewinnbringend anlegen.**

**Sprechen Sie  
mit uns!**

 **VOLKSBANK**

## *Italien - mit schwäbischen Augen gesehen*

Schwäbische Weltmänner, Künstler und fürstliche Persönlichkeiten von der Barockzeit bis ins 19. Jahrhundert schrieben ihre Eindrücke von Italien nieder. In diesem prächtig ausgestatteten Band vereinen sich diese Zeugnisse zu einem farbigen Panorama mit Genuß zu lesender Reisebilder.

Dorothea Kuhn (Hrsg.)

## Reisebilder aus Italien

### Erlebnisse und Berichte schwäbischer Italienfahrer

116 Seiten. 29 einfarbige Zeichnungen,  
Vignetten. 4 farbige Abbildungen auf Kunstdruck.  
2 einfarbige Stiche, 1 mehrfarbiger, doppelseitiger  
Stich. Format 21,8×28,9 cm. Leinen DM 34,-

Der Wechsel und die Vielfalt der Gesichtspunkte machen den Reiz dieser Sammlung aus, in der erstmals Italienberichte und Italienbilder schwäbischer Reisender vom siebzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert zusammengefaßt wurden. Vor allem Künstler folgten den Welt- und Handelsmännern in ein Arkadien, das nicht immer das Bild ihrer poetischen Träume bestätigte. Und gerade das Verhältnis von poetischer Vorstellung und Realität macht den Geistes- und Stimmungsgehalt jener Berichte aus.

Durch erläuternde Zwischenbemerkungen werden Einzelschilderungen in größeren Zusammenhängen sichtbar. Die Bilder gehören thematisch oder biographisch jeweils eng zu den Texten und runden auf diese Weise das Gesamtbild ab.

## *Das „klassische“ Italien-Reisebuch - in neubearbeiteter Auflage*

Kasimir Edschmid

## ITALIEN

### Landschaft, Geschichte, Kultur

Ca. 1000 Seiten. Leinen DM 26,80

Sonderausgabe

Landschaft, Menschen, Geschichte, Kultur vereint Edschmid in unverwechselbarem Stil zu einem faszinierenden Bild von Italien. Der Autor hat diese Ausgabe bis in unsere Tage ergänzt, so daß sie den Ansprüchen des heutigen Reisenden gerecht wird.



W. Kohlhammer Verlag

# Die 10. Auflage eines erfolgreichen Buches

So urteilen Presse und Rundfunk über ein Buch, das innerhalb weniger Jahre zu einem Welterfolg wurde:

„... wendet sich an die vielen, die ... inmitten der Arbeit und Sorge des Alltags und im Anblick der großen geschichtlichen Umwälzungen und Katastrophen unserer Zeit den Versuch nicht aufgeben, sich im Wege selbständigen Nachdenkens mit den Rätselfragen der Welt und den ewigen Fragen des Menschseins auseinanderzusetzen.“ Hessischer Rundfunk

„Geradezu ein Genuß, weil man auf übersichtliche und einprägsame Weise durch das Labyrinth der unzähligen philosophischen Systeme und Theorien geleitet wird.“ Bayerisches Sonntagsblatt

„Lebendig und prägnant geschrieben, verschafft sie einen Überblick nicht nur über die großen Epochen der europäischen, sondern auch der alten indischen und chinesischen Philosophie. Obwohl historischen Stoff darbietend, bleibt die Schrift offen für den problematischen Kern aller philosophischen Systeme.“

Bulletin trimestriel der Internationalen philosophischen Bibliographie

Hans Joachim Störig

## Kleine Weltgeschichte der Philosophie

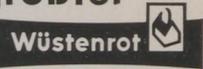
10. Auflage. XVI, 454 Seiten. 32 Tafeln.  
Leinen DM 19,80



**W. Kohlhammer Verlag**

## Hausbau, Hauskauf, Wohnungserwerb, Althausmodernisierung und ideale Geldanlage

... alles mit Wüstenrot,  
Deutschlands größter  
Bausparkasse



Auskunft und eingehende Beratung über Möglichkeiten und Wege zeitgemäßer Baufinanzierung direkt beim Wüstenrot-Haus, 714 Ludwigsburg.

### Ein schönes Buch

binden wir aus Ihrer Schwäbischen Heimat

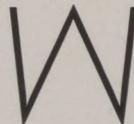
DM 10,80 kostet das Buch samt Einbanddecke und Goldprägung. Sie schicken Ihre 4 Hefte an uns – samt Inhaltsverzeichnis. Wir schicken Ihnen 4 Wochen später ein gut gebundenes Buch zurück.

**Buchbindermeister Richard Mayer**

7 Stuttgart, Postfach 1084, Tel. 27 62 10



Ihre  
Anzeigenaufträge  
nimmt  
entgegen:



Merkur-Werbung  
Stuttgart-S  
Staffenbergstraße 44  
Postfach 740  
Telefon 24 63 58 / 59 / 50

### Kohlhammer Bücherei — Geschichte und ihre Gestalten

J. Benoist-Méchin **Alexander der Große**

Der Traum, der die Welt veränderte

Aus dem Französischen von Marianne Grund Freidberg.  
224 Seiten. 10 Kunstdrucktafeln. Leinen DM 16,80

Benoist-Méchin zeichnet diesen „Königsweg“ vom kometenhaften Aufstieg bis zum jähen Ende faszinierend nach. Eine spannungsgeladene Biographie.

J. Benoist-Méchin **Kleopatra**

Aus dem Französischen von Marianne Grund Freidberg.  
336 Seiten. 8 Kunstdrucktafeln. Leinen DM 16,80

„Wir nehmen vom Anfang bis zum Ende an der großen Weltgeschichte teil, selbst wenn uns vielleicht anfangs nur der verruchte Zauber des Namens Kleopatra zur Lektüre verlockt haben sollte.“  
Süddeutscher Rundfunk

Versandbuchhandlung „Dienst am Buch“  
7000 Stuttgart O, Postfach 3057



## In jedem Fall: Kredit von der Sparkasse

Es gibt Situationen, in denen nur etwas gilt: rasch handeln, um Chancen zu nutzen. Dazu gehört auch, daß zur richtigen Zeit ein Kredit da ist. Für Sparkassen-Kunden kein Problem. Sie vertrauen ihrer Sparkasse und wissen, daß sie für jeden vertretbaren Zweck Kredit erhalten. Und zwar sehr günstig. Und einfach! Ob kurzfristig oder für längere Zeit, ob Kleinkredite oder Hypotheken, die Sparkasse weiß zu helfen. Bei Geldbedarf ist die Sparkasse auch Ihr guter Partner.



Wenn's um Geld geht  
**SPARKASSE**

## Ein schönes und nützliches Geschenk auch zur Konfirmation



Hans Weigert

## Kleine Kunstgeschichte Europas

8., neubearbeitete und erweiterte Auflage.  
336 Seiten, 16 Farbtafeln, 167 Schwarzweiß-  
Abbildungen und 145 Zeichnungen.  
Leinen DM 19,80

Als der „kleine Weigert“ ist er groß geworden – Kunstfreunden bereits unentbehrlich. Zwei Eigenschaften vor allem haben dem Werk zu seinem Erfolg und zu seiner Beliebtheit verholfen: die gründliche und übersichtliche, dabei flüssig lesbare Darstellung der Kunstentwicklung zweier Jahrtausende und zum anderen seine nützliche Anlage als Nachschlagewerk (Übersicht über die Inhalte der christlichen Kunst, Register kunstgeschichtlicher Fachausdrücke mit Skizzen, chronologische Übersicht der einzelnen Kunstepochen, Namen- und Ortsregister). Damit ist dem Kunstfreund ein Werk in die Hand gegeben, das Kunstgeschichte und Nachschlagewerk in idealer Weise vereint.

2. APR. 1968



**W. Kohlhammer Verlag**